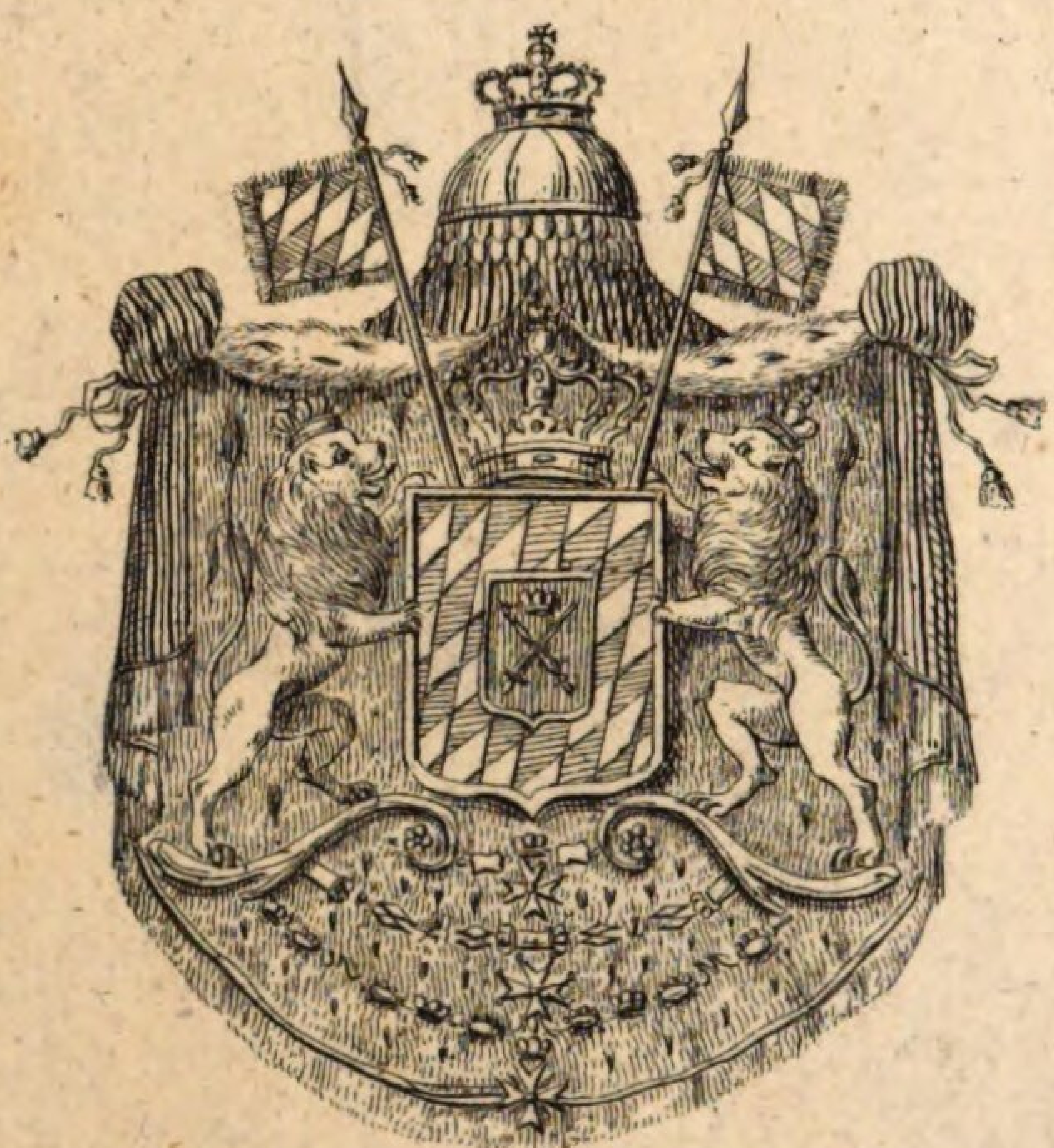
H. Eccl
752 q -2



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36635530010018

<36635530010018

Bayer. Staatsbibliothek

CHRISTLICHE

KIRCHENGESCHICHTE

VON

D^R. ANTON MICHL,

KÖNIGL. BAIER. GEISTLICHEM RATHE, UND ÖFFENTLICHEM LEHRER DES KIRCHENRECHTS UND DER KIRCHENGESCHICHTE AN DER KÖNIGL. LUDWIGS-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT ZU LANDSHUT.

Bayerische Staatsbibliothek München

ZWEYTER BAND.

ZUSÄTZE ZUM ERSTEN ENTHALTEND.

ZWEYTE VERBESSERTE AUFLAGE.

MÜNCHEN, 1819.

BEY JOSEPH LINDAUER.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt der Zusätze.

Ad §. 1. Litteratur, Darstellung und Nutzen der Kirchengeschichte.

§. 2. a. Prüfung der Einsicht eines historischen Zeugen.

§. 2. b. Prüfung der Wahrheitsliebe eines historischen Zeugen.

§. 2. c. Prüfung der Denkmäler, Monumente.

§. 3. Von den Zeugnifsen der Apostel.

§. 4. Ueber die Verfälschung der apostolischen Schriften.

§. 5. Von unächten Zeugnifsen für die Geschichte Jesu.

§. 7. Von der Bildung Jesu im Institut der Essener.

§. 8. Von den Wundern Jesu.

§. 13. Lucian von Samosata.

§. 13. a. Apollonius von Thyane.

§. 13. b. Kaiser Mark Aurel verachtet die Christen.

§. 14. Von dem Einflusse der Platonischen Philosophie auf das Christenthum.

§. 16. a. Von der Taufe.

§. 16. b. Von der Kleidung der Geistlichen.

§. 19. Unterschied zwischen Geistlichen und Laien.

§. 20. Irenäus, Bischof zu Lyon.

§. 22. Kaiser Konstantins Kreuzerscheinung.

§. 23. Bekehrungen im zweyten Zeitraume.

§. 24. a. Tempelbau unter Kaiser Julian.

§. 24. b. War die Störung des Tempelbaues ein Wunder?

§. 24. c. Kaiser Julians Tod.

§. 24. d. Julians Charakter und Physiognomie.

§. 25. Von Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek.

§. 28. Geschichte einiger Märtyrer, die ohne Zunge sprachen.

§. 32. Absetzung eines Königs durch Bischöfe.
§. 33. Klugheit des Bischofs Athanasius.
§. 35. Noch einige Züge aus dem Leben Kaiser Karls des Grofsen.
§. 36. War Cyrill Erfinder der slavonischen Buchstaben?
§. 38. Mifsbräuche im Bilderdienste.
§. 40. a. Von den Ordalien.
§. 40. b. Von Glocken und Glockentaufe.
§. 40. c. Ursprung der Orgeln.
§. 41. Wie wurden die Kinder in Klöstern geopfert?
§. 42. a. Neue Gründe für die Existenz der Päbstin Johanna.
§. 42. b. Von dem Dekrete des Kaisers Phokas.
§. 43. a. Von dem Wunder, das mit Joannes Damascenus geschehen seyn soll.
§. 43. b. Das Bild eines grofsen Bischofs.
§. 44. Noch einiges von Konradin.
§. 45. Ueber den Nutzen und Schaden der Kreuzzüge.
§. 46. Von den Tempelherrn.
§. 47. Von den Malthesern.
§. 48. Von dem Orden der Deutschherrn.
§. 51. a. Behandlung der Neger in Amerika.
§. 51. b. Noch etwas über die Entdeckung von Amerika.
§. 52. Ursprung der Zigeuner.
§. 54. Von Johann Hufs.
§. 55. Von dem Inquisitionsgericht.
§. 56. Noch einige Beyspiele von Verfolgung der Juden.
§. 57. a. Vom Jubiläums-Ablasse.
§. 57. b. Vom Portiuncula-Ablasse.
§. 58. a. Von der Mozarabischen Liturgie.
§. 58. b. Von dem Bibel-Verbot.
§. 59. Von dem Ave Maria und dem bey Protestanten gewöhnlichen Zusatze am Ende des Pater Noster.
§. 60. a. Vom Verbote des Abendmahls unter beyden Gestalten.
§. 60. b. Das Narrenfest.
§. 60. c. Das Eselsfest.

§. 61. Vom heiligen Franz von Assis.

§. 62. Von Pabst Gregor dem VII.

§. 63. Von der päbstlichen Lehenertheilung, und der Gewohnheit, des Pabstes Steigbügel zu halten.

§. 64. Warum ist Kaiser Friedrich der II. in den Bann gethan worden?

§. 65. Pabst Bonifaz der VIII.

§. 66. a. Kaiser Ludwig der Baier.

§. 66. b. Von der Weissagung des Malachias.

§. 67. a. Von der Rohheit der Geistlichen des vierten Zeitraumes.

§. 67. b. Universitäten.

§. 67. c. Die Skolastiker.

§. 67. d. Spitzfindige Fragen der Skolastiker.

§. 68. a. Von Tezels Ablaſs - Verkündigung.

§. 68. b. Miltiz und Luther.

§. 69. Disputation zu Leipzig.

§. 70. a. Miſsvergnügen in Deutschland über die päbstliche Verdammungsbulle.

§. 70. b. Luther verbrennt die päbstliche Bulle und das Corpus Juris Canonici. Mit welchem Erfolge?

§. 71. Luther in Worms.

§. 72. a. Bauern - Aufruhr in Deutschland.

§. 72. b. Hatte auch Luther Antheil an dem Bauern-Aufruhr in Deutschland?

§. 73. Von Luthers Heirath.

§. 74. Von der Bigamie des Landgrafen Philipp von Hessen.

§. 75. Luther und Schwenkfeld.

§. 77. Augsburgische Confession.

§. 78. a. Luthers Tod und Charakter.

§. 78. b. Luthers Testament.

§. 80. a. Gebhard, Erzbischof zu Köln, heirathet und wird abgesetzt.

§. 80. b. Unruhen in Donauwörth.

§. 81. Zwingli und Oekolampadius.

§. 82. Servet und Kalvin.

§. 84. a. Wiedertäufer.

§. 84. b. Die Quäcker.
§. 84. c. Die Arminianer.
§. 84. d. Die Quietisten.
§. 84. e. Die Pietisten.
§. 84. f. Die Methodisten.
§. 84. g. Die Sehwedenborgianer.
§. 84. h. Separatisten.
§. 85. Deisten in Böhmen.
§. 89. a. Jesuiten.
§. 89. b. Die Väter vom Glauben Jesu.
§. 89. c. Die Trappisten.
§. 91. Jansenismus.
§. 93. Wunder des Franz von Paris.
§. 95. Mission der Jesuiten in China.
§. 97. Missions-Anstalten in Salzburg.
§. 98. Gaſsnerische Wunderkuren.
§. 99. a. Isenbiehl.
§. 99. b. Joseph Wiehrl.

Zusätze

zum

ersten Zeitraume

der

christlichen Kirchengeschichte.

Zusätze

zum

Verzeichnifs der wichtigsten Kirchengeschichtschreiber.

Baronius war in neueren Zeiten unter den Katholiken der erste und wichtigste Kirchengeschichtschreiber. Seine Annalen gehen bis zum Jahre 1198, wurden aber von Raynaldus, Bzovius und Spondanus fortgesetzt, von Anton Pagi verbessert, und von dem Protestanten Casaubonus in vielen Punkten widerlegt. — Der eilfte Tom hat an Elias Dupin einen Gegner gefunden, und wurde auch zu Madrit öffentlich durch den Henker verbrannt, weil in demselben den Königen von Neapel und Sicilien die sogenannte Sicilianische Monarchie oder das Privilegium der kirchlichen Jurisdiction nicht zugestanden wurde. Dieser eilfte Tom war auch Ursache, dafs die Spanier, als Baronius Pabst werden sollte, pro-

testirten. — Einige erklären ihn als einen römischen Schmeichler, und wenden die Verse des Phaedrus auf ihn an:

> Id sibi negotium credidit solum dari,
> Papae ut placerent, quas fecisset fabulas.

wer aber unpartheiisch denkt, muſs gestehen, daſs die Fehler des Baronius mehr Fehler seiner Zeit, als Fehler seiner Einsicht, oder seines Herzens seyen. Man findet vielmehr überall den gelehrten, redlichen und bescheidenen Selbstdenker. — Anlaſs zur Verfassung seiner Annalen gaben dem Baronius die eben damals von Seite der Protestanten bekannt gemachte Centuriatores Magdeburgenses. Onuphrius Panvinius erhielt von Rom den ersten Auftrag, dieses wichtige Werk zu widerlegen. Da er aber diesen Auftrag ablehnte, traf die Wahl den Baronius.

Die *Centuriae Magdeburgenses* sind eine Kirchengeschichte von zwölf Jahrhunderten, angefangen zu Magdeburg, vollendet zu Wismar, und gedruckt zu Basel in dreyzehn Foliobänden, im Jahr 1574. Die Verfasser davon sind die Protestanten Flaccius Illyricus, Joannes Wigand, Matthäus Judex, Basilius Faber, Andreas Corvinus und noch einige andere Theologen aus der strengen Schule von Jena. Aber die Theologen von Wittenberg, die dem Philipp Melanchton anhiengen, und daher die weichen Philippisten genannt wurden, arbeite-

ten nicht mit, wodurch das Werk viel an innerlicher Kraft, und besonders an bescheidener Mäſsigung verlor. Diese Centurien bewirkten daher nicht, was die Protestanten dadurch bezweckten, und was ihnen Schröckh in seiner Kirchengeschichte im I. Th. S. 165. zutraut, da er sagt: „Man wird bald sehen, wie tief die römische Kirche durch das Geschütz dieses Magdeburgischen Zeughauses der Evangelischen verwundet worden sey." Ich für meine Person habe die katholische Kirche noch nie über eine solche Wunde seufzen gehört, und zwar um so weniger, da die Centuriae die nämlichen Zeitfehler an sich haben, wie die Annalen des Baronius, und obendrein noch eine starke Dosis von Leidenschaftlichkeit. — Lucas Osiander, ein Würtembergischer Theolog, lieferte aus diesen Centurien im Jahre 1604 einen Auszug in 9 Quartbänden. — Eine ganz neue und viel verbesserte Ausgabe besorgte im Jahre 1757 Johann Hauck, Pfarrer zu Alfershausen im Anspachischen, der am 19. Juni 1801 starb.

Als einen Kirchengeschichtschreiber von ganz besonderer Art hat sich *Gottfried Arnold* mit seiner unpartheiischen Kirchen- und Ketzer-Historie ausgezeichnet, die bis zum Jahre 1688 fortgeht, und im Jahre 1700 zu Frankfurt am Main in II, dann im Jahre 1742 zu Schafhausen in III Foliobänden gedruckt worden ist. Er war Protestant, und macht

die Schwachheiten seiner eigenen Kirche mit der nämlichen Freymüthigkeit bekannt, wie die Fehler von andern. Der berühmte Kardinal Polignac liefs daher dieses Werk in die französische Sprache übersetzen, und sagte bey den Friedens-Unterhandlungen zu Utrecht zu einem Protestanten: „Dieser Schriftsteller hat eure Blöfse recht aufgedeckt.“ Die Protestanten hingegen nennen den Arnold einen ausgearteten, undankbaren und verrätherischen Sohn der evangelischen Kirche. *) Ich kann keines von beyden Urtheilen unbedingt gut heifsen. Indessen glaube ich doch, dafs Arnolds Werk, besonders in Hinsicht auf Geschichte des Mysticismus, weit mehr benützt werden könnte und sollte, als es bisher geschehen ist.

Sehr viel verlor die Kirchengeschichte durch den Tod des berühmten Schriftstellers *Mathias Schröckh*, der der Sohn eines Kaufmanns zu Wien war. Er war geboren am sechs und zwanzigsten Juli im Jahre 1733, und starb an eben diesem Tage im Jahre 1808. — Von Jugend auf war er ein Freund der Klassiker, und bildete sich in Göttingen unter Mosheim und Michaelis, dann in Leipzig unter Ernesti. — Seine Kirchengeschichte bis zur Reformation besteht in 35, seit der Reformation in

*) *Schröckh* Kirchengeschichte I. Theil S. 182.

8, sohin im Ganzen in 43 Theilen. — Seit Ostern 1807 hinderte ihn eine hartnäckige Krankheit, die von einem Schlagflufse herkam, seine Vorlesungen fortzusetzen. — Als er am 26. Juli 1808, als an seinem fünf und siebenzigsten Geburtstage, eben die Bücher und Materialien zum neunten Theile, der die Geschichte der griechischan Kirche enthalten sollte, zusammen trug, stürzte er von einer an seine Bibliothek angelehnten Leiter herab, und brach den Hals des rechten Schenkelbeins, auch litt der Rückgrad eine heftige Erschütterung, welcher Zufall, verbunden mit seiner Krankheit und Alter, ihn das Leben kostete. — Aufser seiner Kirchen-Geschichte sind von seinen Büchern noch vorzüglich merkwürdig seine allgemeine Weltgeschichte für Kinder. Leipzig 1779. in 6 Bänden, wovon im Jahre 1802 die dritte Auflage erschien; dann seine allgemeine Biographie in 8 Theilen. Berlin 1817. und seine Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Gelehrten in 3 Bänden, wovon die erste Auflage im Jahre 1764 bis 1769 und die zweyte im Jahre 1790 zum Vorschein kam. — Ein bestimmtes Urtheil über Schröckh's Verdienste zu fällen, ist keine leichte Sache. Ein kritisches Talent, verbunden mit einem eisernen Fleifse und einer ungeheuern Belesenheit, kann man ihm nicht absprechen. Auch Freymüthigkeit zeigt er auf jedem

Blatte. Nur wünschte ich, dafs er in manchen Fällen seine gar zu grofse Vorliebe gegen seine Religionsparthei nicht so auffallend geäufsert, sondern sich öfters des bekannten Spruches erinnert hätte, dafs ein wahrer Geschichtschreiber weder Religion noch Vaterland haben solle.

Unter jenen Schriftstellern, welche einzelne Gegenstände der Kirchengeschichte bearbeitet haben, ist *Paul Sarpi*, ein Mönch aus dem Serviten-Orden, vorzüglich merkwürdig. Er hat unter vielen andern Schriften eine Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung verfafst, wozu der Kardinal *Pallavicini* das Gegenstück geliefert hat. Von dieser Tridentinischen Geschichte des Paul Sarpi sagt Herder: „Sie ist, obgleich ohne alle poëtische Bilder, und den unannehmlichsten Gegenstand betreffend, das vollkommenste historische Epos. In mehrern Bearbeitungen der Kirchengeschichte gieng *Mosheim* ihm nach, den er aber seiner zierlichen Langweiligkeit wegen nie erreichte. Eine ganze Kirchengeschichte, in des Sarpi Geist geschrieben, wäre ein Meisterwerk, obgleich vielleicht über menschliche Kräfte.“ *) Ich habe diese schöne Stelle aus Herder geflissentlich ausgezogen, um diejenigen aufmerksam zu machen, welche so

*) Herders Adrastea VI. B. I. St. S. 21.

gerne über Sarpi schimpfen, von dem sie wohl den Namen, aber kaum seine Schriften, und noch weniger seinen Geist kennen.

Zu den neuern Werken über Kirchengeschichte gehören noch:

a. *Gerbert* Liturgia allemannica 1776—79. Tom. V. in 4.

b. *Josephi Zolae* Commentarii de Rebus christianis ante Constantinum magnum. Ticini 1780—81. Tom. III. in 8.

c. *Pauli Canciani* Barbarorum leges antiquae: accedunt formularum fasciculi. Vol. V. in folio. Venetiis 1781.

d. *C. W. Flügge* Einleitung in das Studium und die Litteratur der Religions- und Kirchengeschichte. Göttingen 1801.

e. *Carl Friedrich Stäudlin* kirchliche Geographie und Statistik. II Bände. Tübingen 1804.

f. *Carl Fr. Stäudlin* Universalgeschichte der christlichen Kirche. Hannover 1806.

g. *J. G. Müller* Reliquien aller Zeiten, Sitten und Meinungen. II Theile. Leipzig 1806.

h. *Marheinecke* Universal-Kirchenhistorie des Christenthums. Erlangen 1806.

Zusätze

ad §. 1.

Darstellung und Nutzen der Kirchengeschichte.

Die Kirchengeschichte ist eine pragmatische Darstellung, also nicht ein bloſses Aggregat, sondern ein Verstandes-Ueberblick von Begebenheiten und ihrem Zusammenhange unter sich, und mit andern Welterscheinungen als Ursache und Wirkung. — Jedoch ist die Wahrheit der Totalität bedingt durch die Wahrheit des Einzelnen, aber so, daſs der Verstand in Hinsicht auf den Causal-Nexus die Geschichte pragmatisch, philosophisch macht. *)

Daſs die Kirchengeschichte ein wichtiges Studium sey, daran kann nur der zweifeln, dem der enge Zusammenhang der Kirchengeschichte mit den

*) So eine Darstellnng ist der chronologischen oder Annalen-Methode, die keinen andern Zusammenhang, als den der Zeit kennt, vorzuziehen. — „Der Annalist ist nur der Farbenreiber des äch„ten Geschichtschreibers. Der ächte Geschicht„schreiber lernt von allem Groſsen, was „er liest und sieht, den groſsen Blick. Der „groſse Blick umfaſst auf einmal die Mannich„faltigkeit und koncentrirt sie auf Einheit.“

Im Journal *Jason*. Junius 1808. S. 203.

übrigen Wissenschaften nicht bekannt ist, oder der sonst keinen wahren Begriff von Geschichte hat.

Die allgemeine Weltgeschichte, so wie auch die Geschichte einzelner Staaten, erhalten durch die Kirchengeschichte sehr vieles Licht, weil die Kirche durch Beförderung der Wissenschaften und Kultur der Schulen, durch Verbreitung moralischer und religiöser Grundsätze, durch daraus fliessende Humanisirung der Sitten, und manchmal selbst durch Schwärmerey und Fanatismus auf die ganze Menschheit sehr grofsen Einflufs hatte. —

Das Kirchenrecht mufs ohnehin aus der Kirchengeschichte die Beweise entlehnen, um den Ursprung, Ausdehnung, Abänderung, Nutzen oder Schaden, und endlich den Geist der kirchlichen Verordnungen zu bestimmen. Z. B. in Hinsicht der Kirchen-Hierarchie u. s. w.

Die Dogmatik hängt beynahe ganz von der Kirchengeschichte ab. Denn die Offenbarung, so wie die Fortpflanzung derselben, ist Thatsache, die nur durch die Geschichte begründet werden kann. Viele Dogmen, für welche die Offenbarung nicht deutlich genug spricht, würden ohne Kirchengeschichte gar nicht bewiesen werden können. Z. B. die Existenz der vier Evangelien, die Kindertaufe, das Fegfeuer u. s. w. *)

*) Ich verstehe hier jenen Theil der Kirchengeschich-

Die christliche Moral stellt zur Belehrung nicht allein Grundsätze, sondern auch Beyspiele auf. Und wo findet sie letztere, als in der Kirchengeschichte, in welcher bald die wohlthätigsten Züge der reinen Religion, bald die abschreckendsten Gemählde des schwärmenden Fanatismus vorkommen? — Eben so dient die Kirchengeschichte zur Pastoral-Theologie, und vorzüglich zur Liturgie.

Daher sagt Häberle in seinem Staats-Archiv mit Recht: „Kirchengeschichte, dürfte Mancher glauben, ist kein Studium für mich. — Allein nicht zu gedenken, daſs Religion schon an sich eine der wichtigsten Angelegenheiten des Menschen von jeher war, daſs ferner kirchliche und politische Geschichte oft Hand in Hand miteinander gehen müssen, und daſs jene für das immer wichtiger werdende Kirchenrecht ein unentbehrliches Studium ist, so giebt auch vorzüglich die neueste Kirchengeschichte dem Politiker Stoff zu so manchen Betrachtungen, ja sie gewährt selbst Unterhaltung für das blos lesende Publikum.“ *)

Ueberhaupt ist, wie Ramler in seiner Einleitung zu den schönen Wissenschaften sich ausdrückt,

te, der den Ursprung und Fortgang der kirchlichen Lehre darstellt, und daher auch Dogmengeschichte genannt wird.

*) Häberlin Staatsarchiv II. Heft Nro. 6. S. 192.

die Historie das Ebenbild der Vergangenheit zum Unterricht für die Zukunft; und es bleibt wahr, was Cicero sagt: „rerum praeteritarum ignari semper sunt pueri.“ — Die Geschichte kann nur der nicht lieben, der sie fürchten mufs, weil sie dem Regen gleicht, der die Farbe vom Angesicht des mit Gift hingerichteten Bruders des Kaisers Nero wegwusch, und dadurch den Nero als Brudermörder verrieth. — Aber der Freund der Wahrheit ist zugleich allzeit ein Freund der Geschichte, die ihn aufmerksam macht auf die wunderlichen Wege der Fürsehung in der Vergangenheit, woraus er Gelassenheit für die Gegenwart lernt und Klugheit für die Zukunft. —

Es ist daher unbegreiflich, wie der berühmte französische Bürger Mercier erst im Jahre 1802 zu Paris in einer öffentlichen Versammlung behaupten konnte, dafs man, um grofs zu werden, in der Geschichte unwissend seyn müsse. Seine Worte sind zu auffallend, als dafs ich sie nicht anführen sollte: „Philosophisch betrachtet,“ sagt er, „ist die Geschichte nichts, als ein trauriger Spiegel von Irrthümern, von Thorheitan und Verbrechen, die nicht mehr gut gemacht werden können. — So fügen sich die Sachen nicht wieder, wie ehemals. Sonst würde man an den Menschen die nämlichen Charaktere, und in den Begebenheiten die nämlichen

Umstände wieder erscheinen sehen. Es ist immer ein neues Schloſs, der alte Schlüssel kann nicht aufschlieſsen. — Wie verschieden sprechen die Geschichtschreiber von derselben Person oder von derselben Begebenheit? Man vergleiche den Cicero und Salustius über die Verschwörung des Catilina. — Gewisse Völker haben ihren Ruhm gehabt, wir haben den unsrigen; wir wollen ihn befestigen nicht durch das, was geschrieben ist, sondern durch alles das, was wir gesehen haben, durch alles das, was wir werden sehen können. Was wir thun, ist auch Geschichte. Laſst uns diese Geschichte machen ohne Muster. Es werden nur desto mehr Glücksfälle beytragen, daſs sie gut werde. Laſst uns die Erinnerung an das, was geschehen ist, aufgeben, wie man die alten Papiere von einem unglücklichen Prozesse liegen läſst. Nichts ist der Erreichung des Groſsen so günstig, als die Unwissenheit über das Vergangene." *)

Ich finde in diesen Worten mehr Beredsamkeit, als wahre Philosophie. Die Geschichte enthält freilich viele Thorheiten; Irrthümer, Verbrechen. Es kommen aber in derselben auch weise

*) Ein Aufsatz vom Bürger *Mercier*, vorgelesen in einer Sitzung des National-Instituts zu Paris 1802.

Grundsätze, grofse Handlungen und tugendhafte Menschen vor. Wollte sie die menschlichen Vergehungen verschweigen, so würde sie den Menschen nicht ganz, sondern nur von einer Seite darstellen: sie würde heucheln. Alte Thorheiten geben uns wenigstens Unterricht, uns vor neuen zu hüten. — Die Geschichte ist in dieser Hinsicht eine Schule der Menschenkenntnifs und der praktischen Weisheit. —

Obwohl unsere Begebenheiten nicht in allen Nebenumständen mit den alten zusammen treffen, so sind sie doch in der Hauptsache einander gleich. „Ein Jahrhundert," sagt der gelehrte Franzos Diderot, sieht dem andern so ähnlich, wie von zweyen alten Weibern eines dem andern."

Wie viel ähnliches hat nicht die französische Revolution in Kirchensachen mit der ehemaligen Reformation in Deutschland durch Martin Luther!

Sie stimmen in ihrem Ursprunge, Fortgange und Folgen viel überein. —

Wenn sich einige Geschichtschreiber über den nämlichen Gegenstand manchmal zu widersprechen scheinen, so geschieht es öfter in Nebendingen, als in der Hauptsache: Jeder erzählt das nämliche, nur jeder nach seinen eigenen Ansichten. Sie gleichen in diesem Stücke den Ma-

lern, bey deren Verschiedenheit in ihren Gemählden mehr der Geschmack der Künstler, als die Wahrheit der Gegenstände in Kollision kömmt.

Von solchen scheinbaren Widersprüchen kann und muſs der Verstand die Entscheidung geben. — Unsere Originalität verliert nichts durch die Geschichte. Denn es ist immer gut, wenn wir wissen, welche originelle Charaktere von guten oder schlimmen Folgen gewesen seyen. Wie viel lernt z. B. ein junger Held aus der Geschichte Caesars, oder ein Reformator in Kirchensachen aus der Geschichte Luthers!

Wir wollen also das Studium der Geschichte nicht verachten, da uns dasselbe so viel Unterricht, Klugheit, und selbst Vergnügen giebt. Aufgeklärte Männer haben die Geschichte, und besonders die Kirchengeschichte, allzeit geschätzt. „Nur dem Obscuranten ist das Studium der Kirchengeschichte, wenn sie aus Quellen geschöpft, und rein dargestellt wird, und zwar nicht ohne Ursache, ein Dorn im Auge.“ *)

*) *J. Salat* ein paar Worte über die Frage: Führt die Aufklärung zur Revolution? München 1802. Seite 175.

ad §. 2. a.

Prüfung der Einsicht eines historischen Zeugen.

An der Einsicht eines Zeugen, folglich an der Wahrheit der von ihm ausgesagten Begebenheit kann man zweifeln,

a. Wenn er ganz allein eine Begebenheit behauptet, von deren Ursprung er doch zu weit entfernt ist. So wird die wundervolle Erzählung des Philostratus vom Apollonius verdächtig, weil er Dinge erzählt, wovon beynahe zweyhundert Jahre hindurch Niemand was öffentlich meldete. Er beruft sich zwar auf das Zeugniſs des Damis, eines Schülers des Apollonius. Würde aber Damis die Thaten und Lehren des Apollonius nicht selbst bekannt gemacht haben, wenn er sie mit so vielem Fleiſse gesammelt hätte?

b. Wenn er in seiner Erzählung sich widerspricht. So nennt eben dieser Philostratus den Apollonius einen göttlichen Mann, der alle Sprachen der Menschen und Thiere gewuſst, und alle Kenntniſse vom Himmel erhalten habe, und doch erzählt er zugleich, wie eben dieser Apollonius nach Indien und Egypten gereist sey, um Kenntniſse zu sammeln, und daſs er sich dabey eines Dollmetschers bedient habe.

c. Wenn er Dinge behauptet, die nie allgemein anerkannt, sondern vielmehr von den Gelehrten immer widersprochen worden sind. Hieher gehören die noch existiren sollenden Blutstropfen, Leidenswerkzeuge, Kleidungsstücke von Jesus und Maria, die Gemählde von dem Evangelisten Lukas, die zu Köln aufbewahrten Körper der heiligen drey Könige u. s. w.

d. Wenn bey seinen Erzählungen eine verderbte Phantasie, oder Mangel an Naturkenntniſs mit im Spiele zu seyn scheint, z. B. bey Gespenstergeschichten, Revelationen, Erscheinungen, besonders bey dem weiblichen Geschlecht. Daher verwarf Pabst Benedikt der vierzehnte im Jahre 1745 die Erscheinung der Nonne Crescentia von Kaufbaiern, die den heiligen Geist in Gestalt eines Jünglings gesehen haben wollte, und ihn wirklich so abbilden lieſs. *)

*) Eben so verwerflich sind die angegebenen Offenbarungen von Brigitta und Mechtild, worin ihnen Christus gesagt haben soll, er habe in seinem Leiden hundert und zwey und siebenzigmal geseufzet, er sey zwey und siebenzigmal schmerzlich bey dem Barte gezogen worden, er habe sechs tausend, sechs hundert und sechs und sechzig Geiſselstreiche empfangen, fünf tausend, vier hundert und fünf und siebenzig Wunden am Leibe getragen, und dreiſsig tausend, vier hundert und dreiſsig Blutstropfen vergossen.

e. Wenn er keine Rücksicht auf die Zeitrechnung nimmt. So schrieb der falsche Isidor seine erdichteten Dekretalen den Päbsten der ersten drey Jahrhunderte zu, und die darin vorkommenden Bibelstellen waren aus der Uebersetzung des heiligen Hieronymus, folglich aus dem fünften Jahrhundert. — So lassen einige die Päbstin Johanna nach Pabst Leo dem vierten, und zwar zwey Jahre lang regieren, da doch Pabst Leo im Jahre 855 gestorben, und noch im nämlichen Jahre Pabst Benedikt der dritte erwählt worden war. —

f. Wenn er nicht untersucht, ob er seine Erzählung aus verdorbenen Quellen; aus unterschobenen oder verstümmelten Urkunden oder Denkmählern geschöpft habe. So ist es z. B. eine bekannte Sache, daſs vor Erfindung der Buchdruckerey sehr viele öffentliche und Privat-Documente durch untaugliche Abschreiber verdorben worden seyen. Auf diese Art mag vielleicht, wie Fleury vermuthet, die heilige Veronica entstanden seyn, die doch nie wirklich existirte, sondern das Bild des Heilandes wurde oft auf Leinwand, gewöhnlich mit dem Beysatze *vera icon*, abgedruckt, woraus durch Zusammenschmelzung das Wort Veronica floſs. — Eben daher kam vielleicht die Gesellschaft der heiligen Ursula

von eilftausend Jungfrauen, da man in alten Urkunden die Ausdrücke fand: Ursula V. M. oder Ursula et XIM. v. oder Ursula et Undemilla.

Schon im Jahre 167 beklagte „sich Dionys, Bischof zu Korinth, daſs seine eigenen Briefe noch bey seinem Leben durch bösartige Zusätze verfälscht worden seyen." *) So wurde dem heiligen Athanas ein Symbolum, dem heiligen Augustin ein Buch von Ketzereyen, und andern andere Schriften unterschoben.

g. Wenn es ihm an geographischen Kenntniſsen mangelt. So würde der wenige Kenntniſse von der Kirchen-Geographie verrathen, der unter der griechischen Kirche die Kirche von der Provinz Griechenland, und nicht die ganze morgenländische verstünde, die nur wegen Gebrauch der griechischen Sprache die griechische, so wie im Gegentheile aus dem nämlichen Grunde die abendländische die lateinische genannt wurde. — So schrieb Ludovicus Jacobus a Sancto Carolo, als er vom schmalkaldischen Bund und dessen Artikeln gehört hatte: „Articulus Aschmalkaldus Germanus, Lutheranus edidit librum de Primatu Pa-

*) „Fratribus rogantibus scripsi epistolas. Has etiam „Apostoli Diaboli Zizaniis, alia eximentes, alia „vero adiicientes repleverunt." Apud Eusebium „hist. eccl. lib. 4. cap. 22.

pae." *) — Jacobus Bongarsius nennt in seinen Briefen über Universitäten die Universität Altdorf einen Monsieur.

In der Consistorial-Rede Pabst Klemens des eilften vom 5. October 1712, wo er den Pfalzgrafen Franz Ludwig als Coadjutor des Erzstiftes Mainz präconisirt, heifst es: „Moguntia est urbs superioris Germaniae in Palatinatu sita ad Rhenum fluvium." **) —

Johann Karl Freyherr von Moser wurde im Jahre 1773 zu Petersburg von dem kaiserlichen russischen Obersthofmeister, Grafen Scawronsky, in allem Ernste ersucht, „ihm doch zu sagen, ob Deutschland in Hessen, oder Hessen in Deutschland liege." ***)

Wie wenig Wahres könnte man von solchen Männern erwarten, wenn sie als Geschichtschreiber, oder als Zeugen in einer Geschichte auftreten würden? —

h. Wenn er endlich voll von religiösen Vorurtheilen ist, und alles für Wunder annimmt, was man dafür ausgiebt. Hieher gehören beynahe

*) In Bibliotheca Pontificia Lugduni 1643.

**) Orationes consistoriales Pontificis Clementis undecimi. Romae 1729 orat. 48.

***) Moser patriotisches Archiv für Deutschland. 6ter Band. Seite 507. 1787.

alle Legendenschreiber, die, wie Mabillon sich ausdrückt, das Leben der Märtyrer und Beichtiger bey weitem nicht so genau beschrieben haben, wie die heidnischen Schriftsteller das Leben ihrer Helden. *) So war Metaphrastes, und so jene goldene Legende des Dominicaners und Erzbischofs von Genua, Jacob de Voragine, vom Jahre 1290 voll von Unrichtigkeiten, und Melchior Canus, selbst ein Dominikaner, schreibt: „Diese goldene Legende hat ein Mann geschrieben von einem eisernen Munde, einem bleyernen Herzen, und einem leichtsinnigen, unklugen Gemüthe.“ **) — Um auf dergleichen Legendenschreiber aufmerksam zu machen, will ich einige Mährchen hersetzen, die sie für Wahrheiten und Wunder ausgeben.

— Im geistlichen Vergifsmeinnicht. Augsburg 1726. S. 132. heifst es: „Kräftiges Gebet an die Mutter Gottes.“

„NB. Dieses Gebet hat ein Strafsenräuber täglich gebetet. Weswegen ihn die heiligste Jungfrau noch auf dem Rad durch Engel speisen liefs.“ —

*) Mabillonius de studiis monasticis. P. II. cap. 8.

**) „Hanc legendam auream scripsit homo ferrei oris, „plumbei cordis, et animi certe parum severi et „prudentis.“ Melchior Canus in locis theologicis „lib. II. cap. 6.

Joannes de Nicolis in Hispania reformata erzählt von P. Alain de la Roche, einem Dominikaner, „dafs, da er eben einen Rosenkranz abgebetet hatte, Maria zu ihm kam, und ihm einen aus ihren eigenen Haaren geflochtenen Kranz gab."

In libro de miraculis s. Dei genitricis Mariae, welches dem Buche: Vita et Relevationes Agnetis Blanbekin. Viennae 1731. angehängt ist, heifst es cap. 36: „Als eine Abtissin, die täglich mit einer besondern Andacht die heilige Maria verehrte, schwanger ward, schickte Maria zween Engel, welche als Hebammen die Abtissin von ihrer Bürde entbanden, und den erzeugten Knaben einem Eremiten übergaben, um dessen Erziehung bis nach dem siebenten Jahre zu besorgen." —

Von der baierischen Kaiserin, und Gemahlin Heinrichs des heiligen, Kunigunde, heifst es selbst in der Kanonisations-Bulle, „dafs der Staub von ihrem Grabe sich in Getreide verwandelt habe." *)

Die seltsamsten Wunder erzählt der bekannte P. Abraham à s. Clara in einer Schrift, die den lächerlichen Titel führt:

*) „Pulvis de tumulo ejus adsumtus conversus est in frumentum."
Bullarii Tom. III. P. I. pag. 100.

„Gack, gack, gack, gack á ga, einer wunderseltsamen Henne in dem Herzogthum Baiern, das ist, eine ausführliche und umständige Beschreibung der berühmten Wallfahrt Maria-Stern in Taxa. Cum privil. Caes. et Elect. IIda Editio. München 1742." Die erste Ausgabe dieses Buches vom Jahre 1685 ist dem Bischofe zu Freysing und Regensburg, Albrecht Sigmund, dedicirt, und von den Ordensobern gutgeheifsen, als ein opusculum in omnibus sanae doctrinae et bonis moribus conforme, ideoque dignissimum, ut in lucem prodeat. In der Freysingischen Ordinariats-Adprobation heifst es: „hic liber dignus est, ut in lucem publicam prodeat, cum nihil sanae doctrinae et bonis moribus contrarium contineat, imo multiplici eruditione repletus sit." Wir wollen nun sehen, ob der Inhalt dieses Buches so viel Lob verdiene. Es kommen darin folgende Wunder vor: „Man findet in der Gegend von Taxa und auch an mehrern Orten Eyer, worauf sich ein Stern und das Bild Mariae ausdrückt. — Der Hund des Simon des Zauberers sagte auf Befehl des heiligen Petrus: „hörst du, Simon! der Peter will mit dir reden!" — Unter Pabst Leo dem neunten war in Apulien ein Hund, der unter dem Bellen öfters aufrief: mein Gott! — Für den heiligen Charolampius war bey dem Kai-

ser Severus ein Pferd ein Fürsprecher, aber umsonst. — Bey der Translation der Reliquien des heiligen Stephan blieben die angespannten zwey Maulthiere an einem bestimmten Orte stehen, und als man sie mit Gewalt fort treiben wollte, sagte eines von ihnen: „was schlagt ihr uns? hier mufs der Heilige bleiben." — Mit dem heiligen Julianus Hospes redete ein Hirsch, mit dem heiligen Severinus ein Lamm, mit dem heiligen Macarius ein Drache. — Maria Veronensis liefs Gold wachsen, um Reliquien, die in türkischen Händen waren, auszulösen. — Bey Maria Gonzalez, einer Dominikanerin, spaltete sich die Mauer ihres Zimmers, da sie krank war, damit sie die heilige Hostie sehen konnte. — Der heilige Colomannus, ein Benediktiner, wurde jede Nacht durch eine Maus, die ihn glimpflich in die Ohren zwickte, zur Metten aufgeweckt. — Maria Cormel verbarg sich zur Rettung ihrer Jungferschaft in eine Grube. Ein Gärtner deckte sie mit Erde zu, und im Augenblicke war diese Erde mit einer Menge Petersilie überwachsen. — Maria de Resurrectione war sonst blind, aber am Freytag war sie allemal sehend, um an diesem Tage die Passion lesen zu können. — Maria Maldonato wurde von einem Crucifixbild umarmt, und ihr die offene Seite zum Trunk ange-

boten. — Der Maria bona legte Christus einen Eid ab, daſs er sie selig machen wolle. — Der Stein, auf welchem die Büſserin Magdalena gebetet hat, wird noch heut zu Tage auch mitten im Wasser nicht naſs. — In Irland war ein Baum, auf dem lauter Rosenkränze gewachsen sind. — In der Provinz Canaria hat sich einst der heilige Didacus, ein Franciskaner, an einem Dattelkern einen Zahn ausgebissen, und von dieser Zeit trägt dieser Baum Datteln, aber ohne Kern, weil es Didacus von Gott so verlangte." —

Was soll man denken von Geschichtschreibern, die dergleichen Thorheiten für wahre Wunder ausgeben, und zwar mit Gutheiſsung der Obern? Wie verdächtig wird ihre Glaubwürdigkeit, da sie so geringe Einsicht verrathen? Wie strenge soll die Prüfung seyn, ehe man ihre übrigen Erzählungen für wahre Thatsachen annimmt? — Wem fällt hier nicht bey, was Kardinal Perron zu König Ludwig dem dreyzehnten sagte: „Die vielen neuen Wunder machen mich beynahe bald an den ältern zweifeln." — Wahrlich, durch solche Wunder gewinnt die Kirche nichts! ! *)

*) Der berühmte Muratorius in Lamindo Pritannio lib. 3. cap. 11. sagt: „Veritas falsitate ad sui tutelam non eget, et falsa facere possunt, ut apud suspiciosos homines auctoritatem vera quoque deperdant."

ad §. 2. b.

Prüfung der Wahrheitsliebe eines historischen Zeugen.

Es hat aber oft ein Geschichtschreiber Einsicht, und seine Glaubwürdigkeit bleibt dennoch verdächtig, weil es ihm an Wahrheitsliebe fehlt. Wer Glauben verdienen will, muſs die Wahrheit nicht allein sagen können, sondern auch sagen wollen. Um also Wahrheitsliebe zu beweisen, soll ein Geschichtschreiber höchst unpartheyisch seyn, und

1. in einem gewissen Sinne auf keine Religion, kein Vaterland, keine Regierung Rücksicht nehmen, und durchaus keine personelle Anhänglichkeit merken lassen. Es verräth daher wenig Wahrheitsliebe, wenn die Engländischen Geschichtschreiber von der Königin Elisabeth immer Gutes, hingegen von der katholischen Königin Maria Stuarta immer Schlimmes schreiben. — Schmidt schrieb in seinem ersten Vaterlande, in Würzburg, seine Geschichte der Deutschen weit freymüthiger und zuverläſsiger, als in seinem zweyten Vaterlande zu Wien. — Die Engländischen Geschichtschreiber unter Cromwell schimpften über die Regierung König Karl des ersten. Sie hatten aber auch so einen übertriebenen Enthusiasmus für die republikanische Regierung, daſs sie im Vaterunser nicht mehr beteten: Herr! zukomme uns dein Reich, sondern:

Herr! zukomme uns deine Republik. — Würde wohl der venetianische Schriftsteller Sarpi, würden die gelehrten Franzosen Alexander Natalis, Launoius und Bossuet zu Rom das nämliche geschrieben haben, was man wirklich in ihren Schriften findet? — Wie oft schrieb der Geschichtschreiber nach dem Ordenskleide, das er trug, nach der Sekte, der er anhieng? — Im Streit de immaculata waren alle Franciskaner mit vieler Erbitterung pro, und alle Dominikaner contra, weil dieser Streit von beyden Seiten zur Ordenssache gemacht wurde. Es kam zu Schlägereyen, und letztere erdichteten sogar Wunder für ihre Behauptung. — Eben eine solche Ordenspartheylichkeit findet man über die Materie der Gnade in den Schriften des Jesuiten Livinus Mair und des Dominikaners Hyacinthus Serry. —

2. Wenn Jemand ein Zeugniſs ablegt wider seinen Feind, so ist dieses Zeugniſs an sich schon verdächtig. Wer konnte es z.B. dem Kaiser Nero glauben, daſs die Christen die Stadt Rom angezündet hätten, da Nero ein bekannter Christenfeind war? — Wer kann dem Kardinal Benno glauben, wenn er von Pabst Gregor dem siebenten schändliche Dinge schreibt, da Benno Gregors Rival im Pabstthume war? — Wer wird es für unbedingte Wahrheit annehmen, wenn Protestanten über Ka-

tholiken, oder Katholiken über Protestanten schimpfen, da der beyderseitige Religionshafs noch immer nicht ganz ausgelöscht zu seyn scheint. — Wer glaubt unbedingt den Jesuiten wider die Jansenisten, und diesen gegen jene? — Wer dem römischen Index? u. s. w.

Hingegen verdient derjenige Glauben,

3. der ein Zeugnifs ablegt für den, den er sonst hafst, z. B. Kaiser Julian, da er von der Liebe der Christen spricht. — So wird auch das negative Zeugnifs des Photius, Patriarchen zu Konstantinopel, glaubwürdig, da er, als ein geschworner Feind der Päbste, ihnen doch keinen Vorwurf von einer Päbstin Johanna macht u. s. w.

4. Wer wegen Gewinnsucht verdächtig ist, dem kann man ebenfalls keine Wahrheitsliebe, und folglich auch keine Glaubwürdigkeit zutrauen.

Daher sind alle Reliquien zweifelhaft, welche die geldgierigen Griechen während den Kreuzzügen den leichtgläubigen Europäern verkauften.

ad §. 2. c.

Prüfung der Denkmäler, Monumente.

Eben so müssen Denkmäler, Monumente, streng geprüft werden, wenn man ein historisches Zeugnifs daraus ableiten will. Denn nicht alle sind das, wofür man sie ausgiebt. — Hierüber dienen folgende Regeln:

a) Aus einem verstümmelten Monumente kann man nichts zuverläſsiges, und aus einem unterschobenen gar nichts beweisen. So wurden, wie Mabillon *) bezeugt, die Spanier durch eine verstümmelte Steinaufschrift betrogen. Die Aufschrift war: S. Viar, und sie lasen: Sanctus Viar, da sie hätten lesen sollen: Praefectus Viarum. — Durch ein unterschobenes Monument würde der berühmte Maler Raphael von dem ebenfalls berühmten Michel Angelo sehr listig hintergangen. Michel Angelo malte einen Satyr auf eine steinerne Tafel, worauf er seinen Namen schrieb, zugleich aber denselben mit einer Wasserfarbe verbarg. Er machte nun die Tafel im Rauche schwarz, schlug dann ein Stück davon hinweg, und grub sie so in die Erde an einem Orte, wo er wuſste, daſs man nächstens ein Gebäude aufführen wollte. Bey bald erfolgter Ausgrabung des Grundes ward die Tafel gefunden, und dem Pabste Leo dem zehnten als eine seltene Antike verehrt. Der Pabst zeigte sie sogleich dem Maler Raphael, als einem anerkannten Liebhaber der Antiken. Raphael bewunderte dieses Stück als ein kostbares Alterthum, und bedauerte nur, daſs es nicht ganz wäre. Endlich entdeckte sich Michel Angelo als Meister dieses Stückes, wischte, zum Beweise, die Wasserfarbe von seinem Namen hin-

*) Mabillonius in itinere italico.

weg, und Raphael wurde ausgelacht. — So sah der berühmte Jesuit P. Kircher Nürnberger Puppen, die einige Zeit in der Erde vergraben lagen, für alte Barden und Druiden der Deutschen an.

b) Man mufs bey Monnmenten auch auf die Materie, Form, Zeit und Nebenumstände Rücksicht nehmen. So kann man einen in den römischen Katakomben gefundenen Körper nicht sogleich für den Leib eines Christen halten, wenn nicht ein christliches Zeichen, z. B. eine Bibel, oder ein Kreuz dabey gefunden wird; denn auch Heiden wurden in diesen Katakomben begraben. — Eben so kann man aus den urnulis lacrymarum, die man auch in heidnischen Gräbern findet, keinesweges auf das Grab eines Märtyrers schliefsen, und zwar um so weniger, weil bey den Märtyrern nur urnulae sanguinis waren, die sich durch einen rothen Bodensatz und durch ein Kreuz-Zeichen kennbar machten. Ohne ein solches Zeichen würde man sich auch irren, wenn man einen balsamirten Körper aus dem Grunde für den Körper eines christlichen Märtyrers oder eines andern Heiligen halten würde, weil er unverwesen gefunden worden ist. — So sah man aus Unachtsamkeit die Statue eines römischen Priesters, mit einem Opferknaben an der Seite, zu Rom lange für das Bild der Päbstin Johanna an. — So würde man sich betrügen, wenn man gemalte

Glasfenster in einer Kirche auch für neu halten würde, indem die Kunst, auf Glas zu malen, schon seit langer Zeit verloren gegangen ist. *)

c) Als einen allgemeinen Beweis für die Aechtheit eines historischen Zeugnifses (es mag dasselbe aus einem Buche, oder einem schriftlichen Dokumente, oder auch von einem Monumente hergeholt werden) giebt Daniel Huetius folgenden an: „wenn z. B. ein Buch von allen gleichzeitigen, und von gleich darauf folgenden als ächt anerkannt worden, darf man es sicher als ächt annehmen. Sonst würde es gar keine Gewifsheit mehr geben.“ **) — „Wie erkennt man,“ sagt der heilige Augustin, „die Bücher eines Plato, Aristoteles, Cicero, Varro

*) Doch hat diese Kunst nach den neuesten Nachrichten ein Nürnberger, Michael Sigmund Frank, wieder erfunden. Sein Meisterstück besitzt unser König. Es stellt die Beschneidung Christi vor, ist 24 Zoll hoch und 18 Zoll breit, und besteht aus vier und zwanzig Personen.

Franks Glasmalerey ist in der Zeichnung richtiger, in Farben reichhaltiger, und auf gröfsern Gläsern, als bey den Alten. Er verspricht auch seinen Farben Haltbarkeit für Jahrhunderte.

Neuer deutscher Merkur. August 1808. S. 252.

**) Omnis liber est genuinus, qui genuinus habitus est ab omnibus proxime et continua serie eum sequentibus. Quod axioma si quis vocaverit in dubium, jam certum nihil habebit in Litteris.

Daniel Huetius in Demonstr. evang.

und anderer, als dadurch, daſs man sie zu allen Zeiten für die Bücher dieser Männer anerkannt hat." *) Die Anwendung dieses Beweises auf andere Dokumente, oder auch Monumente ist leicht. —

ad §. 3.

Man sucht die apostolischen Zeugniſse auch dadurch verdächtig zu machen, weil die Apostel Juden waren. — Aber auch Caesar, Tacitus, Livius, Florus, Suetonius, welche von römischen Begebenheiten schrieben, waren Römer, und sind doch keiner Anhänglichkeit an die Ihrigen verdächtig. — Vielmehr können Einheimische von Sachen, die unter ihnen vorgegangen sind, die besten Zeugniſse ablegen. Und die Apostel schrieben nicht, was den Juden gefiel. Man kann sie also keiner partheyischen Vorliebe gegen ihre Landsleute beschuldigen. Männer von anerkannter Rechtschaffenheit, wie die Apostel waren, kann man um so weniger einer Partheylichkeit oder eines Betruges verdächtig halten, weil sie von Dingen schrieben, die nicht allein

*) Unde noverunt homines, quod libri isti horum autorum sint, nisi temporum sibi succedentium contestatione continua?

S. Augustinus contra Faustum. lib. 33. cap. 7.

sie, sondern auch andere (Juden und Nichtjuden) gesehen und gehört haben. *)

ad §. 4.

Ueber die Verfälschuug der apostolischen Schriften.

In einem Aufsatze des deutschen Museums vom Julius 1783. S. 73. No. 6. wird als ein Beweis von Verfälschung der apostolischen Schriften die Stelle bey Matthäus cap. 27. v. 51. 52. 53. angeführt, wo es heisst:

„Und siehe, der Vorhang des Tempels zer-
„riss in zwey Theile, von oben bis unten,
„und die Erde erbebte, und die Felsen spalte-
„ten sich, und die Gräber thaten sich auf,
„und es stunden auf viele Leiber der Heiligen,
„die da schliefen, und giengen aus den Grä-
„bern nach seiner Auferstehung, und kamen
„in die heilige Stadt, und erschienen vielen.“

Der Verfasser des Aufsatzes macht über diese Stelle folgende Bemerkungen:

„Setzen wir, es wären in unserer Stadt Hamburg heute nur acht jüngst verstorbene Personen, die wir alle kannten, deren Tod Jeder-

*) Miraculorum ab Evangelistis narratorum interpretatio grammatico historica autore Henrico Leonardo Heubner. Wittenbergae. 1807.

mann wuſste, deren Begräbniſs man gesehen hatte, vom Tode auferstanden. Wie bald würde dies in der ganzen Stadt bekannt werden! würde nicht Jeder suchen, eine dieser Personen zu sehen, oder zu sprechen? Würde dieses Wunder nicht bald im ganzen Lande verbreitet, auch für die Nachkommen aufgeschrieben, und alles bemerkt werden, was diese Auferstandenen über den Zustand nach dem Tode, oder von andern Sachen sagen würden! — Warum ist nun von allen dem in Jerusalem nichts geschehen? Waren die Menschen dort nicht Menschen, wie wir? Und doch ist von dieser so wichtigen Sache nichts auf die Nachwelt gekommen, als die Paar Zeilen bey Matthäus. Selbst Flavius Josephus, der unmittelbar nach diesen Zeiten lebte, meldet so wenig, als ein anderer Schriftsteller, von dieser Sache. Man findet nirgends, wer die auferstandenen Personen waren, was sie gesprochen haben. — Aber vielleicht haben sie nicht gesprochen! Sie sind vielen Menschen nur erschienen. — Doch sie lebten in ihrem vorigen Körper, hatten Verstand und Zunge; warum sollen sie nichts geredet haben? — Und wenn sie auch nichts gesprochen haben, so wäre doch merkwürdig, wer die Erscheinenden gewesen, wem sie erschienen seyen, welche Zeichen sie

bey ihrer Erscheinung gegeben haben durch ihre Augen, Mienen, Gebährden. — Und von dem allen soll Niemand was aufgezeichnet und hinterlassen haben, da so viele andere unbedeutende Dinge des Alterthums, z. B. daſs der Schauspieler Fusius einmal betrunken war, auf uns gekommen sind? — Vielleicht ist die Stelle bey Matthäus in späteren Zeiten aus gut gemeynter Absicht von einem andern eingerückt worden, um so mehr, da bey Markus, Lukas und Johannes von dieser ganzen Geschichte nichts vorkömmt."

Diesen Bemerkungen, so wichtig sie auch scheinen, läſst sich doch vieles, und zwar mit guten Gründen, entgegen stellen.

Ueber die Erweckung des Lazarus und des Jünglings zu Naim lieſsen sich die nämlichen Zweifel anbringen, die der Verfasser des Aufsatzes gegen die Erzählung des Matthäus erhoben hat, und doch ist es noch Niemanden eingefallen, die Erweckung des Lazarus oder des Jünglings zu Naim durch derley Zweifel entkräften zu wollen oder zu können.

Wir haben über die Erweckung des Lazarus, um mit dem Verfasser des Aufsatzes zu reden, nur die Paar Zeilen beym Joannes. Die Erweckung des Jünglings zu Naim erzählt gleichfalls nur Lukas allein. Und doch hat die Glaub-

würdigkeit dieser Erzählungen Niemand deswegen bezweifelt.

Flavius Josephus schweigt überhaupt von den Thaten Jesu. Warum soll er eben von dieser Geschichte reden?

Und von einer Sache schweigen heifst ja nicht, das Verschwiegene als nicht geschehen erklären.

Vielleicht ist diese, und so auch andere Geschichten des Evangeliums, von mehreren Zeugen bemerkt worden. Konnten aber solche Zeugnifse nicht Injuria temporum, wie so viele andere Merkwürdigkeiten des Alterthums, verloren gegangen seyn? — Oft kamen Kleinigkeiten auf uns, und die wichtigsten Dinge giengen verloren.

Matthäus erzählt in der nämlichen Stelle, dafs nach dem Tode Jesu der Vorhang des Tempels von oben bis unten zerrissen sey, und der Verfasser des Aufsatzes hat dagegen nichts einzuwenden, warum will er denn das Uebrige, was in der nämlichen Stelle und in genauem Zusammenhange mit der Zerreifsung des Tempel-Vorhanges vorkömmt, in Zweifel ziehen?

Der ganze gegnerische Beweis ist negativ, dafs nämlich Matthäus nicht alles erzählt habe, was er von den Auferstandenen hätte erzählen

können. — Wenn aber so ein Beweis das Zeugniſs eines sonst glaubwürdigen Mannes entkräften könnte, wie sehr würde die geschichtliche Wahrheit dabey leiden?

Man sehe den §. 3. meiner Kirchengeschichte und auch

das deutsche Museum vom November 1783. S. 464. No. 10.

ad §. 5.

Von unächten Zeugniſsen für die Geschichte Jesu.

a. Orakel der Sibyllen.

Wie sie gewöhnlich angeführt werden, sind sie wahrscheinlich eine Erdichtung einiger gutmeynender Christen, weil es am Schlusse derselben heiſst:

„Nos igitur sancta Christi de Stirpe creati.“ Wer soll glauben, daſs heidnische Jungfrauen vom Messias mehr gewuſst haben sollen, als die Juden, denen er versprochen war?

b. Die Relation des Pilatus an den Kaiser Tiberius.

Baronius führt in seinen Annalen ad annum Christi 34. No. 228. folgenden Auszug davon an:

„Die Väter der Juden hatten das Versprechen, dafs ihnen Gott vom Himmel einen Heiligen, und zwar durch eine Jungfrau, auf die Erde senden werde, den man mit Recht ihren König nennen würde. Als nun der Gott der Hebräer diesen zur Zeit, da ich Statthalter in Judaea war, wirklich sandte, und die Juden sahen, dafs er Blinde sehend, Aussätzige rein, und Todte lebendig machte, sagten sie, er sey ein Zauberer, und handle wider das Gesetz. Ich aber glaubte, es sey so, und nachdem ich ihn hatte geisseln lassen, übergab ich ihn ihrer Willkühr. Worauf sie ihn kreuzigten, und zu seinem Grabe eine Wache hinstellten. Er aber, während ihn meine Soldaten bewachten, stund am dritten Tage wieder auf."

Doch, wie konnte Pilatus behaupten, dafs unter seiner Statthalterschaft der den Juden versprochene Messias wirklich gesandt worden, und doch zugleich den Juden glauben, dafs dieser vom Himmel Gesandte wider das Gesetz handle, und ein Zauberer sey? — Wie kann er ferner sagen: „während ihn meine Soldaten bewachten," da er selbst sagt, dafs die Juden zu seinem Grabe eine Wache hinstellten?

Es ist zwar möglich, dafs Pilatus eine Relation über das Schicksal Jesu abgestattet habe;

aber sie mufs eines andern Inhaltes gewesen seyn, als Baronius anführt. *)

c. Brief des Abgarus, Fürsten von Edessa, an Christus.

Eusebius liefert davon in seiner Kirchengeschichte lib. I. cap. 13. folgenden Inhalt:

„Abgarus, Fürst von Edessa, schickt dem gütigen Heilande, der in der Nähe von Jerusalem im Fleische erschienen ist, einen Grufs."

„Ich habe die ausgezeichneten Werke und Heilungen, welche von Dir ohne Arzney und Kräuter geschehen sind, vernommen. Denn es geht der Ruf, dafs Du Blinde sehend, Lahme gehend, Aussätzige rein machest, und unreine Geister und Dämonen vertreibest. Auch langwierige Krankheiten heilest Du, und erweckest Todte zum Leben. Als ich das von dir hörte, hielt ich eines von beyden für wahr, dafs Du entweder Gott selbst, oder wenigstens Gottes Sohn seyst, da Du so erstaunliche Wunder wirkest. Daher schreib ich Dir, und bitte Dich sehr, Dich zu mir zu bemühen, und mich von meiner Krankheitsplage zu heilen. Ich höre ohnehin, dafs die Juden gegen Dich nicht gut ge-

*) Siehe J. M. Fabricii Cod. Apocr. N. T. P. I. pag. 298. und P. III. pag. 456.

sinnt seyen, und Dir gerne Uebels zufügen möchten. Meine Stadt ist zwar klein, aber grofs genug für uns beyde.“

Antwort.

„Mein Abgarus! Du bist selig, weil Du mich nicht gesehen, und doch an mich geglaubet hast. Denn von mir ist geschrieben, dafs jene, die mich gesehen haben, nicht an mich glauben, damit die, welche mich nicht gesehen haben, glauben, und das Leben erhalten. Was Du mir aber schreibst, dafs ich zu Dir kommen solle, so mufst Du wissen, dafs ich alles, warum ich gesandt bin, hier erfüllen, und nachher zu dem zurückkehren mufs, der mich gesandt hat. Sobald ich aber werde hingegangen seyn, werde ich Dir einen aus meinen Jüngern schicken, der Dich heilet, und Dir sammt den Deinigen eine gute Gesundheit giebt.“

Die Unächtheit dieser beyden Briefe erhellet schon aus dem Inhalte derselben. Weder Abgarus, noch Christus hätten diese Sprache führen können. — Und wie konnte sich Christus auf eine Stelle aus dem Evangelium des heiligen Johannes berufen, das damals noch nicht geschrieben war? Warum kömmt von beyden Briefen nichts in der heiligen Schrift vor? u. s. w.

d. Ein Brief von Maria an die Florentiner.

„Florenz! die du Gott, meinem Sohn, dem Herrn Jesus Christus, und mir lieb bist! Bleibe fest im Glauben, verharre im Gebet, stärke dich in Geduld, denn dadurch wirst du bey Gott das ewige Heil erhalten."

Ein Brief von Maria an die Einwohner von Messina.

„Maria, die Jungfrau, die Tochter Joachims, die demüthigste Dienerin Gottes, die Mutter von Jesus Christus dem Gekreuzigten, aus der Zunft Juda, aus dem Stamme David, sagt allen Einwohnern von Messina einen Gruſs, und ertheilt ihnen den Segen Gottes, des allmächtigen Vaters."

„Es ist bekannt, daſs Ihr alle mit groſsem Glauben Gesandte sammt einem öffentlichen Schreiben an mich geschickt habet. Ihr bekennet, daſs unser Sohn der Sohn Gottes, Gott und Mensch, und nach seiner Auferstehung in den Himmel aufgestiegen sey. Durch die Predigten des Apostels Paulus habt Ihr den Weg zur Wahrheit gefunden. Daher segnen wir Euch und Eure Stadt, von der wir eine ewige Beschützerin seyn wollen."

„Im Jahre unsers Sohnes 42. aus Jerusalem."

Beyde Briefe verrathen ihren unächten Charakter schon durch ihren Inhalt. — Und warum hat man diese Briefe nur lateinisch, und keinen in der Syrischen Original-Sprache? —

Ein griechischer Geistlicher versicherte zwar die Einwohner von Messina, daſs der Brief von Maria in der Syrischen Original-Sprache in ihrer Hauptkirche verborgen wäre, und, unter dem Vorwande, denselben zu suchen, versteckte er eine Syrische Abschrift unter einen Stein der Kirche. Aber er wurde von einigen Geistlichen beobachtet, die dann den Brief heraus nahmen, und den Geistlichen an dem Tage, da er den Brief dem Volke vorzeigen wollte, als einen Betrüger zu Schanden machten.

Siehe Mabillon lib. I. de Re diplomat. cap. 6, §. 6. pag. 25.

ad §. 7.

Von den Essenern.

Der Recensent meiner Kirchengeschichte in der neuen Leipziger Litteraturzeitung im VIII. St. d. 19. Jan. 1807. S. 119. sagt:

„Der Verfasser übergeht eine noch *neuere Vorstellung*, daſs Jesus im Institut der Essener, wie *Johann*, gebildet worden.“

Der Grund dieser *neueren Vorstellung* ist vielleicht:

1. Daſs die *Essener* gewohnt waren, *Kinder* von fremden Leuten zur *Bildung* anzunehmen, daſs also Jesus entweder den Essenern in Egypten, oder nach der Heimreise seiner Eltern aus Egypten, den Essenern *im Judenlande* zur Bildung überlassen worden sey, und zwar um so mehr,

2. Weil die *Grundsätze und Handlungen Jesu* ganz mit den Grundsätzen und Handlungen der Essener übereinstimmten. Denn auch die meisten Essener heiratheten nicht. Sie lebten in der Güter-Gemeinschaft, und zwar sehr frugal. Sie arbeiteten, beteten und fasteten miteinander. Sie waren sehr gut gegen andere u. s. w.

3. Weil Jesus ja selbst sich nachher *Schüler* sammelte, eine *Lehranstalt* bildete, wovon er das *Ideal* weder bey den *Pharisäern*, noch bey den *Sadducäern*, deren Meynungen er vielmehr entgegen war, sondern nur bey den *Essenern* finden konnte.

Doch a) Jesus konnte nicht von den Essenern in Egypten gebildet worden seyn, weil er schon im zweyten Jahre seines Alters aus Egypten zurück kam, und von einer zweyten Reise nach Egypten keine Spur aufzufinden ist.

b) Die Essener, besonders in Egypten, hatten die Gewohnheit, die von ihnen angenom-

menen Kinder *zu behalten*, und für *ihren Orden* zu erziehen. Jesus wäre also nicht mehr zurück gekommen.

c) Kinder im *zweyten Lebensjahre* konnten und wollten sie gewifs nicht zur Bildung annehmen, weil besonders *die Essener in Égypten keine Frauen* hatten, und die *körperliche Kinderwarte nicht Sache der Männer ist.*

d) Jesus kann auch bey den Essenern im Judenlande nicht gebildet worden seyn, weil 1. in der Schrift keine Spur davon vorkommt, 2. weil er schon *im zwölften Lebensjahre im Tempel* zu Jerusalem mehr Weisheit zeigte, als er bis zu diesem Jahre in einer Schule hätte lernen können; 3. weil seine Landsleute doch auch etwas davon hätten wissen müssen; die aber sagten: „quomodo hic litteras scit, quum non didicerit?“ 4. weil Jesus selbst angiebt, woher er seine Kenntnifse habe: „*mea doctrina non est mea, sed ejus, qui misit me.*“ *) — Dieses schliefst aber den gewöhnlichen Jugend-Unterricht in seines Vaters Hause nicht aus.

e) *Die Lehren und Handlungen Jesu* waren weit erhabener, *als die der Essener.* Denn 1. Jesus hatte einen Universal-Zweck. Er wollte *nicht einzelne Menschen*, sondern die Menschheit glücklich

*) Johann 7.

machen. 2. Die Essener giengen *nicht selbst* in den Tempel nach Jerusalem, sondern schickten ihre Opfer dahin. Aber Jesus *war und lehrte oft in dem Tempel*, und so auch seine *Jünger*. 3. Die Essener waren in Beobachtung *der Legalien* und *des Sabbaths* äufserst *streng; nicht so Jesus und seine Jünger*. 4. Die Essener verwarfen die *Freyheit des Willens*. 5. Sie wollten auch nur *Gott allein*, aber keinem Menschen gehorsamen u. s. w. *) Dergleichen Grundsätze sind der Lehre Jesu gerade entgegen.

ad §. 8.

Von den Wundern Jesu.

Zur philosophischen Untersuchung der Wunder Jesu ist hier der Ort nicht, und die historische Glaubwürdigkeit derselben liegt nach meiner Ueberzeugung schon in der einfachen und deutlichen Erzählung der apostolischen Schriftsteller. Selbst die schwachen Einwürfe der Gegner bestärken die Existenz dieser Wunder. — Einer der gerühmtesten Gegner in unsern Tagen ist der Verfasser der natürlichen Geschichte des Propheten von Nazareth. Zweyte Auflage. Bethlehem. 1806. IV Theile.

*) *Philo* in libro, quod omnis probus liber. pag. 876.
Jos. Judaeus lib. II. de bello jud. cap. 12. pag. 705. et antiquit jud. lib. 13. cap. 9. pag. 442. ac lib. 18. cap. 2. pag. 617.
Fleury hist. eccl. Tom. I. pag. 8—11.

Und doch, wie schwach, ich möchte beynahe sagen, wie lächerlich ist das, was er im I. Theile S. 106. gegen die Wunder Jesu einwendet! —

„In Judäa, sagt er, gab es gar keine ordentlichen wissenschaftlichen Aerzte. Die Kenntnifs der Priester beschränkte sich auf Aussatz, Gliederlähmungen, Augenkrankheiten und andere wenige lokale Uebel, und ihre Mittel waren auch blofse Hausmittel und Diät. — Jesus heilte zwar oft Kranke durch ein einziges Machtwort. Aber man mufs sich in die Gemüthsstimmung eines exaltirten Morgenländers versetzen, dessen blofses Vertrauen auf den wunderthätigen Arzt, der sein Machtwort ausspricht, sogleich Linderung des Schmerzens und vermeyntliches Aufhören der Krankheit bewirken konnte. — Wissen wir denn, ob jene augenblicklich geheilten Kranken nicht wieder Rückfälle bekamen? Haben etwa die Apostel eine Controle über die von ihrem Meister geheilten Kranken gehalten? — Waren die von Jesu erweckten Menschen wirklich todt? Sagte er nicht selbst: „das Mägdlein schläft?“

Von der Erweckung des Lazarus sagt der nämliche Verfasser im III. Theile S. 323:

„Jesus benützte den Augenblick des allgemeinen Erstaunens. Er bückte sich über den Todten, träufelte Lebensbalsam in den halb geöffneten Mund,

und rieb die Schläfe mit köstlicher Salbe. Dann stand er einige Augenblicke erwartend an der Gruft. Die andern starrten ängstlich hinab in die Höhle des Todes. Jetzt kehrte die Farbe des Lebens zurück auf die erbleichten Wangen, und nun rief Jesus: „Lazarus, erwache! Gottes Allmacht erweckt dich! verlaſs die Todtengruft!"

Nichts empört mich an diesen thörichten Einwürfen, als die Bosheit, die den überall so rein und offen handelnden Jesus zum Volksbetrüger machen möchte. — Die Einwürfe selbst sind aber so unbedeutend und schwach, daſs durch sie die Ehre Jesu nicht im mindesten gekränkt werden kann.

ad §. 13.

Lucian von Samosata.

Im Intelligenzblatt No. VII. der Erlanger Litteraturzeitung, Februar 1799 erzählt ein mit Gr. Unterzeichneter: er habe mit einem Macedonier gesprochen, der ihm sagte, es sey in Macedonien, namentlich in Larissa, der Hauptstadt, noch immer eine allgemeine Sage, der heilige Paulus sey zu Lucian gekommen, in der Absicht, ihn zu bekehren, Lucian habe ihm aber auf der Stelle geantwortet:

ἑλλενοι Πολυδεοι
ἑβρεοι μεν μονοδεοι
χβιςιανοι Τρις δεοι
λυκιανος ἀδεος.

Diese Sage hat aber keine Wahrscheinlichkeit, weil Paulus im Jahre 65 oder, wie Mosheim im ersten Theile seiner Kirchengeschichte behauptet, im Jahre 68 unter Kaiser Nero enthauptet worden, da hingegen Lucian erst im Jahre 98 unter Kaiser Trajan geboren ward, wie die Geschichtschreiber einstimmig behaupten.

ad §. 13. a.

Von Apollonius von Thyane.

Philostratus war der erste, der im dritten Jahrhundert das Leben des Apollonius von Thyane bekannt machte.

Im vierten Jahrhundert berief sich auf diese Lebensbeschreibung Hierocles, Statthalter zu Alexandria, unter Kaiser Diokletian in seinem Philalethes, einem höchst feindseligen Buche wider die Christen, worin er schreibt:

„Die Christen machen viel Wesens, und legen ihrem Jesus viele Lobsprüche bey, weil er den Blinden das Gesicht gegeben, und andere Wunder gewirket hat. Wir haben einen bessern Grund, wenn wir mehreren grofsen Männern, als dem Aristeas, Pythagoras, einigen andern Alten, und dem Apollonius, der unter dem Nero gelebt, gleiche Wunder zuschreiben. — Ich erzähle diese Wunder, zu zeigen, dafs wir vernünftiger denken, als

die Christen. Wir sehen einen Menschen, der so grofse Wunder wirkt, nicht für einen Freund Gottes an. Hingegen die Christen sprengen aus, dafs Jesus ein Gott wäre wegen einigen unbeträchtlichen Wundern, die er gethan hat. Peter und Paul, und einige andere Leute dieses Gelichters, Lügner, Unwissende und Zauberer haben sich sehr mit den Handlungen Jesu gebrüstet. Maximus von Aegis, Damis und Philostratus, weise und Wahrheit liebende Leute, haben uns von den Wundern des Apollonius Nachricht gegeben. — Jesus hat Todte erweckt. Haben sich aber nicht auch dem Apollonius die Gräber eröffnet?" u. s. w.

Eusebius von Caesarea widerlegte diese Aeufserungen des Hierocles in einem eigenen Buche, und zeigte mit Gründlichkeit, dafs Apollonius mit Christus nicht in Vergleichung gestellt werden könnte. Man hielt die Sache für so viel als entschieden.

Aber auf einmal trat in den neuesten Zeiten ein ungenannter Schriftsteller mit einer deutschen Uebersetzung des Hierocles zu Berlin auf, welche er mit vielen Zusätzen begleitete und dem Pabste widmete. Die Absicht bey dieser Uebersetzung war keine andere, als das neue Heidenthum zu befördern, und unsern erhabenen Religionsstifter herab zu würdigen.

Man hielt bisher den Pastor Schulze von Berlin

für den Uebersetzer des Hierocles. Aber Stäudlin im Magazin für Religion, Moral und Kirchengeschichte giebt den Criminalrath Paalzow von Berlin, der auch die Geschichte der religiösen Grausamkeit, Mainz 1800. geliefert hat, als Uebersetzer an.

Den Philostratus hat schon im XVII. Jahrhundert Blount in englischer Sprache geliefert.

In lateinischer Sprache gab Godofredus Olearius Opera Philostratorum, Lipsiae, in fol. im Jahre 1709 heraus.

In dem bekannten Journal *Jason*, Februar 1809. No. II. S. 125. wird das Leben des Apollonius mit vielem Aufwande von Worten auf das Neue beschrieben, und zwar, wie der Verfasser des Aufsatzes glaubt, um so zuverläſsiger, weil vier griechische Schriftsteller, Damis, Maximus, Meragenes und Philostrat Denkwürdigkeiten von Apollonius hinterlassen haben.

„Damis aus Ninive, so fährt der Verfasser fort, war des Apollonius Liebling, der ihn auf allen Reisen begleitete, und von Tag zu Tag aufschrieb, was er von ihm sah und hörte. Damis machte dieses Tagebuch nie bekannt, und lieſs es einem Verwandten als Vermächtniſs zurück. Aus diesen Händen kam es zu der Kaiserin Julia, des Septimius Severus Gemahlin, die Philosophin genannt, welche dem Philostrat den Auftrag machte, eine

Lebensbeschreibung des Apollonius nach Damis Tagebuch zu verfertigen."

„Philostrat lieferte das Leben des Apollonius in VIII Büchern. Maximus und Meragenes vermehrten seinen Stoff. Maximus aus Aegis, wo Apollonius lange sich aufgehalten, hatte alle Reden und Handlungen des Weisen gesammelt. Des Meragenes Werk über Apollonius bestund aus IV Büchern, nicht so umfassend, als das Werk des Damis, aber doch nützlich."

„Neben diesen drey Schriftstellern hatte Philostrat auch die Briefe und Schriften des Apollonius, und machte über das eine Reise durch alle Orte und Gegenden, wo sich Apollonius aufhielt, und sammelte aus allen heiligen und weltlichen Archiven alle ihn betreffende Reste der Ueberlieferung."

„Ueber Apollonius schrieben noch vier andere Geschichtschreiber, deren Schriften aber nicht auf uns kamen: der Egypter Sottericus, unter Kaiser Aurelian, gegen das Ende des dritten Jahrhunderts; Nicomachus zu eben derselben Zeit, Tascius Victorianus, der bald nach Nicomachus schrieb, und Sidonius Apollinaris, Bischof von Clermont, im fünften Jahrhundert."

Bey dem ersten Hinblick auf diese Zeugnisse sollte man glauben, keine Lebensgeschichte sey jemals aus reinern Quellen geflossen, als die des Apol-

lonius. Aber bey näherer Untersuchung findet sich die Sache nicht so.

Wenn Damis seinen Lehrmeister Apollonius wirklich für so weise erkannte, als er angegeben wird, warum machte er dessen Leben und Thaten nicht selbst bekannt? — Warum sprachen die Heiden des ersten und zweyten Jahrhunderts von diesem Wundermanne kein Wort, da doch eben damals eine Vergleichung zwischen Christus und Apollonius höchst passend, und für die Christen höchst kränkend gewesen wäre? — Wie zweydeutig ist es, daſs Philostratus die ersten Materialien zu seiner Schrift aus den Händen eines Weibes, und zwar einer heidnischen Philosophin, folglich einer erklärten Feindin des Christenthumes, erhielt? — Wie wenig Glauben verdient selbst Philostratus, der von Apollonius so viel Widersprechendes, und zum Theil Unsinniges schreibt. Ist es z. B. nicht Widerspruch, wenn er behauptet, Apollonius habe die Sprachen aller Nationen, und sogar der Thiere verstanden, und doch zugleich schreibt, derselbe habe auf seiner Reise nach Indien einen Dollmetscher bey sich gehabt, um sich den Indianern begreiflich machen zu können? — Ist es nicht Widerspruch, wenn er von Apollonius viele Wunder erzählt, und doch denselben zum Volk, welches ihm ein göttliches Ansehen beylegte, sagen läſst: „Welches

Wunder vollbrachte ich denn, um solches Ansehen zu besitzen?" — Ist es nicht Unsinn, wenn er schreibt, Apollonius habe auf seinen Reisen ganze Völker von Zwergen, redende Bäume, tanzende Tische und Teller, mit Wind und Wetter gefüllte Fässer angetroffen? u. s. w. Wie sehr werden bey so auffallenden Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten auch die übrigen Erzählungen des Philostratus verdächtig? — Wie verdächtig werden eben dadurch auch die ältern Zeugnifse, aus denen Philostratus geschöpft haben soll? — Wie kann nun der noch spätere Hierocles, der sich auf keine andere, als die eben angezeigten Quellen beruft, einen Glauben verdienen, da er ohnehin durch seine Leidenschaftlichkeit aufhört, glaubwürdig zu seyn? Wer soll einem Manne glauben, der die Apostel Peter und Paul Lügner, Unwissende und Zauberer nennt? Wer soll einem Manne glauben, der von Christus behauptet, er habe sich, nachdem er von den Juden verjagt worden, mit neun hundert seiner Anhänger auf den Strafsenraub verlegt? Wer soll einem Manne glauben, der von dem nämlichen Christus, den er als einen Strafsenräuber brandmarkt, an einer andern Stelle sagt, er habe einige Wunder gethan?

Und doch giebt es heut zu Tage Leute, die diesem Hierocles und diesem Philostratus lieber glau-

ben, als den Aposteln, deren Glaubwürdigkeit doch handgreiflich ist! — Wie könnten sie aber auch unsern Religionsstifter herab würdigen (und das ist doch ihre Absicht), wenn sie sich auf keine andere, als nur auf glaubwürdige Zeugnifse berufen wollten!

Der beste Beweis von der Unglaubwürdigkeit des Philostratus und Hierocles ist ihre Erzählung selbst. — Was sagen sie denn von dem Leben und Wundern des Apollonius, das hinreichend wäre, ihn mit Christus zu vergleichen, oder wohl gar über denselben zu erheben?

Apollonius war nach ihrer Erzählung drey oder vier Jahre vor Christus zu Thyane in Kappadocien geboren, vollkommen an Leib und Geist, und frühzeitig eingeweiht in den Grundsätzen der Pythagoräischen Philosophie. Er hielt daher fünf Jahre Stillschweigen, und enthielt sich, so lange er lebte, von Wein, Fleisch und Liebe. Zu lehren fieng er erst an nach dem dreifsigsten Jahre, und predigte vorzüglich den Grundsatz, dafs man alles Irdische verlassen müsse, wenn man weise werden wolle. Er ward sehr alt. Man weifs aber nicht, wann, wo oder wie er gestorben sey. — Vermuthlich wollte man dadurch sagen, er sey, wie Christus, lebendig in den Himmel gefahren, um

so der absichtlichen Vergleichung mit Christus vom Anfange bis zum Ende getreu zu bleiben.

Es kommen daher in dem Leben des Apollonius auch Wunder vor, die aber offenbar die Vergleichung mit den Wundern Jesu nicht aushalten. Ich will einige davon anführen:

a. Es heifst, er habe die Sprache der Vögel verstanden, und das wird dadurch bewiesen, weil einst während einer auf offenem Felde gehaltenen Predigt ein Vogel kam, der durch seinen Gesang die übrigen eben anwesenden Vögel mit sich fort lockte, worauf Apollonius zum Volk sagte, der Lockvogel habe auf dem Wege Getraidkörner gefunden, zu deren Genufs er seine Mitbrüder nun eingeladen habe, welches sich auch bestätigte. — Wie leicht hätte jeder andere aus Naturkenntnifs und Erfahrung die nämliche Erklärung geben können?

b. Zu Ephesus soll Apollonius die Pest, und zwar auf folgende Weise vertrieben haben: Er befahl den Bürgern, einen Bettler, der auf dem Marktplatze safs, todt zu schlagen, und einen grossen Steinhaufen über ihn zu errichten. Die Bürger thaten es, wiewohl ungerne, und da man nach einiger Zeit, auf Befehl des Apollonius, die Steine wieder hinweg räumte, fand man einen todten Hund unter denselben, der ein Dämon, und die Ursache der Pest gewesen seyn sollte. — War es

wohl für die Anhänger des Apollonius schwer, bey Nacht an die Stelle des todten Bettlers einen todten Hund hin zu legen, und so das leichtgläubige Volk zu täuschen?

c. Zu Rom, sagt Philostrat, machte Apollonius ein Mädchen, das man zu Grabe trug, lebendig. — Philostrat setzt aber sogleich bey: „die Richtigkeit dieses Wunders sey schwer zu bestimmen, indem das Mädchen in freyer Luft getragen wurde, und man aus dem Munde desselben einen Rauch aufsteigen sah." Dieser Rauch konnte wohl nichts anders bedeuten, als daſs das Mädchen noch athmete, folglich lebte.

Wie ganz anders sind die Wunder Jesu, man mag auf ihre innere oder äuſsere Glaubwürdigkeit sehen, beschaffen! Und wie läſst sich eine Vergleichung anstellen, wo der Abstand der Vergleichungs-Gegenstände so groſs ist?

ad §. 13. b.

Kaiser Mark Aurel verachtet die Christen.

Zu den Philosophen, welche keine Freunde der Christen waren, gehört auch der Kaiser Mark Aurel, der libro 11. ad se ipsum cap. 3. sagt: „Wie glücklich ist die Seele, die alle Tage bereitet ist, sich vom Körper zu trennen, sie mag nach

dieser Trennung aufhören, oder fortdauern! Aber so ein erhabener Entschluſs muſs aus Ueberzeugung, und nicht, wie bey den Christen, aus einem hartnäckigen Eigensinne kommen. Die Seele muſs sich in einem solchen Falle vernünftig, ernst und ohne Stolz betragen, wenn sie Nachahmer haben will."

Ich glaube, die Rechtfertigung der Christen liegt in dieser Stelle selbst: denn sie hatten gewiſs recht viele Nachahmer. Sie waren also aus Ueberzeugung, und nicht aus einem hartnäckigen Eigensinne alle Tage zum Tode bereitet, und sie betrugen sich in einem solchen Falle vernünftig, ernst und ohne Stolz.

ad §. 14.

Vom Einflusse der Platonischen Philosophie auf das Christenthum.

Dieser Einfluſs ist unläugbar. Man vergleiche nur das, was die Christen schon in den ersten drey Jahrhunderten lehrten und glaubten, mit dem, was um eben diese Zeit die Platonischen Philosophen vortrugen, so wird man an diesem Einflusse kaum mehr zweifeln.

Ich will nur die Lehre von den Dämonen anführen, wie sie der Platoniker Porphyr, welcher im dritten Jahrhunderte lebte, in seinem Buche: Περι ἀ Ποχης vorträgt.

„Die Dämonen, sagt er, haben feine Körperchen, und lieben die Wollüsten sehr. Sie kommen daher gerne in menschliche, vorzüglich weibliche Körper, um durch fremde Organe Speisen und venerische Lust geniefsen zu können. Man soll also wenige Nahrung zu sich nehmen, oder gar Hunger leiden, damit diese böse Genien, da sie nicht finden, was sie suchen, den menschlichen Körper wieder verlassen. — Auch sind diejenigen, welche den Ehestand fliehen, vor den Nachstellungen der Dämonen sicherer, sie leben heiliger, und ihre Vereinigung mit Gott ist inniger. Daher sollen auch die Verheiratheten sich des Beyschlafes entweder gänzlich enthalten, oder denselben wenigsteus selten ausüben."

Herrschten diese Grundsätze nicht auch unter den Christen, und zwar schon in den drey ersten Jahrhunderten? Hatten nicht auch sie Besessene von Dämonen? Brauchten sie nicht schon bey Taufe den Exorcismus, um das böse Wesen, oder der Welt, wie ihn Optatus Milevitanus nennt, aus dem unschuldigen Kinde zu vertreiben? Segneten sie nicht ihre Thiere, ihre Häuser, ihr Ehebett, ja sogar die Wolken am Himmel, um sich auf allen Seiten vor den Nachstellungen der bösen Geister zu sichern? Hielten sie nicht strenge Fasten? Entzogen sie sich nicht vielfältig den Genufs von Wein

und Fleisch? Enthielten sich nicht viele lebenslänglich vom Ehestande, um auf diese Weise den Versuchungen und der Lüsternheit der Dämonen zu entgehen?

Eine merkwürdige Stelle ist in den sogenannten Clementinen, die Clemens den Römer, oder einen andern christlichen Platoniker der drey ersten Jahrhunderte zum Verfasser haben. Diese Stelle, welche Homil. 9. §. 10. vorkömmt, lautet so: *) „Die Ursache, warum die Dämonen in die Körper der Menschen zu kommen trachten, besteht darin, dafs sie eine Begierde nach Speisen und geiler Lust fühlen, aber die zum Genusse nöthigen Organe

*) „Quod autem Daemones gestiunt in corpora hominum intrare, haec causa est. Quum sint spiritus et adpetant cibos ac libidinem, nec possint capere, quia spiritus sunt, indigentia organorum ad usum necessariorum, in hominum ingrediuntur corpora, ut tanquam ministrantia membra nacti, quae cupiunt, possint obtinere, sive cibos per dentes hominis, sive libidinem per genitalia ipsius. Unde ad fugandos Daemones abstinentia et jejunium et afflictatio aptissimum est auxilium. Si enim ad fruendum ingrediuntur, in corpus hominum, patet illos fugari afflictione."

Siehe Mosheim Dissert. ad Historiam eccl. vol. I. Commentat. de turbata per recensiores Platonicos Ecclesia. pag. 85. Altonae et Luebecae 1767. edit. 3tia.

nicht haben, und daher durch die Organe der Menschen ihre Begierlichkeit zu befriedigen suchen. Diese Dämonen abzutreiben, ist kein besseres Mittel, als Enthaltsamkeit, Fasten und Reinigung des Körpers. Denn da sie im Körper Genufs suchen, werden sie gewifs fliehen, wenn sie in demselben nichts als Peinigung finden."

Wer sieht nicht, dafs dieser christliche Platoniker eben die Sprache führt, wie der heidnische Platoniker Porphyr, und dafs sie folglich ihre Grundsätze aus der nämlichen Quelle geschöpft haben? —

Und war es auch wohl ein Wunder, wenn der Platonismus in das Christenthum kam, da die wichtigsten Platoniker Ammonius, Athenagoras, Justinus, Clemens von Alexandria, Synesius und mehrere andere die christliche Lehre annahmen, und als Christen ihre Platonischen Grundsätze gewifs nicht ganz ablegten?

Es ist dies um so wahrscheinlicher, da nach dem Ausdruck des heiligen Augustin zwischen der Platonischen und der christlichen Lehre ohnehin nur ein geringer Abstand in einigen wenigen Worten und Grundsätzen ist. *)

*) Si hanc vitam rursus agere possent veteres Platonici, paucis mutatis verbis ac sententiis ad christia-

ad §. 16. lit. c.

Von der Taufe.

Einige hatten den Aberglauben, daſs sie die Taufe auch dann noch für wirksam hielten, wenn sie einem bereits Verstorbenen ertheilt würde. Aber die dritte Kirchenversammlung von Karthago hat im Jahre 215 diesen Miſsbrauch verboten. *)

Die Marcioniten und Manichäer tauften Lebendige für die Todten, welche in ihrem Leben nicht getauft worden waren. Der heilige Chrisostomus beschreibt homil. 40. in epist. 1. ad cor. eine solche Taufe mit folgenden Worten: **) „Wenn bey

nam religionem accessuri essent, sicut plerique recentiorum, nostrorumque temporum Platonici fecerunt.

S. Augustinus libro de vera religione cap. 4. §. 6.

*) Cavendum, ne, mortuos baptizari posse, fratrum infirmitas credat. Can. 4.

**) „Postquam Catechumenus apud Marcionitas excesserit, sub lecto mortui absconso aliquo, qui vivit, accedunt ad mortuum et ad loquuntur, et rogant, velitne accipere baptismum? Dein nihil illo respondente, qui est absconsus inferne, pro illo dicit, se velle baptizari, et sic eum baptizant pro eo, qui excessit, ac si in scena luderent. Quum adcusantur, adducunt Apostolum 1. ad Cor. 15. Alioquin quid facient, qui baptizantur pro mortuis, si omnino mortui non resurgunt? Ut quid et baptizantur pro illis? "

den Marcioniten jemand als Täufling, Catechumenus, sohin ohne wirklich erhaltene Taufe gestorben ist, legt sich ein Lebender unter das Bett des Verstorbenen. Dann gehen sie hin zu dem Verstorbenen, reden ihn an und fragen, ob er getauft werden wolle? Da nun der Verstorbene keine Antwort giebt, so antwortet der unter dem Bette Verborgene im Namen des Verstorbenen, er wolle getauft werden. Auf diese Antwort taufen sie den Lebenden für den Verstorbenen, gleichsam als wenn sie eine Komödie spielten. Wenn man ihnen einen Vorwurf hierüber macht, führen sie eine Stelle aus des Apostels erstem Briefe an die Korinther Kap. 15. an, wo es heifst: „Was werden sonst diejenigen thun, welche sich für die Verstorbenen taufen lassen, wenn die Verstorbenen nie wieder aufstehen? Zu was lassen sie sich denn taufen für dieselben?“

ad §. 16. lit. f. No. 4.

Von der Kleidung der Geistlichen.

Ueber das, was ich von der Kleidung der Geistlichen §. 16. lit. f. No. 4. meiner Kirchengeschichte gesagt habe, glaube ich, mich hier reformiren zu müssen. Denn nach reiferer Ueberlegung geht meine Ueberzeugung dahin, dafs sich die Geistlichen zwar aufser dem Zeitpunkte ihrer geist-

lichen Funktionen in der Kleidung von den Laien nicht unterschieden, daſs sie hingegen bey dem Gottesdienste und allen übrigen kirchlichen Verrichtungen eine besondere, auszeichnende Kleidung trugen.

Man weiſs, daſs die Kirche, als eine kluge Mutter, manche heidnische und jüdische Religions-Gebräuche, welche mit dem Wesen des Christenthums nicht im Widerspruch stunden, zulieſs, um den Heiden und Juden den Uebergang zur christlichen Religion nicht verhaſst zu machen. Man weiſs aber auch, daſs die heidnischen und jüdischen Religions-Diener bey ihren religiösen Verrichtungen eine eigene, von der alltäglichen ganz verschiedene Kleidung hatten. Wer kann nun glauben, daſs nur allein die christlichen Geistlichen ihre Religions-Dienste in ihren gewöhnlichen bürgerlichen Kleidern verrichtet haben sollen?

Einen Wink von ausgezeichneter Kleidung der Geistlichen bey dem Kirchendienste giebt uns die Tradition. Der älteste und wichtigste Kirchengeschichtschreiber Eusebius beruft sich auf einen Brief des Ephesinischen Bischofs Polycrates an Pabst Victor den ersten, worin er schreibt: „daſs zu Ephesus Johannes begraben sey, der an

der Brust des Herrn lag, und der einen Brust-Schild trug, weil er auch Priester war." *)

Der grofse Alterthumsforscher Hieronymus schreibt, „dafs die Geistlichen eine andere Kleidung haben zum Altardienste, und eine andere zum gemeinen, täglichen Gebrauch." Und an einem andern Orte erzählt er, dafs ihm der Priester Nepotian ein langes Kleid, Tunicam, zurück gelassen, dessen sich derselbe bey Religions-Verrichtungen bedient hatte. **)

Die Worte des Pabstes Coelestin, welche Fleury in seiner Kirchengeschichte anführt, sind nicht von gottesdienstlichen, sondern von alltäglichen Kleidern zu verstehen. Denn auch in diesen wollten sich einige französische Bischöfe von den Laien unterscheiden, indem sie ihre Len-

*) „Joannes, qui supra pectus Domini recubuit, qui et Sacerdos quum esset, *Laminam* gestavit, Martyrque ac Doctor fuit."

Einige verstehen unter dieser Lamina eine Kopfzierde. Auf jedem Falle war es ein Stück einer ausgezeichneten Priesterkleidung.

Eusebius Hist. eccl. lib. III. cep. 28. Basileae ex officina Episcopii. 1587.

**) s. Hieronymus in cap. 44. Ezechielis.

Idem in epist. ad Heliodorum.

den umgürteten, und sich in einen philosophischen Mantel einhüllten. *)

ad §. 19.

Unterschied zwischen Geistlichen und Laien.

Gegen den katholischen Satz, dafs schon seit dem Anfange des Christenthums ein Unterschied zwischen Geistlichen und Laien gewesen, wird von einigen Protestanten eine bedenkliche Stelle aus dem Kommentar des Diakon Hilarius von Arles über das vierte Hauptstück des Briefes an die Epheser angeführt. **) Die Stelle lautet

*) Fleury Hist. eccl. lib. 24. §. 56. Siehe auch Cardinalis Joannis Bona Rerum. Liturg. lib. 1. cap. 24.

**) H. Boehmeri Dissertationes Juris eccl. antiqui. Dissert. VI. §. 30. ibi: „Primum omnes docebant, et omnes baptizabant, quibuscunque Diebus vel Temporibus fuisset occasio. Ut cresceret Plebs et multiplicaretur, omnibus inter initia concessum est evangelizare et baptizare, et Scripturas in Ecclesia explanare. At ubi omnia loca complexa est Ecclesia, conventicula constituta sunt, et Rectores et cetera officia in Ecclesiis sunt ordinata, ut *nullus de Clero* auderet, qui ordinatus non esset, praesumere officium, quod sciret non sibi creditum vel concessum: et coepit alio ordine et providentia gubernari Ecclesia. Hinc ergo est, unde nunc neque Diaconi in populo praedicant, nec Clerici vel Laici

so: „Anfangs lehrten alle und tauften alle zu jeder Zeit, da Gelegenheit war. Damit die Gemeinden vermehrt würden, wurde am Anfange allen gestattet, zu predigen, zu taufen und in der Kirche die Schrift auszulegen. Als sich aber die Kirche aller Orten festgesetzt hat, wurden Versammlungen gehalten, Vorsteher, Rectores aufgestellt, und die übrigen Aemter in den Kirchen angeordnet, so daſs *keiner vom Clerus*, der nicht angestellt war, sich eines Amtes anmaaſste, welches man ihm nicht anvertraut oder gegeben hatte; und die Kirche fieng an, mit einer andern Ordnung und Fürsicht regieret zu werden. Daher kömmt es, daſs jetzt weder die Diakonen dem Volke predigen, noch die Cleriker oder Laien taufen, und auch die Glaubigen nicht an jedem Tage, sondern nur, wann sie krank sind, gesalbt werden. Daher kommen auch die Schriften des Apostels, welche im Anfange des Christenthums geschrieben worden sind, mit den jetzigen Verordnungen der Kirche nicht ganz überein."

baptizant, neque quocunque die credentes tinguntur, nisi aegri. Ideo non per omnia conveniunt Scripta Apostoli ordinationi, quae nunc in Ecclesia est, quia haec inter Primordia sunt Scripta."

Hilarius soll den Kommentar, in welchem diese Stelle enthalten ist, im Jahre 384 geschrieben haben. *)

Einige Gelehrte, z. B. Oudinus und Petavius, halten den ganzen Kommentar für ein Produkt eines unbekannten Pelagianers. **)

Da aber der gröſsere Theil, und unter diesen selbst der heilige Augustin lib. 4. cap. 4. ad Bonifacium den Hilarius als Verfasser anerkennt, so trete ich ohne Bedenklichkeit dem gröſseren Theile bey.

So auffallend übrigens diese Stelle scheint, so leicht läſst sie sich doch mit den katholischen Grundsätzen vereinigen.

Hilarius schrieb über das vierte Kapitel des Briefes an die Epheser, wo es v. 11. heiſst: „Er, Christus, ist es, der einige zu Aposteln, andere zu Propheten, andere zu Evangelisten, andere zu Hirten und Lehrern verordnete.“ Die Ausdrücke *einige* und *andere* zeigen deutlich, daſs von Christus nicht alle, sondern nur einige zu Hirten und Lehrern bestimmt wurden, so wie er nicht alle, sondern nur einige zu Aposteln bestimmte. Es kann also auch Hilarius, wenn er

*) Cave Hist. Lit. Tom. I. pag. 137. Genevae 1705.

**) Oelrichs Comment. de Script. eccl. latin. p g. 65.

schreibt: am Anfange lehrten alle, nicht von allen Christen überhaupt, sondern nur von allen jenen verstanden werden, die als Lehrer berufen, bestimmt, verordnet waren. Wer hätte sich denn unterrichten lassen, wenn alle Christen hätten lehren wollen? — Anfangs war es also allen Lehrern, aber nur den Lehrern, gestattet, an allen Orten und zu jeder Zeit zu lehren. Da aber einzelne Kirchen gegründet, und für jede ein eigener Vorsteher aufgestellt wurde, wagte es keiner von dem Clerus, in einer Kirche eine Amtsverrichtung zu machen, wenn er nicht von dem Vorsteher der Kirche dazu berufen, verordnet, angestellt war.

Diese Erklärung liegt so ganz in der Stelle selbst, dafs man dieselbe nur aufmerksam lesen darf, um sich davon zu überzeugen. *)

ad §. 20. lit. k.

Von Irenäus, Bischof zu Lyon.

Merkwürdig ist, was Theophilus Raynaudus in Indiculo Martyrum Lugdunensium erzählt: „Als nämlich der Kardinal Tournon erfahren

*) Siehe Dr. Werner Carl Ludwig Ziegler's Versuch einer pragmatischen Geschichte der kirchlichen Verfassungsformen in den ersten sechs Jahrhunderten der Kirche. Leipzig 1798. S. 5.

hatte, dafs Melanchton von König Franz dem ersten einen Ruf nach Frankreich erhalten habe, gieng er sogleich zum König, und nahm geflissentlich das Buch des Irenäus wider die Ketzereyen mit sich. Der König erkundigte sich um den Werth dieses Buches, und der Kardinal lobte es theils wegen des Alterthums des Schriftstellers, theils wegen des vortrefflichen Inhaltes. Vorzüglich las er dem Könige vieles aus dem dritten Kapitel des dritten Buches vor, wo Irenäus die Vorzüge der römischen Kirche schilderte, und er brachte es dadurch bey dem König so weit, dafs derselbe keinen Reise-Pafs ausstellen liefs, und hiemit Melanchtons Reise nach Frankreich unterblieb. *)

*) Gottlieb Stolle von den Leben, Schriften und Lehren der Kirchenväter. Jena. 1733. S. 82.

Zusätze

zum

zweyten Zeitraume

der

christlichen Kirchengeschichte.

ad §. 22.

Kaiser Konstantins Kreuzerscheinung.

Die Erklärung, die ich hierüber in meiner Kirchengeschichte gegeben habe, kann ich nicht besser bestätigen, als wenn ich die Erzählung des Eusebius wörtlich, so viel hieher gehört, anführe. Ich bediene mich der Uebersetzung von Friedrich Andreas Stroth, II. Band. Quedlinburg 1777. S. 178 — 182.

„Der Kaiser, so erzählt Eusebius, betete zu Gott, daſs er sich ihm zeigen möchte, wer er sey. Darauf erschien ihm ein sehr wunderbares Zeichen von Gott, welches man nicht leicht glauben würde, wenn es ein anderer erzählte. Allein da der siegreiche Kaiser es selbst mir, dem Verfasser dieser Schrift, lange Zeit nachher, da ich des Zutritts zu ihm, und seiner Vertraulichkeit gewürdiget wurde, erzählt und seine Erzählung mit Schwüren bekräftiget hat, wie könnte da noch jemand Bedenken tragen, der Erzählung Glauben beyzumessen, besonders da die folgende

Zeit die Wahrheit dieser Erzählung bestätiget. Um die Zeit, wo die Sonne noch im Mittag stund, sagte er, habe er mit seinen eigenen Augen am Himmel das Siegeszeichen des Kreuzes, aus Licht bestehend, über der Sonne stehen gesehen, wobey ihm zugleich eine Schrift erschienen sey des Inhalts: „Hiedurch siege." Erstaunen habe sich über dieser Erscheinung seiner und seines ganzen Heeres, welches ihm auf dem Marsch folgte und dies Wunder mit ansah, bemächtigt. Er wäre hierauf ungewiſs gewesen, sagte er, was diese Erscheinung bedeutete. Indem er nun darüber nachgedacht, sey die Nacht hereingebrochen. Da sey ihm der Christus Gottes nebst dem Zeichen, das er am Himmel gesehen, im Schlafe erschienen, und habe ihm befohlen, er sollte das am Himmel erschienene Zeichen nachmachen lassen, und sich dessen als einer Schutzwehre gegen die Angriffe der Feinde bedienen. Sobald der Tag anbrach, stund er auf, und erzählte seinen Freunden das Geheimniſs. Hierauf lieſs er die Goldschmiede und Juweliere zusammen kommen, setzte sich mitten unter ihnen, und beschrieb ihnen das Bild des Zeichens, und befahl, es in Gold und Edelsteinen nachzumachen, welches wir denn auch selbst ehemals gesehen haben. Es war folgendermaaſsen gemacht:

Ein langer mit Gold eingefafster Spiefs war mit einer Querstange versehen, welche in Gestalt eines Kreuzes daran gemacht war. Oben auf der öbersten Spitze war eine Krone, von Gold und Edelsteinen zusammen gesetzt, befestiget. An derselben war das Zeichen des heilbringenden Namens, nämlich zwey den Namen Christi bedeutende Schriftzüge, nämlich der Buchstabe p, in der Mitte der Buchstabe X, welches Zeichen der Kaiser auch in der folgenden Zeit am Helm zu tragen pflegte. An der Querstange, welche an dem Spiefse befestigt war, hieng ein Tuch herunter, von Purpur gewebt, mit vielen kostbaren und glänzenden Edelsteinen besetzt, reich mit Gold gestickt, welches denen, die es sahen, einen Anblick von unaussprechlicher Schönheit gab. Dies an der Stange hangende Tuch war so breit, als es lang war. Der aufrecht stehende Spiefs war sehr lang. Oben unter dem Zeichen des Kreuzes, an dem Rande des gestickten Tuches, war das goldene Brustbild des Gott liebenden Kaisers, nebst den Bildern seiner Söhne angehängt. Dieses heilbringenden Zeichens bediente sich der Kaiser allenthalben als eine Schutzwehre wider alle feindliche Macht, und befahl, dafs allen seinen Armeen andere, die hiernach gemacht worden, vorgetragen werden sollten. Damals

beschlofs er, voll Erstaunen über die gehabte wunderbare Erscheinung, keinen andern Gott, als den ihm erschienenen zu verehren, und liefs die Ausleger seiner Geheimnifse zu sich kommen; er fragte sie, wer dieser Gott sey, und was das ihm erschienene Zeichen bedeutete? Sie sagten ihm: es sey Gott, der eingeborne Sohn des einigen und alleinigen Gottes; das erschienene Zeichen aber sey das Sinnbild der Unsterblichkeit. Es sey das Siegeszeichen des Sieges über den Tod, den er erhalten hätte, da er ehemals auf Erden zugegen gewesen. Zugleich lehrten sie ihn die Ursache seiner Erscheinung, und ertheilten ihm einen gründlichen Unterricht von den Verrichtungen seiner Menschheit. Er nahm diesen Unterricht an, und bewunderte die göttliche Erscheinung, die er mit seinen eigenen Augen gesehen hatte, und indem er die himmlische Erscheinung mit der ihm vorgetragenen Erklärung verglich, wurde er in seiner Gesinnung bestärkt, in der festen Ueberzeugung, dafs ihm die Erkenntnifs hievon von Gott selbst mitgetheilt worden. Er gab sich daher nun selbst die Mühe, die heilige Schrift zu lesen, machte die Priester Gottes zu seinen Gesellschaftern, und glaubte, den ihm erschienenen Gott mit allerley Art des Dienstes verehren zu müssen. Hierauf unternahm

er es, in der Hoffnung auf seinen Schutz, das drohende Feuer der Tiranney zu löschen."

ad §. 23.

Bekehrungen im zweyten Zeitraume.

Spittler's Urtheil über Patritius und andere Glaubens-Prediger dieses Zeitraumes ist wirklich sehr bitter. Unpartheyischer und gelassener spricht über diesen Punkt Breyer in seiner Universal-Geschichte II. Th. III. Periode S. 15. No. 6. wo er von den Missionarien, die unter Pabst Gregor dem ersten nach England kamen, schreibt: „Durch eine Mission römischer Geistlicher ward im Jahre 596 der Katholicismus nach Brittannien gebracht, und von Kent aus allmählig in der ganzen Heptarchie ausgebreitet. Von nun an rückte die Nation in ihrer Bildung vorwärts, und machte allmählig so glückliche Fortschritte, daſs Brittannien im Jahre 760 in Hinsicht auf litterarische Kultur selbst Italien übertraf. Beda venerabilis."

Wenn daher ein heiliger Eligius, der im Jahre 605 starb, in seinen Ermahnungen an das Volk *) sich beklagt, „daſs man zu seiner Zeit

*) Bey D'Acheri spicil. Tom. II. pag. 91. „Ligamina ad colla hominis aut animalis pendere et dicere,

Menschen und Thieren Amulete, die man für eine heilige Sache ausgab, an den Hals hieng, daſs man Reinigungsfeste hielt, daſs die Weiber Bernstein am Halse trugen, daſs man der Mondfinsterniſs eine böse Bedeutung gab, daſs einer dem andern sein Schicksal vorher sagte, oder, wie man sich gewöhnlich ausdrückt, die Nativität stellte, so war das alles Folge des heidnischen Aberglaubens, den die Neubekehrten mit sich brachten, und nicht, wie ein neuer Schriftsteller zu sagen beliebt, „damalige Religions-Praxis, vom Clerus getrieben.“ *)

Die Kirche duldete anfangs aus Klugheit einige Vorurtheile der Neubekehrten, und gab denselben entweder eine bessere Bedeutung, oder wartete, bis sie durch den christlichen Unterricht von selbst wegfielen.

ad §. 24. a.

Tempelbau unter Kaiser Julian.

Lardner, ein Engländer, glaubt, man könne die ganze Geschichte des Tempelbaues aus dem

quod res sancta sit et lectiones divinas contineat, lustrationem facere, Succinos ad Colla mulieris pendere, quando luna obscurantur, vociferare, fatum, fortunam aut genesin, quod nascentia vulgo dicitur, proponere.

s. Eligius in admonitionibus ad populum.

*) Joseph Lechner's Versuch einer beurkundeten Dar-

Grunde in Zweifel ziehen, weil Kaiser Julian den Juden versprach, den Tempel nach vollendetem Persischen Kriege zu erbauen, aus welchem Kriege er aber nicht mehr zurück kam. *)

Doch Julian konnte ja den Bau eher anfangen lassen, als er es versprochen hatte, und daſs der Tempelbau wirklich vor dem Persischen Kriege versucht worden, dafür stehen so viele gleichzeitige Zeugen, daſs es Unsinn wäre, diese Thatsache läugnen zu wollen.

Unter den katholischen Schriftstellern reden von diesem Tempelbaue Gregorius Nazianzenus, Ambrosius, Chrysostomus, Ruffinus, Socrates, Sozomenus, Theodoretus und andere. Auch der Arianer Philostorgius macht davon Meldung.

Die jüdischen Schriftsteller führt Wagenseil an in seinem Buche: Tela ignea Satanae. p. 231 u. 232.

Unter den heidnischen Schriftstellern ist der merkwürdigste Kaiser Julian selbst, der in seinen Fragmentis und in seinen Briefen von dem versuchten Baue und der erfolgten Zerstörung spricht.

Auch Ammianus Marcellinus, des Kaisers Liebling und abgeordneter Augenzeuge der ganzen Geschichte, liefert eine vollständige Schilderung des Herganges Historiae suae lib. 23.

stellung des Kirchenwesens in Baiern. I. Band. S. 59. Salzburg 1810.

*) Gmeiner Hist. eccl. Tom. I. §. 258. in nota.

Es steht also für das Gegentheil Lardner ganz allein, und zwar mit einer bloſsen Vermuthung.

ad §. 24. b.

War die Störung des Tempelbaues ein Wunder?

So viele Wahrscheinlichkeit die natürliche Erklärung, welche über diesen Vorfall Michaelis giebt, für sich hat, so bleibt doch auch auf der andern Seite immer schwer zu erklären, warum der gemachte Versuch nicht nur einmal, sondern dreymal nacheinander, und zwar allzeit auf eine andere Weise, das erstemal durch einen Sturmwind, das zweytemal durch ein Erdbeben, das drittemal durch ein hervorbrechendes Feuer zerstört worden sey?

Es bleibt schwer zu erklären, warum gleich nach diesem Vorfalle mehrere Juden zum Christenthum übergiengen, und eben dadurch zu bezeugen schienen, daſs sie diese Begebenheit nicht für natürlich, sondern für das Werk einer höheren Macht hielten.

Es bleibt schwer zu erklären, warum die Juden ihren dreymal vereitelten Versuch nicht öfters erneuerten, da sie ja nicht immer eine gleiche Widersetzlichkeit der Natur fürchten konnten.

Und würde wohl Kaiser Julian selbst, zum Trotze der Christen, nicht neue Befehle zu ferneren Versuchen gegeben haben, wenn er das, was bisher geschehen, nur für eine Naturwirkung gehalten hätte?

Wie konnte endlich, wenn der Versuch gelungen, oder nachher mit Erfolg erneuert worden wäre, die Prophezeihung Christi bey Matthäus am 24. Kap. 2. V. gerechtfertigt werden, „dafs nämlich nach der ersten Zerstörung des Tempels bis zum Ende der Welt kein Stein mehr auf dem andern verbleiben solle?“ Mit welchem Triumph hätten Juden und Heiden den Stifter des Christenthums einer Lüge beschuldigen, und sohin auch seine Lehre verwerfen können? Es scheint damals der schicklichste Zeitpunkt gewesen zu seyn, den die Fürsehung sich wählte, den Vorzug der christlichen vor der heidnischen und jüdischen Religion durch ein Wunder zu bestätigen.

ad §. 24. c.

Kaiser Julians Tod.

Dafs Kaiser Julian von einem Christen getödtet worden sey, ist nicht unwahrscheinlich, besonders wenn sich die Erzählung des Theodoretus Hist. eccl. lib. 3. cap. 23. bestätigt, dafs nämlich Libanius einen christlichen Schullehrer

von Antiochia spottend gefragt habe: „was der Zimmermanns-Sohn von Nazareth mache?" worauf ihm der Schullehrer geantwortet haben solle: „er arbeitet wirklich an einem Todtensarg für deinen Lehrjünger Julian."

Auch ein Egyptischer Schwärmer Clevocharinus soll vorhergesagt haben, daſs im Monat Mesori, August, eine goldene Zeit kommen werde. Julian starb im Juni, und am Ende Augusts waren die Christen unter Kaiser Jovian schon wieder die herrschende Parthey. *)

Indessen werden diese Wahrscheinlichkeiten, die ich lieber Vermuthungen nennen möchte, doch nie zur Gewiſsheit erwachsen. Denn Julian kann eben so leicht von einem heidnischen, als von einem christlichen Soldaten seiner Armee getödtet worden seyn. Der in meiner Kirchengeschichte angeführte Sozomenus sagt ja, daſs der Tyrannenmord auch bey Heiden für lobenswürdig angesehen worden sey.

Kaiser Julian machte sich in diesem Kriege bey seiner ganzen Armee verhaſst, indem er allen Proviant, und was ihm sonst im Rücken war,

*) F. Chr. Frenzel in einem Aufsatze der theologischen Monatschrift, herausgegeben von Augusti. Jena. 1802. V. Heft. No. 4. S. 368.

zerstören liefs, und so jeden Rückzug äufserst gefährlich, oder gar unmöglich machte.

Libanius, der nicht bey der Armee war, kann in dieser Sache kein gültiger Zeuge seyn, und zwar um so weniger, weil er in allen seinen Schriften seinen Hafs gegen die Christen verräth.

ad §. 24. d.

Julians Charakter und Physiognomie.

Wenn man Julians Handlungen, die ich in meiner Kirchengeschichte aus bewährten Schriften angeführt habe, in Ueberlegung zieht, so weifs ich nicht, wie Schröckh in seiner Kirchengeschichte VI. Th. S. 389. von ihm schreiben kann: „Kaiser Julian heifst noch immer der Abtrünnige. Die christliche Nachwelt hat ihm bis auf die neuern Zeiten keine Gerechtigkeit erwiesen, weil er sie ihren Vorfahren versagt hat.“

Wie konnte doch Schröckh das schreiben, da er selbst so viele Thatsachen sammelte, die den Kaiser Julian unmöglich in ein gutes Licht stellen können? Man sehe den eben angeführten VI. Theil seiner Kirchengeschichte.

Eben so wenig scheint der Geschichte zu entsprechen, was Breyer in seiner allgem. Gesch. I. Th. S. 192. von Kaiser Julian sagt:

„An Fl. Julianus erhielt das Reich einen

trefflichen Regenten. Allein seine Regierung war theils zu kurz, theils dem Geiste seines Zeitalters nicht angemessen. Voll von den Ideen des Alterthums wollte er die alten Götter Roms wieder herstellen. Aber da der starke Geist der Alten längst entflohen war, war der Plan Julians (Apostata) offenbar zweckwidrig. Eben dieser edle Kaiser war indeſs der letzte Glanz des erlöschenden Lichtes altrömischer Tugend."

Nach meiner Ueberzeugung liefert die römische Geschichte ganz andere Tugend-Beyspiele, als man im Leben Julians findet.

Einige schreiben ihm Religiosität zu. Aber in der Geschichte findet man von ihm nichts als Heucheley, Aberglauben und Christenhaſs. Selbst sein Freund Ammianus Marcellinus sagt: Julian hatte mehr Aberglauben als Religion.

Seine Sittlichkeit bestund im Umgange mit den unzüchtigsten öffentlichen Huren.

Einige nennen ihn freygebig, andere sparsam. Er war beydes, aber beydes im verkehrten Sinne. Er war freygebig gegen die Heiden, denen er mit Verschwendung gab, was er den Christen geraubt hatte. Er war sparsam gegen die Christen, die er, wie er spottete, immer in der christlichen Armuth zu erhalten suchte.

Man eignet ihm Gerechtigkeitsliebe zu. Aber

die Christen erfuhren gerade das Gegentheil, indem er ihnen ihr Eigenthum raubte, die Geistes-Kultur entzog, sie theils selbst mifshandelte, theils von andern ungestraft mifshandeln liefs.

Eben daher kann man ihn auch nicht tolerant nennen. Denn er hatte schon bey Anfange seiner Regierung keinen andern Plan, als von der Regierung Konstantins überall das Gegenstück aufzustellen, und hiemit die Christen eben so sehr zu drücken, als sie Kaiser Konstantin begünstiget hatte. Thatsachen beweisen es, wie auch seine Drohungen, „dafs er nach vollendetem persischen Kriege die Christen noch mehr verfolgen, ihnen alle bürgerlichen Rechte entziehen, die Bildsäule der Venus in ihre Kirchen setzen, die Bischöfe, Priester und Mönche mit den wilden Thieren kämpfen lassen, und selbst den christlichen Namen unterdrücken wolle." *)

Noch nach seinem Tode fand man zu Antiochia in seinem Pallaste mehrere mit Menschenköpfen angefüllte Kasten, auch Leichen in Brunnen und Gruben, und in einem von ihm verschlossenen Tempel zu Carra eine bey den Haa-

*) s. Chrysostomus de s. Babyla. Gregorius Naz. orat. 3 et 4. Orosius Hist. lib. 7. cap. 30. Theodoretus lib. 3. cap. 21.

ren aufgehenkte Frauensperson, in deren Bauch er über den Ausgang des persischen Krieges nachforschte.

Wer kann zweifeln, dafs alle diese Leichen von ermordeten Christen gewesen?

Wie kann man nun einen Mann von solchem Charakter einen Glanz altrömischer Tugend nennen? Ich berufe mich über das Angeführte auf Schröckh l. cit.

Zum Beschlusse will ich noch Julians Physiognomie aufstellen, wie sie Fleury in seiner Kirchengeschichte aus den Schriften des Gregorius Nazianzenus und des Ammianus Marcellinus schildert:

„Er hatte eine kleine Statur, dicken Hals, breite Schultern, die er so, wie das Haupt, immer bewegte. Seine Füſse waren schwach und sein Gang schwankend. Seine Augen waren lebhaft, aber unruhig. Sein Blick verrieth Wuth, seine Nase Verachtung und Stolz. Er hatte einen weiten Mund, eine herabhangende Unterlippe, einen starken, in einen Spitz zusammenlaufenden Bocksbart. Er verzerrte das Gesicht, wenn er lachte, und er lachte oft, anhaltend und laut. Im Reden hielt er oft inne, um Athem zu holen. Seine Fragen waren unpassend, seine Antworten

durcheinander geworfen, ohne Gründlichkeit, ohne Ordnung.

Gregorius Nazianzenus, der mit Julian zu Athen studirte, sagte schon damals: „Das römische Reich ernährt in diesem Menschen ein Abentheuer. Gott gebe, daſs ich ein falscher Prophet bin." *)

ad §. 25.

Von Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek.

Der *Jenaische Recensent* meiner Kirchengeschichte No. 167. d. 18. Julius 1807. sagt: „Ueber die Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek, welche übrigens nur im Vorbeygehen berührt wird, scheinen dem Verfasser die neuern Untersuchungen unbekannt zu seyn."

Ich will nun auch diese Untersuchungen prüfen, und die Gründe für und gegen diese Verbrennungsgeschichte anführen.

Für die Geschichte der Verbrennung steht:

1. *Abdollatif*, ein Arzt aus Bagdad, zu Ende des zwölften und Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts, der in seinen Denkwürdigkeiten Egyptens, aus dem Arabischen übersetzt und erläutert von G. F. Günther Wahl. Halle 1790. S. 190. sagt:

*) Fleury Hist. eccl. lib. 13. §. 52.

„Ich habe ferner zu Alexandria den Porticus in Augenschein genommen, der vor Zeiten des Aristoteles, und nach ihm seiner Schüler Collegium academicum gewesen ist; auch das *Collegium*, welches Alexander der Große zugleich mit der Stadt erbauen liess, worinnen sich die grosse vortreffliche *Bibliothek* befand, die hernach durch Amru Bin El Az mit Genehmigung des grofsen Omar, welchen Gott begnadige, ein Raub der Flammen geworden sind."

2. *Gregorius Barhebraeus* oder *Abulfaradsch*, Primas der Jacobiten im Orient, Mafrian des Orients in der letzten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts, schreibt in seiner Historia orientali arabice edita et latine versa ab *Eduardo Procockio*. Oxoniae 1663. pag. 114.

„Um diese Zeit (640. nach Christi Geburt) blühte ferner unter den Muselmännern Joannes, den wir den Grammatiker nennen, ein Alexandriner, der sich zur Parthey der Jacobiten-Christen bekannte. Er unterstützte die Lehre des Severus, dann gieng er von dem ab, was die Christen von der Dreyeinigkeit glauben. Er wurde daher, als ihn die Bischöfe bey einer Zusammenkunft in der Stadt Mestra baten, seine Meynung zu verlassen, und er sich nicht dazu verstehen wollte, seiner Würde entsetzt. *Er lebte, bis Amru Ebno'l*

As Alexandrien einnahm. Zu diesem begab er sich, und Amru, der wohl wufste, welche Stufe er in den Wissenschaften erstiegen hatte, behandelte ihn sehr ehrenvoll, und hörte seine philosophischen Reden, deren die Araber nicht gewohnt waren, und die ihn in Erstaunung und Ueberraschung versetzten. Amru war aber selbst ein Mann von Verstande, schnellem Fassungsvermögen und hellen Begriffen, daher er sich an ihn hielt, und immer um ihn war. Eines Tages sagte Joannes zu ihm: „Du bist alle Vorrathsörter in Alexandrien durchgegangen, und hast die darin befindlichen Sachen aller Art versiegelt. Was nun das betrifft, was dir nützlich seyn kann, so will ich nichts dagegen sagen. Aber das, wovon du gar keinen Gebrauch machen kannst, das solltest du billig uns lassen.“ Amru antwortete: „Die philosophischen Bücher, welche in dem königlichen Schatze sind.“ „Darüber kann ich nichts bestimmen,“ sagte Amru: „ich kann darüber nicht gebieten, bis ich die Erlaubnifs von dem Beherrscher der Gläubigen, Omar Ebro' l'Chattab, habe.“ Er schrieb also an Omar, und meldete ihm, was Joannes gesagt hatte. Er erhielt einen Brief von Omar zurück, worin dieser schrieb: „Was die Bücher betrifft, deren du erwähnt hast, so enthalten sie entweder, was mit

dem Buche Gottes übereinstimmt, und dann ist es an dem Buche Gottes ohne sie genug; oder ist in ihnen etwas, das dem Buche Gottes widerspricht, so brauchen wir dieselben gar nicht. Befehle also, daſs sie vertilgt werden.“ Amru Ebno'l As lieſs sie also in die Bäder zu Alexandrien vertheilen, um sie damit zu heizen: und auf diese Art wurden sie in einem halben Jahre vom Feuer verzehrt. Höre, was geschehen ist, und wundere dich!“

Diese *an sich deutlichen und von keinem alten Schriftsteller widersprochenen* Zeugniſse suchen einige *Neuere*, *Joseph Simon Assemani* in Bibliotheca Juris orientalis. Romae 1762. *Querci* in Georgii Pisidae Hexameron. Romae 1777. *Villoison* Homeri Ilias in Prolegom. p. 38. *Edward Gibbon* the history of the decline and fall of the Roman Empire. vol. IX. Basil. 1789. S. 273. so zu widerlegen.

Gründe gegen die Geschichte der Verbrennung und deren kurze Beantwortung:

1. *Joannes Philoponos der Grammatiker* lebte schon zu den Zeiten *Justinians* und der Kaiserin *Theodora Augusta*, war also *schon zu Ende des fünften Jahrhunderts* geboren, und konnte folglich *im Jahre* 640 und *nachher* nicht mehr leben.

3. *Sophronius*, Patriarch zu Jerusalem ap.

Labb. in collect. concil. lib. VI. setzt den *Joannes Philoponos unter die*, welche *schon vor seiner Synodal-Epistel*, also vor dem Jahre 640 verstorben sind.

Doch *Abulfaradsch* redet bey dieser Geschichte nur von *Joannes dem Grammatiker*, nicht von *Joannes Philoponos*. Ersterer kann also von letzterem wohl verschieden seyn. Denn es war nur *ein Joannes Philoponos*, aber *Joannes Grammatiker* wurden *mehrere* genannt. — *Abulfaradsch* spricht in seiner *Syrischen Chronik* bey *Assemani* in Bibliotheca orientali Tom. II. pag. 328. von *Joannes Philoponos*, und bezeichnet ihn *in dieser Chronik immer so*. Wäre nun der *Joannes Grammatiker*, von welchem *Abulfaradsch* in *Historia orientali* redet, der *nämliche*, so würde er ihn gewifs auch hier *Joannes Philoponos* genannt haben.

3. *Eutychius*, Patriarch von Alexandria aus dem *zehnten Jahrhunderte*, in Annalibus editis Oxonii 1658. pag. 317. und ein höchst glaubwürdiger *christlicher Schriftsteller Elmazin* aus dem *dreyzehnten Jahrhunderte*, in Historia saracenica, latine reddita opera et studio *Thomae Erpenii*. Lugd. batav. 1625. lib. 1. cap. 3. sprechen von den *Thaten Omars* und der Eroberung von *Alexandria* mit der *gröfsten Umständlichkeit*, aber von *dieser Geschichte reden sie kein Wort*.

Doch das ist ein *Argumentum mere negativum.* Vielleicht wollten sie nur *von Thaten reden*, die dem *Omar zur Ehre* gereichten.

4. Es war Vorschrift der *muhametanischen Kasuisten*, sagt Gibbon, „daſs die Religionsbücher der Juden und Christen, die durch das *Recht des Krieges* erworben worden, wegen der *Ehrfurcht*, die dem *Namen Gottes* gebührt, *nie den Flammen übergeben werden sollen*, und daſs die *Profan-Schriftsteller, Geschichtschreiber und Dichter, ohne das Gesetz zu beleidigen*, von den *Gläubigen* gebraucht werden können." *) Omar *wuſste diese Vorschrift* gewiſs.

Aber was fragt ein *Feldherr* nach den Kasuisten *seiner Religion?* Omar glaubte vielmehr durch Verbrennung der Bibliothek aus einem *Religionsgrunde* zu handeln. — Und Gibbon selbst gesteht ein, daſs die strengeren Lehrer des muhametanischen Gesetzes die *Wissenschaften* und die *Kaliphen, welche Freunde der Gelehrsamkeit waren, verdammten.*

5. *Karl Reinhard* über die jüngsten Schicksale der Alexandrinischen Bibliothek. Göttingen 1792. S. 35. schreibt: „*Eutychius* in seinen Annalibus T. II. pag. 316. und *Elmacin* in Hi-

*) Siehe Reland de jure militari Muhametanorum in vol. III. Dissert. pag. 37. —

storia Saracenica pag. 35. führen einen *Brief* an, in welchem *Amru* dem *Omar* die Eroberung von *Alexandria* meldet, und bemerkt, daſs die Stadt 4000 *Bäder*, 12,000 *Gärtner*, welche *Küchengemüs* verkaufen, 40,000 zinsbare *Juden* und 400 *Schaubühnen* enthalte, wobey aber von einer Bibliothek kein Wort vorkömmt. Also *existirte keine mehr*, und konnte folglich nachher keine verbrennt werden.

Wieder ein Argumentum negativum! — Amru wuſste vielleicht, daſs Bücher *in den Augen Omars keine bedeutende Eroberung wären*, wie nachher *dessen Befehl, die Bibliothek zu verbrennen*, bewies. Daher schrieb er erst *von Büchern*, nachdem er durch *Joannes den Grammatiker* dazu aufgefordert wurde.

6. *Joannes Philoponos* in Comment. ad Aristot. Analyt. fol. 2. und *Ammonius Hermeas* in Comment. in Aristotelis Categorias, ein Mann, der im Anfange *des sechsten Jahrhunderts zu Alexandria blühte*, bezeugen, daſs, wie *Joannes Philoponos* sich ausdrückt, *in den alten Bibliotheken*, oder nach Ammonius *in der groſsen Bibliothek zu Alexandria* 40 *Bücher der Analytik und* 2 *Bücher der Kategorien gewesen seyn sollen*. Also existirten *diese Bibliotheken* im sechsten Jahrhundert *nicht mehr*.

Es konnte aber aus den *Ueberbleibseln der alten* und aus *neuen Zusätzen* wieder eine *neue Bibliothek* entstanden seyn. — Die Worte sagen ja *nur*, daſs die 40 *Bücher der aristotelischen Analytik* und die 2 *Bücher der Kategorien nicht mehr* existiren. — *Die Bibliothek im Ganzen konnte ja doch existiren.*

7. *Wie groſs* müſste die *Bibliothek gewesen seyn*, wenn 4000 *Bäder ein halbes Jahr* davon hätten geheizt werden können! —

Doch es heiſst ja nur: Amru lieſs die Bücher *in die Bäder* vertheilen, aber es heiſst nicht: *in alle* 4000 *Bäder*. — Sie kamen hin, wo man sie *brauchte*, und wo Mangel an *anderen Brennmaterialien* war.

8. Die Einwürfe: a) daſs ein *königlicher Bücherschatz*, wie *Joannes der Grammatiker* sich ausdrückt, damals *nicht mehr denkbar* war; b) daſs die Stadt *Alexandria öfters geplündert* und *in Flammen gesetzt* wurde; c) daſs *Pergament* und *Egyptisches Papier schlechte Brennmaterialien* seyen u. s. w. sind keiner Widerlegung werth. *)

*) Heerens Geschichte des Studiums der klassischen Litteratur. Göttingen 1797. I. Bd. S. 37.

ad §. 28.

Geschichte einiger Märtyrer, die ohne Zunge sprachen.

Gegen Ende des vierten Jahrhunderts wurde Priscillian auf kaiserlichen Befehl, welchen einige katholische Bischöfe bewirkten, wegen seiner ketzerischen Grundsätze mit dem Tode gestraft. Das machte damals Aufsehen in und aufser der Kirche, und die Feinde derselben benützten bald dieses Beyspiel. Sie suchten, wo sie Macht hatten, die katholisch Gesinnten den grausamsten Martern zu unterwerfen. — Ein besonderer Vorfall ereignete sich hierüber im Jahre 484 unter dem Vandalen-König Hunerich, welcher der Arianischen Sekte zugethan war. Der vandalische Patriarch stellte zu Typasus in Mauritanien einen Arianischen Bischof auf. Die katholischen Einwohner waren darüber mifsvergnügt, und viele schifften in das benachbarte Spanien über. Beyläufig dreyhundert blieben zurück, hielten aber ihren Gottesdienst in Privathäusern, und nicht in der Kirche des Arianischen Bischofs. Dieser verklagte sie bey dem König, welcher sich zu Karthago aufhielt, und sogleich Befehl gab, alle Katholiken zu Typasus auf den Marktplatz vorzuführen, ihnen die Zunge aus dem Halse zu

schneiden, und die rechte Hand abzuhauen. Der Befehl wurde vollzogen. Aber die Katholiken redeten nach ausgeschnittener Zunge so gut und deutlich, wie vorher, und sangen ihrem Religionsstifter Loblieder. — So unglaublich diese Geschichte einigen Neueren vorkömmt, so sehr wird sie durch vollgültige Zeugen bestätiget. — Der gleichzeitige Schriftsteller Vito Vitensis erzählt im fünften Buche seiner vandalischen Verfolgungs-Geschichte die ganze Sache so, wie ich sie vorgetragen habe, und setzet am Ende bey: „Wer mir meine Erzählung nicht glauben will, der gehe nach Konstantinopel. Dort wird er von der Zahl dieser Märtyrer noch einen Subdiakon, Namens Reparatus, antreffen, der, ob ihm gleich die Zunge ausgeschnitten worden, dennoch ohne alle Beschwerde und deutlich redet, und daher am Hofe des Kaisers Zeno in großer Achtung stehet." *) — Aeneas von Gaza, ein platonischer Philosoph, der zur Zeit dieser Geschichte zu Konstantinopel lebte, sagt in seinem Gespräche über die Auferstehung: „Ich habe diese Leute

*) „Si quis hoc credere nolit, vadat Constantinopolim: ibi inveniet ex illorum numero Subdiaconum, nomine Reparatum, qui non aegre, sed distincte omnia, quae vult, eloquitur. Is ea propter singulari honore in Imperatoris Zenonis Palatio colitur."

mit eigenen Augen gesehen, und sie auch reden gehört. Ich verwunderte mich, wie ihre Stimme vollkommen und artikulirt seyn konnte. Ich suchte das Werkzeug ihrer Stimme auf, und weil ich meinem Gehör nicht glaubte, nahm ich meine Augen zu Zeugen. Ich begehrte, sie sollten den Mund öffnen, und ich sah, daſs ihnen die Zunge bis zur Wurzel abgeschnitten war. Ich erstaunte, und zwar nicht allein, daſs sie reden, sondern daſs sie in diesem Zustande leben konnten." *) — Dieses Zeugniſs ist um so wichtiger, weil es von einem Philosophen kömmt, dem man Freyheit von Vorurtheilen zutrauen kann, und der von seiner genauen Untersuchung selbst Rechenschaft ablegt. — Procopius von Caesarea, Rathsherr unter Kaiser Justinian, schreibt im VIII. Kapitel seiner geheimen Geschichte des persischen, vandalischen und gothischen Krieges: „König Hunerich lieſs vielen die Zunge aus dem

*) „Hos ego hisce oculis vidi et loquentes audivi, admiratus, quomodo vox eorum perfecta et articulata esse posset. Quaerebam vocis instrumentum, et auribus meis non credens, oculos adhibui testes. Petii, ut os aperirent: vidi, vulsam usque ad radices linguam esse. Obstupui, non modo, quod loquerentur, sed quod adhucdum vitam traherent."

Bayerische Staatsbibliothek München

Halse schneiden, die sich noch zu meiner Zeit in Konstantinopel befanden, und auch nach verlorener Zunge fertig und ohne alle Beschwerde redeten." *) — Marcellinus', des Kaiser Justinianus Kanzler, sagt in seiner Chronik, die er aus gerichtlichen Acten zusammengetragen hatte: „Ich habe zu Konstantinopel einige von jener Zahl der Gläubigen gesehen, denen eine Hand abgehauen, und die Zunge ausgeschnitten war. Sie redeten deutlich, articulate. Ein Jüngling unter ihnen, der stumm geboren war, fieng gleich nach abgeschnittener Zunge zu reden an." **) — Kaiser Justinian selbst legt in seinem Codex lib. 1. Tit. 27. folgendes Zeugniſs ab: „Wir haben mit unsern eigenen Augen die ehrwürdigen Männer gesehen, denen die Zunge bis zur Wurzel ausgeschnitten war, und die doch von ihrer Mar-

*) „Rex Hunericus multis linguam e faucibus excindi jussit, qui mea aetate Constantinopoli degebant, expedite loquebantur, et nullum amissa lingua incommodum sentiebant."

**) „Vidi Constantinopoli aliquos de illa turba fidelium, quibus manus una et lingua abscissae, articulate loquentes. Juveni, qui natus erat mutus, lingua exsecta. Ecce vero mox, ut lingua privatus est, loqui cepit."

Bayerische Staatsbibliothek München

ter redeten, und Mitleiden erweckten.“ *) — Der Uebersetzer von Mosheims Kirchengeschichte im ersten Bande S. 680. findet diese Zeugnifse so stark, dafs er aus denselben den Schlufs macht: „Man müfste den historischen Skepticismus gar zu weit treiben, wenn man an der Begebenheit selber zweifeln wollte.“ — Diese Geschichte gab auch die Veranlassung zu einem Buche, welches im Jahre 1766 zu Paris unter dem Titel herauskam: „Die christliche Religion bewiesen durch eine einzige Thatsache.“ **) Der Verfasser glaubte nämlich, dafs, wenn die christliche Religion für ihre Wahrheit keinen andern Beweis hätte, als diese Geschichte, dieser einzige schon hinreichend wäre.

Man gab sich indessen in den neueren Zeiten sehr viele Mühe, diese Begebenheit auf eine ganz natürliche Weise zu erklären. Wir wollen diese Erklärungen hören und prüfen.

*) „Vidimus venerabiles viros, qui abscissis radicitus linguis poenas suas miserabiliter loquebantur.“

**) La religion chrétienne prouvée par un seul fait.

Einige sagen, die Märtyrer, denen Hunerich die Zungen ausschneiden liefs, hätten die Kunst der sogenannten Bauchredner verstanden, welche ohne Beyhülfe der Zunge reden können.

Doch wo und wie haben diese Märtyrer, dreyhundert an der Zahl, worunter nicht allein Männer, sondern auch Weiber, Kinder und Greise waren, auf einmal so eine Kunst und so vollkommen erlernt, dafs sie gleich nach ausgeschnittener Zunge so gut, so deutlich und so fertig reden konnten, wie vorher? Kunst braucht Zeit, und daher sind dergleichen Bauchredner in der menschlichen Gesellschaft eine höchst seltene Erscheinung.

Andere sagen, es sey diesen Märtyrern wahrscheinlich die Zunge nicht ganz von der Wurzel, sondern nur der vordere Theil abgeschnitten worden, und so haben sie mit dem Ueberbleibsel durch Anstrengung eben das leisten können, was sie vorher mit der ganzen Zunge leicht und ohne Mühe geleistet haben.

Doch diese Erklärung widerspricht durchaus den angeführten historischen Zeugnifsen, welche deutlich aussagen, dafs den Märtyrern die Zunge

von der Wurzel ausgeschnitten worden, und daſs sie nach ausgeschnittener Zunge nicht mit Anstrengung, nicht mit Beschwerde, sondern fertig, vollkommen und artikulirt, wie vorher, gesprochen haben.

Monsieur Saury, ein französischer Arzt, sucht in einem Aufsatze des Esprit des Journeaux 1782. Tom. I. S. 336. die Sache gerade auf eine der eben angeführten Meynung entgegen gesetzte Weise zu erklären. Er sagt: „Diejenigen, welchen die Zunge von der Wurzel ausgeschnitten wird, können, wenn die Wunde geheilt ist, mit der nämlichen Leichtigkeit, wie vorher, und ohne viele Bewegung der Lippen reden. Welchen aber nur der vordere Theil der Zunge genommen wird, diese werden stumm. Daher pflegt die Nation, welche auf den Gebirgen von Kurdestan in Asien wohnet, den Delinquenten nur die Spitze, nicht die ganze Zunge abzuschneiden.

Doch dieser willkürlichen Erklärung werden wenige Aerzte beystimmen, weil sie von keiner gegründeten Erfahrung unterstützt wird. Aus dem, was Monsieur Saury von der Nation auf den Gebirgen von Kurdestan beybringt, läſst sich

gerade ein gegentheiliger Schlufs machen: wenn nämlich schon die Abschneidung der Zungenspitze stumm macht, so mufs die Stummheit um so gewisser erfolgen, wenn die Zunge gänzlich und von der Wurzel ausgeschnitten wird. Oder man müfste Beyspiele anführen können, dafs Delinquenten, denen man die Zunge ganz ausschnitt, nachher eben so leicht, wie vorher; und auf eine ganz natürliche Weise reden konnten. So ein Beyspiel hat aber Monsieur Saury nicht angeführt. — Er sagt ferner, man könne nach ausgeschnittener Zunge reden, wenn die Wunde geheilt ist. Aber nach den oben beygebrachten Zeugnifsen warteten die Märtyrer nicht auf die Heilung der Wunde, sie redeten nicht erst nach einiger Zeit wieder, sondern auf der Stelle, und gleich nach geschehener Ausschneidung. Man berücksichtige vorzüglich das Zeugnifs des kaiserlichen Kanzlers Marcellinus.

Ich wagte es vor einigen Jahren, einen sehr berühmten Arzt, der nun schon lange im Grabe ruht, um eine Erklärung dieser Geschichte zu bitten, und ich erhielt von ihm weiter nichts, als die kurze, sehr kategorische Antwort: „die ganze Begebenheit sey eine Pfaffen-Erfindung.“ Dieser Machtspruch war keine Erklärung für mich,

und zwar um so weniger, weil unter den von mir angezogenen Zeugen nur ein einziger Geistlicher vorkömmt, nämlich der afrikanische Bischof Victor Vitensis, der übrigens wegen seiner historischen Glaubwürdigkeit noch von Niemand in Verdacht gezogen worden ist. *)

ad §. 32. in fine.

Absetzung eines Königs durch Bischöfe.

Ein merkwürdiges Beyspiel führt hierüber Mariana lib. VI. de Rebus Hispanicis an.

Im Jahre 680 suchte ein Spanier, Ervigius, König zu werden. Er gab daher dem König Wamba Gift, das ihn aber nicht tödtete, sondern nur wahnsinnig machte. Der Erzbischof von Toledo steckte den Wahnsinnigen sogleich in eine Mönchkutte, unter dem Vorwande, die Gesundheit im Bufskleide wieder zu erlangen. Ervigius und einige Hofherrn legten dann dem neuen Mönche eine Urkunde zum Unterschreiben vor, worin Ervigius als König und Nachfolger erklärt wurde. Der wahnsinnige Wamba schrieb seinen Namen unter die Urkunde. Ervigius versammelse nun zu Toledo die spanischen Bischöfe, und

*) Man sehe Tillemont Monument. eccl. Tom. XVI. pag. 598.

bat sie, ihn als König zu bestätigen. Die Bischöfe erklärten hierauf: *)

Can. I. „Wir wissen aus Urkunden mit der gröſsten Gewiſsheit, wie unser durchlauchtigster Fürst die Krone erhalten habe. Wir haben das von den Groſsen des Reichs gefertigte Instrument gesehen, in deren Gegenwart Wamba das Klosterkleid und die Tonsur empfangen hat. Wir haben sein Dekret gesehen, worin er den Wunsch äuſsert, den Ervigius zu seinem Nachfolger zu haben. Nachdem wir diese Urkunden gelesen, glaubten wir, diese Wahl durch unsern Beyfall bestätigen zu müssen. Wir erklären hiemit, daſs das Volk von dem Eid der Treue, mit dem es dem Wamba verpflichtet war, losgebunden seyn solle."

Wamba wurde zwar wieder gesund, muſste

*) „Evidenter et ex litteris cognoscimus, qua ratione serenissimus Princeps noster coronam fuerit consecutus. Vidimus Instrumentum a Proceribus signatum, coram quibus Wamba vestem religiosam et tonsuram recepit. Vidimus ejus Decretum, in quo Ervigium successorem habere optat. Quibus perlectis hanc electionem adsensu nostro confirmandam existimavimus. Itaque declaramus, populum a fide juramenti, quo Wambae obstringebatur, esse liberatum."

aber doch in dem Kloster verbleiben. Denn die Bischöfe hatten in ihrer Versammlung zu Toledo für diesen Fall schon gesorgt

Can. II. wo es heifst: *)

„Es giebt einige, welche nach erhaltener Gesundheit die Tonsur und das Klosterkleid wieder ablegen wollen, und unverschämt genug sind, zu sagen, dafs sie das Klostergelübd nicht binde, indem sie diesen Bufsstand nicht mit Wissen und Willen angetreten haben. Doch wie die Kinder durch den Bund der Taufe, die sie in ihrer Vernunftlosigkeit empfangen haben, verpflichtet bleiben, so müssen auch diejenigen, welche der Bufse, obwohl ohne ihrem Bewufstseyn, unterworfen worden sind, dieselbe heilig erfüllen, und wir verbieten ihnen daher alle Zurückkehr in ihren vorigen Stand.“

Es läfst sich nicht läugnen, dafs die Bischöfe

*) „Sunt, qui recuperata sanitate tonsuram et habitum religionis dimittere volunt, impudenter dicentes, hoc voto se non obligari, quia poenitentiam non petierunt. At sicut infantes fide baptismi, quem rationis expertes acceperunt, obstringuntur, ita etiam, quibus poenitentia, etsi sui nesciis, injuncta est, eam sancte adimpleant, iisque omnem reditum ad munera militaria interdicimus.“

in diesem Falle gegen die Pflichten ihres geistlichen Berufes gesündiget haben. Und wenn man sie vielleicht dadurch entschuldigen will, dafs sie hier als Reichsstände, folglich nach politischen Absichten gehandelt haben, so hätten sie doch zur Erreichung dieser Absichten die Religion nicht mifsbrauchen sollen.

ad §. 33.

Klugheit des Bischofes Athanasius.

Es lohnt der Mühe, die Verleumdungen, womit der Bischof Athanasius von seinen Feinden, den Arianern, verfolgt wurde, und die Klugheit, wodurch er seine Unschuld an Tag legte, anzuführen.

Man streute von ihm aus, er habe den Bischof Arsenius umgebracht, ihm die rechte Hand abgehauen, und sich derselben zu Zaubereyen bedient. Um es glaubwürdiger zu machen, mufste sich Arsenius entfernen, und dann wurde eine Hand, als wenn es die des Arsenius wäre, dem Kaiser Konstantin vorgezeigt. Konstantin wollte die Sache untersuchen lassen. Aber der Bischof Athanasius kam zuvor, da er durch einen Diakon den Arsenius aufsuchen liefs, und auch entdeckte. Arsenius machte sich zwar wieder flüchtig. Doch wurde er bald wieder gefunden, und da er sich für einen

andern ausgab, dem Bischof Paulus von Tyrus, dem er schon seit vielen Jahren bekannt war, vorgestellt. Vor diesem mufste er endlich die Wahrheit gestehen. Das alles wurde dem Athanasius, und von ihm dem Kaiser berichtet, der den Verleumdern ein ewiges Stillschweigen auflegte. Arsenius liefs auch selbst bey dem Athanasius eine Abbitte thun.

Aber die Feinde des Athanasius ruhten nicht lange. Sie wärmten die Fabel vom Arsenius bald wieder auf, indem sie glaubten, dafs die Entdeckung desselben nicht viel bekannt, oder wieder vergessen worden sey. Auf jeden Fall verliefsen sie sich auf ihre Unverschämtheit. Es versammelten sich daher mehrere übelgesinnte Bischöfe unter dem Vorwande, neu entstandene Streitigkeiten beyzulegen, und forderten auch den Bischof Athanasius auf, vor ihrer Versammlung zu erscheinen. Als er in die Versammlung eingetreten war, liefsen sie aus einer Kiste die vorgebliche Hand des Arsenius heraus nehmen, zeigten sie demselben, und verlangten, er solle sich über dieses Verbrechen verantworten. Alle wufsten es nicht, dafs diese Fabel von Athanasius in seinem Bericht an den Kaiser schon widerlegt worden sey, und die es wufsten, glaubten wenigstens, dafs Arsenius entweder gar

nicht mehr, oder doch in einem weit entfernten Lande lebe, und sohin die alte Fabel zum zweytenmale, und vielleicht jetzt mit besserer Wirkung behauptet werden könne. Doch Arsenius war weder todt, noch entfernt, sondern lebte schon seit einiger Zeit verborgen bey Athanasius. Die Sache nahm daher einen ganz andern Ausgang, als die versammelten Bischöfe vermutheten. Athanasius fragte, ob einige unter ihnen wären, welche den Arsenius persönlich gekannt hätten? Sogleich stunden mehrere auf, und sagten: „Recht gut haben wir ihn gekannt!“ Worauf Athanasius durch einen Diener den Arsenius rufen liefs. Dieser erschien mit entblöfstem Haupte und in einen Mantel gehüllt in der Versammlung, und verursachte bey allen, die ihn kannten, ein grofses Erstaunen. Nun fragte Athanasius die Bischöfe: „Ist dieser der Arsenius, den ich umgebracht, und dem ich die rechte Hand abgehauen habe?“ Sie schwiegen, und Athanasius öffnete anfangs an der linken Seite den Mantel des Arsenius, so dafs man die linke Hand sehen konnte. Nun waren alle in gespannter Erwartung, ob er den Mantel auch an der rechten Seite öffnen würde. Athanasius stellte sich einige Augenblicke, als wollte er es nicht thun. Aber auf einmal nahm er den Mantel auch von dieser Seite hinweg, und befahl dem Arsenius, die

rechte Hand vor der ganzen Versammlung empor zu heben. „Sehet hier," sagte er darauf zu den Bischöfen: „sehet den Arsenius und seine beyden Hände. Keinem aus euch hat die Natur mehrere Hände gegeben. Es ist also eure Pflicht, zu untersuchen, woher die dritte Hand gekommen sey, die ihr eben vorgezeigt habt." Die Bischöfe schäumten vor Wuth und Schande, und weil sie nichts Vernünftiges mehr vorbringen konnten, nannten sie den Athanasius einen Zauberer. *)

In der nämlichen Versammlung zu Tyrus brachten die Arianischen Bischöfe eine andere Klage wider den Bischof Athanasius vor. Sie beschuldigten ihn, er habe eine Gott geweihte Jungfrau genothzüchtiget. Sie bestachen nämlich eine lüderliche Person, die sich für eine Gott geweihte Person ausgeben, und wegen der von Athanasius ihr zugefügten Gewalt von der Versammlung der Bischöfe Genugthuung verlangen sollte. Die Person erschien, stellte ihre Klage, und Athanasius ward zur Verantwortung vorgerufen. Dieser, von den bösen Absichten der

*) Fleury Hist. eccl. lib. 11. §. 51. Tom. III. pag. 207. Edit. lat.

Bischöfe unterrichtet, nahm den Priester Timotheus mit sich, nachdem er ihm schon vorher den Auftrag gemacht hatte, in der Versammlung statt seiner zu reden. Die Bischöfe forderten nun den Athanasius zur Verantwortung auf. Dieser aber schwieg, als wenn ihn die Sache nichts angienge; Timotheus hingegen wandte sich zu der Klägerin mit den Worten: „Was behauptest du hier? Ich soll in dein Haus gekommen seyn? Ich soll dir Gewalt angethan haben?“ — „Ja,“ antwortete sie: „du bist es, und kein anderer. Du hast mir meine Ehre geraubt.“ Sie glaubte nämlich, mit dem Athanasius zu reden, den sie also in der That nicht gekannt, und daher auch mit ihm nicht gesündiget hatte. Das Lächerliche bey dieser Geschichte fiel in die Augen, und nichts war billiger, als daſs dem an seiner Ehre angegriffenen Athanasius Genugthuung verschafft werden sollte. Aber die boshaften Bischöfe suchten vielmehr das Andenken an ihr schlechtes Betragen zu unterdrücken; sie entlieſsen daher die ausgeschämte Klägerin ungestraft, und verboten, dieses in die Acten zu setzen. *)

Unter Kaiser Julian, der keinem katholischen

*) Fleury Hist. eccl. loc. cit.

Bischofe gut war, ergriff Athanasius, um der Verfolgung auszuweichen, auf einem Schiffe die Flucht. Seine Feinde eilten ihm nach, und da Athanasius ihr Schiff in der Ferne bemerkte, liefs er das Seinige umwenden, und anstatt, wie er anfangs wollte, den Strom aufwärts nach Thebais zu fahren, fuhr er nun den Strom abwärts nach Alexandria zurück. Bald kam das Schiff der Verfolger, die im Vorbeyfahren den Schiffern des Athanasius zuriefen: „ob sie das Schiff des Athanasius nicht gesehen hätten, und ob es wohl schon weit voraus wäre?“ Athanasius, den die Feinde persönlich nicht kannten, nahm das Wort und sagte: „Das Schiff des Athanasius ist eben vorbey. Leicht und bald könnt ihr es einholen.“ Sie ruderten darauf mit aller Anstrengung den Strom aufwärts, und Athanasius kam den Strom abwärts sicher nach Alexandria, wo er bis zu Kaiser Julians Tode im Verborgenen lebte. *)

Aus dieser letzteren Geschichte suchten späterhin einige Lehrer der Moral - Theologie die sogenannten Restrictiones mentales zu vertheidi-

*) Fleury Hist. eccl. lib. 15, §. 34. Edit. latin. Tom. IV. pag. 110.

gen. Aber sie dehnten ihre Vertheidigung nicht selten zu weit, und auch auf jene Fälle aus, in welchen die Wahrheit ohne Verletzung der Amtspflicht und Nächstenliebe nicht wohl verborgen werden kann.

Uebrigens ergiebt sich aus den angeführten Beyspielen, daſs Athanasius ein Mann von feinem Kopfe und von groſser Klugheit gewesen seyn müsse.

Zusätze

zum

dritten Zeitraume

der

christlichen Kirchengeschichte.

ad §. 35.

Noch einige Züge aus dem Leben Karl's des Grofsen.

Er errichtete an seinem Hofe eine Akademie der Wissenschaften und Künste, und lernte von Alkuin, von Paul dem Diakon, von Peter von Pisa und andern erst lesen und schreiben, dann die lateinische und griechische Sprache, die Grammatik, Rhetorik, die schönen Wissenschaften, und, was ihm das Liebste war, die Astronomie. — Er liefs sich bey Tische Bücher vorlesen, uud trug immer eine Schreibtafel bey sich, die er bey Nacht unter sein Haupt legte, um alles, was ihm wichtiges einfiel, gleich anmerken zu können. — Er schrieb selbst eine deutsche Sprachlehre, und führte auch den deutschen Kirchengesang ein.

Für die Kirchen und Geistlichen that er überhaupt vieles. Aber von letzteren forderte er auch, dafs sie Beyspiele von Sittlichkeit und wahre Geistmänner seyn sollten. Er ahndete daher, jedoch mit der möglichsten Schonung, alle ihre Fehler. Immer merkwürdig bleiben in dieser

Hinsicht die Fragen, die er in seinen Kapitularien vom Jahre 811 an die Geistlichkeit stellte: „Da die Geistlichen die heilige Schrift lernen und lehren müssen, so sollen sie sagen, wie jene Worte zu verstehen seyen: „folget mir nach;“ — oder jene Worte: „kein geistlicher Streiter mische sich in weltliche Händel.“ — Ob das die Welt verlassen heiſse, wenn man täglich und unaufhörlich durch allerley Kunstgriffe seine Güter zu vermehren trachtet, wenn man bald durch Androhung der Hölle, und im Namen Gottes oder eines Heiligen Einfältige und Schwachgläubige ihres Vermögens beraubt, wodurch oft die Erben in die gröſste Armuth versetzt, und aus Noth Diebe und Räuber werden?“

Den Klostergeistlichen war er vorzüglich geneigt, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil er dem Benediktiner Alkuin gröſstentheils seine Bildung zu danken hatte. Er schenkte diesem würdigen Manne mehrere Abteyen, wodurch derselbe ein Herr von 20,000 Knechten geworden, die dabey den Vortheil eines guten Unterrichts hatten, und doch zugleich dem Kaiser im Nothfalle als Kriegsleute zu Diensten stunden. — Wie er ein Liebhaber von der Jagd war, so verlieh er auch einigen Klöstern die Jagdbarkeit, „damit sie,“ sagte er, „ihre Bücher einbinden, und

sich manchmal mit einer kräftigern Speise möchten erquicken können."

Auch den Adel schätzte er, jedoch nur den gebildeten. Er sagte daher einst zu mehreren adelichen Jünglingen, die er zu sich rufen liefs: „Ich schätze darum noch Niemand, weil er reich und hoch von Geburt ist, wenn er nicht auch ein Mann von Verstand ist." — Nichts weniger konnte er leiden, als den adelichen Luxus, indem er für sich höchst mäfsig lebte, und auch immer sehr einfach gekleidet einher gieng. Um die Kleiderpracht seiner Hofleute zu beschämen, befahl er an einem Tage, da es eben sehr regnete und stürmte, dafs sie ihn unverzüglich auf die Jagd begleiten sollten. Er hatte einen Schafpelz um sich geworfen, und erfuhr von der rauhen Witterung wenig. Aber seine Hofleute in seidenen Kleidern und purpurnen Mänteln litten desto mehr, und wollten vor Kälte erstarren. Bey der Zurückkehr mufsten sie sich sogleich mit ihm zur Tafel setzen, da dann die seidenen Kleider, so wie sie trocken wurden, zu zerreissen anfiengen. Mit diesen zerlumpten Kleidern mufsten sie den andern Tag wieder erscheinen. Karl zeigte ihnen nun seinen Pelz, und sagte mit Lächeln: „Sehet, mein Kleid ist heute, wie gestern,

und ist um die Hälfte wohlfeiler, als eure Bekleidung."

Man wirft zwar diesem grofsen Kaiser seine grofse Strenge in Bekehrung der Sachsen vor, indem er denen mit Verlust der Freyheit und auch des Lebens drohte, welche sich im Lande verborgen halten, und nicht zur Taufe stellen würden. Doch blieb es bey seiner Seite meistens nur bey der Drohung. Und man mufs auch bedenken, dafs die Sachsen eine Religion hatten, die voll des schändlichsten Aberglaubens, und daher in einem gesitteten Reiche nicht wohl zu dulden war. Man kann das aus Karl's Verordnungen gegen die Sachsen abnehmen, wo es heifst: „Wer dem Teufel einen Menschen schlachten und opfern würde, der soll sterben. — Wer glaubt, dafs es Zauberer und Zauberinnen gebe, welche Menschen essen, und wer dann den Zauberer abbrennen, oder sein Fleisch zum Essen aufsetzen, oder es selbst essen würde, der soll sterben." u. s. w. Dergleichen Grundsätze, wenn sie realisirt werden, verdienen allerdings den Verlust der Freyheit, oder nach Umständen auch des Lebens.

Eine besondere Art, Heiden zu bekehren, hatte Ingo, ein Geistlicher, welchen Arno, Erzbischof von Salzburg, auf Karl's Befehl zu den

besiegten Hunnen schickte. Dieser Geistliche liefs die von ihm bekehrten Knechte an seinem Tische speisen, aber ihren Herren, die das Christenthum nicht annehmen wollten, liefs er das Essen, wie den Hunden, vor die Thüre auf den Boden hinsetzen, und machte dabey die Erklärung, dafs in den Augen Gottes und der Kirche ein christlicher Knecht einen viel höheren Werth habe, als ein heidnischer Herr. Worauf sich viele heidnische Herren taufen liefsen. — Wären die Hunnen Sieger gewesen, dann würde diese Bekehrungsart kaum so wirksam gewesen seyn. Der Besiegte mufs sich alles gefallen lassen. — Schröckh christl. Kirchengesch. XIX. Th. S. 288.

Kaiser Karl starb den 28. Januar im Jahre 814, im zwey und siebenzigsten seines Alters, Nachmittags um drey Uhr, und wurde, nach damaliger Sitte, noch am nämlichen Tage in einem Gewölbe der von ihm gebauten Marienkirche zu Aachen beygesetzt. Man setzte ihn in seinem ganzen kaiserlichen Ornate auf einen prächtigen Thron, umgürtete ihn mit einem goldenen Schwerdt, und setzte ihm eine goldene Krone auf das Haupt. An das Herz hieng man ihm ein goldenes Kreuz, und in die Hände gab man ihm das Evangelienbuch. Einen goldenen Zepter und Schild nebst andern Kostbarkeiten legte man

zu seinen Füſsen. Dann erfüllte man das Gewölbe mit einer Menge wohlriechender Sachen, und schloſs und versiegelte es. — So fand man ihn, als Kaiser Otto aus Sachsen im Jahre 1001 das Gewölbe öffnen lieſs. Otto nahm heraus, was nicht vermodert war, und die folgenden Kaiser brauchten diese Kleidungsstücke nachher bey ihrer Krönung unter dem Namen der Reichs-Kleinodien. *)

In der oberdeutschen allgemeinen Litteratur-Zeitung vom 2. October 1806. No. 117. sagt der Recensent meiner Kirchengeschichte S. 650: „Was S. 87. über die Kanonisation des Kaisers Karl des Groſsen gesagt wird, sieht beynahe einer Satyre ähnlich. Seine Heiligsprechung durch den Nebenpabst Paskal bestätigte die ganze Kirche wohl nicht, auſser in Kalendern. Sonst müſste man auch die Heiligsprechung Gregors des VII. für eine von der ganzen Kirche bestätigte halten.“ —

Ich antworte dem Recensenten: „Man kann nicht zweifeln, daſs die Kirche Männer, welche

*) Siehe nebst den in meiner Kirchengeschichte angeführten Schriften auch Westenrieders historischen Kalender vom Jahre 1787. S. 57. — vom Jahre 1790. S. 57 bis 66. — vom Jahre 1791. S. 69. 75. 76. 114.

sie zur öffentlichen Verehrung ausstellt, und von denen sie Feste anordnet, die also nicht nur in Kalendern allein vorkommen, für Heilige anerkenne, und eben dadurch ihre einst geschehene Heiligsprechung bestätige. Und das kann sowohl von Kaiser Karl dem Grofsen, wie von Gregor dem VII. behauptet werden. Aus dieser kirchlichen Bestätigung will ich aber nicht folgern, dafs die Heiliggesprochenen auch nothwendig und aufser allem Zweifel Heilige seyen. Denn die Heiligsprechungen gründen sich auf Thatsachen, und in Aussprüchen über Thatsachen kann sich die Kirche keine Untrüglichkeit beylegen. Genug, wenn sie keinen heilig spricht, bis dessen heiliger Wandel zur moralischen Gewifsheit erhoben ist.

ad §. 36.

War Cyrill Erfinder der slavonischen Buchstaben?

Ein Jenaischer Recensent will ihm diese Ehre streitig machen, indem er bey der Recension des Buches: „Kritische Versuche, die ältere böhmische Geschichte von späteren Erdichtungen zu

reinigen, von F. Dobrowsky. Prag 1803.“ folgendermaſsen sich ausdrückt:

„Ueber einen merkwürdigen Punkt dieser alten Zeit können wir unsere Zweifel nicht bergen. Der berühmte Missionär Cyrill wird bekanntlich, und auch hier, als Erfinder des slavischen Alphabetes genannt. Um das Jahr 880 soll er dasselbe vornehmlich aus dem Griechischen geformt haben. Man weiſs von eben demselben, daſs er unter Pabst Johann dem VIII., der von 872 bis 882 regierte, sich nach Rom verfügt, wo er auch gestorben ist. Eben dieser Pabst in einem an den mährischen Fürsten Svatopluk im Jahre 880 erlassenen Schreiben lobt litteras Slavonicas à Constantino quodam Philosopho repertas.* Das war, meynt Dobrowsky, ein anderer Name Cyrills. Wie aber ist möglich, daſs der Pabst von Cyrill, den er sehr wohl gekannt, mit welchem er über die slavische Liturgie conferirt hatte, in einem Schreiben an den Vorsteher des von ihm bekehrten Landes wie von Constantino quodam Philosopho spreche? Wenn das päbstliche Schreiben, woran zu zweifeln wir keine Ursache finden, ächt ist, so möchte man eher glauben, daſs Cyrill keinesweges Erfinder dieser Buchstaben gewesen, wohl aber den Gebrauch derselben in seinem Wirkungskreise ein-

geführt habe. — Wer war nun aber der gelehrte Konstantin?" *)

Ich mufs gestehen, dafs diese Zweifel des Recensenten von Jena nicht ungegründet seyen, besonders wenn man mit ihm annimmt, dafs Cyrill erst im Jahre 880 unter Pabst Johann dem VIII. nach Rom gekommen, und dort noch im nämlichen Jahre gestorben seyn solle. Denn das ist unstreitig, dafs Cyrill in seiner letztern Lebenszeit keinen andern Namen als Cyrill trug, sohin von Pabst Johann nicht Constantinus Philosophus hätte genannt werden können. — Es bekömmt aber die Sache eine andere Ansicht, wenn man die Ankunft des Cyrillus in Rom auf eine frühere Zeit setzt. Fleury in seiner Kirchen-Geschichte sagt, dafs schon Pabst Nikolaus der I. die slavischen Apostel Constantinus Philosophus und dessen Bruder Methodius nach Rom eingeladen habe. Da sie aber dort ankamen, war Pabst Nikolaus schon todt, und es regierte Pabst Hadrian der II. Dieser empfieng sie mit Freuden, und es hat also Constantinus Philosophus keinem andern als diesem Pabste Relation sowohl über die slavonische Mission, als über die Erfindung

*) Jenaische allgem. Litterat. Zeitung vom 10. April 1807. No. 85. S. 69.

des slavonischen Alphabetes abgestattet. Hadrian machte beyde Brüder zu Bischöfen. Aber Constantinus legte das Bisthum bald wieder ab, und gieng aus Liebe zur Einsamkeit zu Rom in ein Kloster. Als Mönch erhielt er den Namen Cyrillus, der ihm auch bis zu seinem Tode geblieben ist.“ *)

Nach dieser Erzählung ist es gar kein Widerspruch, daſs Constantinus Philosophus und Cyrillus die nämliche Person gewesen sey. Und auch Pabst Johann der VIII. konnte späterhin den Erfinder des slavonischen Alphabetes Constantinus Philosophus nennen, weil dieser, da er selbes erfunden, und da er seine Erfindung dem Pabst Hadrian anzeigte, wirklich keinen andern Namen als Constantinus Philosophus trug, indem ihm der Name Cyrillus erst im Kloster gegeben wurde. — Aus eben diesem Umstande muſste der Name Constantinus Philosophus auch dem mährischen Fürsten Svatopluk, an welchen Pabst Johann der VIII. schrieb, bekannter seyn, als der Klostername Cyrillus.

*) Fleury Hist. eccl. lib. 51. §. 21. Edit. latin. pag. 320. Tom. XII.

ad §. 38.

Mifsbräuche im Bilderdienste.

Dafs der Bilderdienst an sich und mit gehöriger Einschränkung nicht schädlich, sondern vielmehr von guten Wirkungen sey, haben selbst die Heiden erkannt. Sallustius, in bello Jugurthino, läfst über den Zweck der Bilder einen P. Scipio, einen Q. Maximus und andere so sprechen: *) „Wenn wir die Bilder unserer Vorfahren ansehen, so entzündet sich unser Gemüth zur Tugend. Nicht das Wachs und die Figur hat diese Kraft in sich, sondern das Andenken an das, was sie gethan haben, weckt die Flamme in uns, und läfst sich eher nicht stillen, bis unsere Tugend ihren Ruhm und Ehre erreicht hat.“

Auch Eusebius sagt in seiner Kirchengeschichte, im siebenten Buche, neunzehnten Kapitel, dafs die Frau, welche Christus vom Blut-

*) „Quum Majorum imagines intuerentur, vehementissime sibi animum ad virtutem accendi, scilicet non ceram illam, neque figuram tantam vim in se habere, sed memoria rerum gestarum eam flammam egregiis viris in pectore crescere, neque prius sedari, quam virtus eorum famam atque gloriam adaequaverit.“

flufse befreyet hat, zum Zeichen ihres Dankes eine metallene Bildsäule zu Caesarea errichten liefs. „Diese Bildsäule, fährt er fort, ist geblieben bis auf unsere Zeiten, und wir haben sie selbst gesehen. Man darf sich darüber gar nicht wundern, dafs Heiden, die von Christus geheilt worden sind, so was gethan haben, da wir auch die Bildnifse der Apostel Peter und Paul, und selbst das Bild von Christus in Gemählden, die noch vorhanden sind, gesehen haben. Unsere Vorfahren pflegten nämlich nach heidnischer Sitte diejenigen, welche sie für ihre Erretter hielten, auf diese Weise zu ehren."

Bald aber artete die Ehre, die man den ehemaligen Wohlthätern der Menschheit aus Nachahmungstriebe, oder aus Dankbarkeit erwies, in Mifsbräuche aus. — Man glaubte schon im fünften und sechsten Jahrhunderte, besonders in Frankreich, dafs die Heiligen nach ihrem Tode nirgends lieber sich aufhielten, als bey ihren Gräbern und Bildern. Daher fieng man an, die Bilder zu küssen, zu beleuchten, zu beräuchern, die Knie vor ihnen zu beugen, die Kinder, welche man taufen lassen wollte, und sogar jene, die man für todtgeborne hielt, auf ihre Altäre zu legen. Man schickte solche Kinder oft mehrere Tagereisen in Kisten oder Schachteln zu

dem Bilde eines Heiligen, legte sie dort auf den Altar, zündete Lichter dabey an, oder setzte gar eine Glutpfanne hinzu. Wenn nun das Kind die Augen öffnete, oder blutete, oder nur im Gesichte roth wurde, so hiefs es: das Kind zeichnet, und sogleich wurde es getauft, aber auch gleich nach der Taufe begraben. *) — Man führte auch solche Bilder, wie einst die Heiden ihre Götter, in den Krieg mit sich. Dies geschah nicht allein in älteren Zeiten, sondern noch zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatten die Portugiesen im Kriege wider die Mohren die Statue des heiligen Anton von Padua bey sich, dem sie den Hut eines Generals aufsetzten, und einen Kommandostab in die Hand gaben. — Man legte beym Schwören die Finger auf Bilder und Reliquien, wie auf das Evangelium. — Man legte sogar die Hostie in die Hand der Statue eines Heiligen, oder man schabte die Farbe von einem Kirchengemählde, und warf sie in den Wein des Abendmahls, um so, wie man glaubte, die Wirkung des Abendmahls zu verstärken. **) — Man stellte Bilder auf, ohne

*) P. Amort in Theol. eclect. Tom. XI. de baptismo pag. 187. Aug. vind. 1752.

**) Duttenhofer Geschichte der christlichen Religion. II. Bd. S. 332. Rotenburg und Heilbronn 1802.

alle historische Wahrheit, z. B. Gott als einen alten Mann, den heiligen Geist als einen schönen Jüngling, den heiligen Christoph als einen Riesen, der einen grofsen Baum als einen Spazierstock hat. Keysler auf seiner Reise durch Italien fand in einem Karthäuserkloster ein Bild von dem Abendmahle mit einer Schüssel auf dem Tische, aber in derselben nicht ein Lamm, sondern einen Fisch, weil die Karthäuser kein Fleisch essen durften. — Es kamen vielfältig Bilder vor, welche den Anstand und den guten Geschmack beleidigten, z. B. die Votivtafeln in Kirchen, die an den Wänden hangenden Krücken, die wächsernen Ochsen, Kühe, Pferde, Hände, Füfse, Weiberbrüste, oft zwey und dreyerley Christus oder Marien in einer Kirche, gewöhnlich auch die Statue der Maria, oder eines andern Heiligen, z. B. des Ritter Georg sammt seinem Pferde, gerade über dem Tabernakel, so dafs es scheint, wie Muratorius sagt, „der Herr aller Dinge werde als ein Diener seiner Diener behandelt.“ *)

Von den Russen, die gröfstentheils zur nicht unirten griechischen Kirche gehören, ist

*) „Ut rerum omnium Dominus pro Servorum suorum famulo habeatur.“ Muratorius in Lamindo Pritan.

merkwürdig, dafs sie dem Bilderdienste auf eine leidenschaftliche Weise zugethan sind. Jeder Russe hat in seinem Hause mehrere Heiligenbilder, welche oft mit Silber, Gold, Edelsteinen und Perlen geziert sind. Vor diesen Bildern zünden sie Lichter an, und wiederholen unter beständigen Verbeugungen und Bekreuzungen des Körpers ihr einziges kurzes Gebet: „Gospodi pomiloi!“ d. i. Gott! erbarme dich meiner! — Wenn sie die eheliche Pflicht ausüben, bedecken sie vorher die Heiligenbilder mit einem Tuche. Jeder Russe hat aufser einem geweihten Amulette, welches er immer am Halse trägt, und schon bey seiner Taufe empfangen hat, gewöhnlich einen Kupferstich des heiligen Nikolaus oder eines andern Heiligen in seiner Tasche. *)

ad §. 40. a.

Von den Ordalien.

Da die Ordalien unter die Rechtsmittel der alten Deutschen gehören, so verdient ihre Geschichte eine nähere Würdigung.

*) Stäudlin's Magazin für Religions- Moral- und Kirchengeschichte. II. Band. Hannover. 1803. Seite 59.

Unsere Vorfahren, die alten Deutschen, hatten aus Mangel der Schriftzüge lange keine geschriebenen Gesetze, aber doch eine Rechtspflege. Gewisse Gewohnheiten und Herkommen, oder auch die Stimme der Natur waren die Normen, die ihnen für Gesetze galten, und wonach sie die streitigen Rechtsfälle entschieden. Sie hatten nach Verschiedenheit der Gegenstände verschiedene Gerichte. War es ein Gegenstand, der unter den Gliedern einer Familie vorfiel, so wurde derselbe von dem Familienvater entschieden, weil dieser über seine Familie und was dazu gehörte, eine *häusliche Gerichtsbarkeit*, potestatem dominicam, hatte. Betraf der Gegenstand Mitglieder von verschiedenen Familien, so wählte man von beyden Theilen unpartheyische Männer, auf die man Zutrauen hatte, und überliefs diesen den richterlichen Ausspruch. Eine solche Art von Entscheidung nannte man *Schieds-Gericht*. — Wo aber eine allgemeine Angelegenheit, z. B. ein Verbrechen gegen die Nation zur Sprache kam, trat unter dem Vorsitze des Fürsten, wo einer war, oder sonst unter der Leitung der Aeltesten das *öffentliche* oder *Volksgericht* ein. — Die Entscheidungen bey diesen dreyen Gerichten waren sehr leicht, weil die Entscheidungs-Normen sehr einfach, und die

Aussagen der Partheyen höchst zuverläfsig waren. Die Richter konnten bey Klägern und bey Beklagten mit Sicherheit auf den Spruch bauen: „Ein Mann ein Wort, ein Wort ein Mann.“

Doch nach und nach verschwand diese redliche Einfalt. Man traute bald seinem eigenen Worte nicht mehr. Man fand es für gut, das, was man bey Gericht aussagte, mit Bürgen und Zeugen zu unterstützen. Da geschah es aber nicht selten, dafs die Bürgen und Zeugen der einen Parthey gerade das bejahten, was die Bürgen und Zeugen der andern Parthey verneinten. Bey einem solchen Widerspruche konnte die Wahrheit ja doch nicht auf beyden Seiten zugleich seyn. Dadurch kamen die Richter, wenn nicht noch andere Beweise vorhanden waren, oft in die gröfste Verlegenheit. Man mufste daher andere Mittel zur Erforschung der Wahrheit finden, und so fiel man auf die sogenannten *Ordalien*, auf die *Urtheile* oder *Gerichte Gottes.*

Diese Ordalien waren öffentliche, an sich gefährliche, und gröfstentheils schmerzliche Proben, denen sich der Angeklagte unterwerfen mufste. Man hatte dabey auf Gottes Gerechtigkeit das sichere Zutrauen, dafs eine solche Probe dem Unschuldigen weder Schmerzen noch Schaden verursachen, der Schuldige hingegen derselben je-

derzeit unterliegen, und so als der wahre Verbrecher bekannt werden würde. —

Ob die Ordalien schon vor, oder erst nach Einführung der christlichen Religion in Deutschland bekannt waren, wird von vielen noch als ein Problem angesehen.

„Dieser Streit," sagt Herr *Eduard Henke* in seinem Grundrisse einer Geschichte des deutschen peinlichen Rechts. 1. Theil. Sulzbach 1809. Seite 82. „ist überflüſsig, wenn man bedenkt, daſs vor aller positiven Religion tief im Gemüthe des Menschen die Götter wohnen, unter deren Einfluſs er wandelt, und auf die er alles bezieht, was auſser der Sphäre seines Geistes liegt."

Nach meiner Ueberzeugung waren die Ordinalien schon bey den heidnischen Deutschen bekannt, weil schon in den Salischen Gesetzen Tit. 56, die vor der christlichen Religion in Deutschland existirten, die Rede von der Probe durch *siedendes Wasser* ist. — Noch früher findet man die Probe durch *kaltes Wasser* bey den Celten und anderen deutschen Völkern am Rhein. War eine Mutter des Ehebruches verdächtig, so wurde das Kind auf einem Schilde dem Rhein Preis gegeben. Sank der Schild damit unter, so hielt man das für ein Zeichen des Ehebruches der Mutter. Schwamm der Schild oben, so ward die

Mutter für unschuldig, und das Kind für ehelich erklärt. *) — Bey Annahme des Christenthums erhielten sich die Ordalien, aber nicht als eine Sache, die von dem Christenthume gut geheifsen wurde, sondern als eine altdeutsche heidnische Gewohnheit, die man nicht sogleich ausrotten konnte. Man handelt daher ungerecht, wenn man behauptet, die christlichen Priester hätten die Ordalien zuerst eingeführt, oder wenigstens vorzüglich begünstigt, und als ein Beförderungsmittel ihrer Herrschaft über die Laien zu erhalten gesucht. Schon Pabst Gregor der Grofse im sechsten Jahrhundert verbot die Ordalien „als eine Gewohnheit, die durch kein kanonisches Gesetz unterstützt würde." **) — Zu Anfange des neunten Jahrhunderts schrieb Agobard, der berühmte Erzbischof von Lyon, ein ganzes Buch „gegen die verdammungswürdige Meynung (contra damnabilem opinionem), man könne die Wahrheit durch die Ordalien erforschen." ***) —

*) *Friedrich Majer* Geschichte der Ordalien. Jena. 1795. S. 23.

**) Vulgarem ac nulla canonica sanctione fultam legem ferventis sive frigidae aquae, ignitique ferri contactum apostolica auctoritate prohibemus firmissime. Can. 7. caussa. 2. quaest. 1. §. 1.

***) *Schmidts* Geschichte der Deutschen, erster Theil. Ulm 1778. S. 514.

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts, im Jahre 888, schrieb Pabst Stephan der fünfte an den Bischof Humbert von Mainz: „Die Ordalien stimmen mit den Kirchenverordnungen nicht überein, und was mit diesen nicht übereinstimmt, ist eine abergläubische Erfindung, die man verwerfen mufs." *) — Im dreyzehnten Jahrhundert schrieb Pabst Honor der III. an die Liefländer, und Pabst Alexander der IV. an die Hamburger mit gleichen Ausdrücken: „dafs die Ordalien gänzlich verboten seyen, weil es scheint, dafs man Gott dadurch versuchen wolle." **) Selbst die Rubrik oder der Inhalt des Titels im Kirchenrecht, de purgatione vulgari, ist in folgenden Worten abgefafst: „Die purgationes vulgares, Ordalien, sind verboten, weil dadurch sehr oft der Unschuldige für schuldig erklärt, und selbst Gott in Versuchung geführt wird. ***) Die Kirche ist

*) „Ferri candentis vel aquae ferventis examinatione confessionem extorqueri à quolibet, sacri non censent Canones: et quod sanctorum Patrum sancitum documento non est, superstitiosa adinventione non est praesumendum.

Can. 20. caussa 2. quaest. 5.

**) „Hujusmodi judicium penitus interdictum, utpote in quo Deus tentari videtur."

Cap *dilecti* in Decretal. de Purgat. vulnari. Lambecius in Rerum Hamburg. lib. 5. II. pag. 41.

***) Purgationes vulgares prohibitae sunt, quia per eas

also genug gerechtfertigt; und wenn einzelne Geistliche sich bey Ordalien brauchen liefsen, war es an Orten, wo das Gesetz die alte Gewohnheit noch nicht besiegen konnte.

Nun will ich von den Ordalien im Einzelnen reden, so wie dieselben nach Verschiedenheit der Zeiten, der Verbrechen, der Völker-Kultur als gerichtliche Proben gebraucht worden sind. —

Die erste und älteste war die Wasserprobe, die sich in die heifse und kalte theilte.

Die heifse Wasserprobe bestund darin, dafs derjenige, der sich wegen eines ihm zugemutheten Verbrechens, z. B. des Raubes, des Mordes in Kirchen, des Falschmünzens nicht rechtfertigen konnte, und doch sich nicht für schuldig bekennen wollte, den blofsen rechten Arm in einen wallenden Kessel bis an den Ellenbogen hinein senken, und von dem Grunde des Kessels einen eisernen Ring oder Stein, so grofs als ein Ey, herauf holen mufste. Darauf wurde der Arm in Tücher gehüllt, von dem Richter versiegelt. und erst nach drey Tagen wieder eröffnet. Bemerkte

multoties condemnatur absolvendus, et Deus tentari videtur."

Decretal. lib. 5. Tit. 35.

man bey Eröffnung eine Verbrennung des Arms, so ward der bisher des Verbrechens Verdächtige als wirklicher Verbrecher erklärt. War der Arm unverletzt, so sprach man auf Unschuld.

Diese heiſse Wasserprobe wurde gewöhnlich die Probe mit dem wallenden Kessel genannt, um sie von der kalten Wasserprobe zu unterscheiden, bey welcher der Beklagte kreuzweis, und zwar so gebunden wurde, daſs die rechte Hand an den groſsen Zehen des linken Fuſses, und die linke Hand an den groſsen Zehen des rechten Fuſses fest geknüpft war. Dann wurde er mit einem Strick um den Leib dreymal entweder in einen Fluſs, oder in ein groſses mit Wasser gefülltes Geschirr gesenkt. Schwamm er oben, wurde er für schuldig, sank er aber unter, wurde er für unschuldig erkannt. *) Unter Kaiser Ludwig dem Frommen ward diese Probe sehr häufig gebraucht, aber unter eben diesem Kaiser wegen ihrer Unzuverläſsigkeit wieder verboten. Indessen kam sie doch bald wieder empor, und wurde nicht allein bey gemeinen Leuten, sondern auch bey Adelichen angewandt, z. B. bey einem Grafen Welpho, unter Kaiser

*) Eberhard David Hauber, in Bibliotheca magica. III. St. S. 132. Lemgo 1739.

Konrad dem zweyten, wie Konrad von Ursberg erzählt. Aufser Deutschland erhielt sie sich bis in das achtzehnte Jahrhundert, aber nur bey Zauberern und Hexen, daher man sie das Hexenbad nannte, und gewöhnlich mit der Wageprobe vereinigte. Henning Böhmer erzählt in seinem protestantischen Kirchenrecht einen merkwürdigen Fall, der sich im Jahre 1728 zu Szegedin in Ungarn zutrug. Es wurden mehrere Manns- und Weibspersonen als Zauberer und Hexen verbrannt. „Ehe und bevor aber," heifst es in den öffentlichen Nachrichten dieser Stadt, „solches vollzogen worden, hat man die Verurtheilten nach hiesigem Gebrauch zur Probe gebracht, nämlich mit zusammengebundenen Händen und Füfsen und einem langen Strick um den Leib ins Wasser gelassen, welche aber nach Hexenart, gleich einem Pantoffelholz auf dem Wasser geschwommen. Nach diesem wurden sie zugleich zur andern Probe gebracht, nämlich auf die Wage gelegt, um zu sehen, wie schwer einer oder die andere sey; dabey dann höchst zu bewundern gewesen, dafs ein grofses und dickes Weib nicht mehr als anderthalb Quintlein, ihr Mann, welcher auch nicht von den kleinsten war, nur fünf Quintlein, die übrigen aber durchgehends ein

Loth, drey Quintlein oder noch weniger gewogen haben.“ *)

Eine andere war die Feuerprobe, wobey man entweder auf glühenden Kohlen oder auf glühenden Pflugscharen mit bloſsen Füſsen wandeln, oder ein glühendes Eisen eine Zeit lang in der Hand halten, oder die bloſse Hand in einen glühenden eisernen Handschuh stecken, oder mit einem in Wachs getränkten Hemd mitten durch ein Feuer gehen muſste, um dadurch seine Unschuld, wenn man unverletzt blieb, oder seine Schuld, wenn man beschädigt wurde, an den Tag zu legen. Viele, und zwar auch Personen vom Stande, z. B. die Kaiserin Richardis und Kunigunde, unterwarfen sich der so schweren Feuerprüfung ohne Widerrede, und kamen auch, durch Zufall oder durch Kunst, unverletzt durch. Andere hingegen weigerten sich standhaft, diese Probe zu bestehen. So erzählt uns der griechische Schriftsteller Gregorius Logotheta pag. 41: daſs ein Angeklagter aus dem dreyzehnten Jahrhundert von dem Richter aufgefordert wurde, zum Beweise seiner Unschuld eine Zeit lang mit bloſser Hand ein glühendes Eisen herum zu tra-

*) J. H. Böhmer, Jus eccl. protest. Tom. V. Lib. 5. Tit. 34. pag. 608.

gen. Der Beklagte sagte aber ganz trocken: „das werde ich nie thun, denn ich bin kein Narr.“ Und als ihm nun der Richter Vorstellungen machte, erklärte er endlich: „daſs er es thun wolle, aber nur unter der Bedingung, wenn ihm der Richter das glühende Eisen mit eigener blossen Hand überreichen wollte.“ Dieser fand nicht für gut, Gott auf eine solche Art zu versuchen, und nöthigte auch den Beklagten nicht mehr dazu. — Nicht allein Menschen, sondern auch leblose Dinge wurden manchmal der Feuerprobe unterworfen. Johann Jakob Maskov in seiner Geschichte der Deutschen hat uns hierüber eine merkwürdige Begebenheit aufbehalten. Pabst Gregor der VII. wollte auf Verlangen der spanischen Königin Constantia, einer gebornen französischen Prinzessin, daſs, wie in Frankreich, so auch in Spanien, in Kirchensachen das römische Ritual eingeführt werden sollte. Die Spanier, die sich bisher nach dem Ritual von Toledo gerichtet hatten, wollten nicht davon abstehen, und nichts weniger, als das römische annehmen. Volk und Geistlichkeit kamen in Bewegung, und man glaubte, die Entscheidung dem Urtheile Gottes überlassen zu müssen. Es wurde daher ein Buſs- und Bettag gehalten, den andern Tag auf öffentlichem Marktplatze zu Toledo ein groſses Feuer

angezündet, und beyde Rituale, das römische und das toledanische, miteinander hinein geworfen. In wenigen Minuten, sagt die Geschichte, war das römische zu Asche verbrannt, da hingegen das toledanische mitten unter den Flammen ohne Verletzung blieb. Das Urtheil Gottes schien also für den toledanischen Ritus zu seyn, aber nicht so das Urtheil des Pabstes, dessen Klugheit bald Mittel fand, den römischen Ritus in Spanien geltend zu machen. *)

Unter den Ordalien kömmt auch die Kreuzprobe vor, von der zwey verschiedene Arten bekannt sind. Nach der einen Art mufsten beyde Theile mit in Gestalt eines Kreuzes ausgestreckten Händen so lange vor einem Kreuze stehen, bis eine bestimmte Anzahl Messen gelesen wurden. Wer von Beyden während dieser Zeit die Hände am ersten sinken liefs, wurde für schuldig gehalten, und so, wie sichs vorstellen läfst, war der an Körper und Nerven schwächere Theil gewöhnlich der schuldige. Kaiser Ludwig der Fromme sah das Unzuverläfsige dieser Probe ein, und verbot sie. — Die andere Art der Kreuz-

*) Joh. Jakob Maskov Geschichte der Deutschen II. Band. Bl. 274. und in den Anmerkungen No. 26. §. 3. Bl. 169.

probe war folgende: Der Beklagte wurde vor den Altar geführt, auf welchem zwey in reine Leinwand gewickelte Würfel lagen, von denen einer mit einem Kreuze bezeichnet, der andere ohne Kreuz war. Nun mufste ein unschuldiger Knabe einen von diesen zwey Würfeln heraus ziehen. Zog er den mit dem Kreuze bezeichneten am ersten, so war die Unschuld des Beklagten hinreichend erwiesen. Kam der nicht bezeichnete am ersten zum Vorschein, so ward der Beklagte für schuldig erklärt. — Diese Art von Kreuzprobe war in den Gesetzen der Friesen vorgeschrieben. *)

Unter die Ordalien gehört ferner die Probe mit dem beschwornen Bissen. Es steckte nämlich der Richter dem Beklagten ein verschimmeltes Brod, oder ein Stück von einem schlechten Käse in den Mund. War der Beklagte unschuldig, so konnte er entweder nichts davon hinab schlucken, oder mufste das Verschluckte wieder erbrechen, oder er mufste, wenn er es auch behalten konnte, bald daran sterben.

Eine Aehnlichkeit mit dieser Probe hatte

*) Gesetze der Friesen Tit. 14. bey Canciani vol. III. S. 14.

Cleffel in Antiquit. Septentrion. cap. 11.

die sogenannte Abendmahlsprobe, wobey dem Beklagten der Antrag gemacht wurde, das Abendmahl, wenn er sich unschuldig wüſste, zu nehmen. Denn man war überzeugt, daſs es nur der Unschuldige ohne Schaden genieſsen könne, der Schuldige hingegen auf der Stelle sterben, oder wenigstens krank werden würde. — Diese Probe, weil sie die leichteste war, wählten, wenn sie angeklagt wurden, die Geistlichen und Personen von hohem Stande.

Bey begangenen Mordthaten wurde gewöhnlich die Probe gebraucht, die man das Bahrrecht nannte. Wenn nämlich der eigentliche Mörder ungewiſs, aber doch mehrere im Verdacht waren, wurde der entblöſste Körper des Ermordeten auf eine Todtenbahre gelegt, und muſsten alle, die in Verdacht waren, sich dem Leichnam nähern, und ihn berühren. Bey dessen Berührung der todte Körper nun anfieng zu bluten, oder am Munde zu schäumen, oder sonst eine Veränderung auszudrücken, der wurde für den Mörder gehalten. Samuel Stryck führt hierüber ein Beyspiel aus Pommern noch vom Jahre 1669 an. Es war die Frage von einem Kindermord. Anfangs war es zweifelhaft, ob die Mutter oder die Groſsmutter den Mord begangen habe. Man führte daher beyde zum Körper des Kindes. Die Mutter

berührte selbes zuerst. Aber es gab kein Zeichen von sich. Hierauf mufste die Grofsmutter den Körper berühren, und sogleich ward das Gesicht des gemordeten Kindes blutroth, und auch aus den Augenwinkeln kamen einige Tropfen Bluts hervor. Als dieses die Grofsmutter sah, wurde ihr Gewissen gerührt, und sie bekannte das Verbrechen mit allen Umständen. *)

Zu den Ordalien ward endlich auch noch der Zweykampf gezählt, von dem ich vielleicht bey einer andern Gelegenheit reden werde.

Man erlaube mir nun zum Beschlufs nur noch einige kurze Bemerkungen über die Ordalien im Allgemeinen.

Es ist nicht zu läugnen, dafs bey den Ordalien gröfstentheils Unwissenheit und roher Aberglaube, oder auch Betrug zum Grunde lagen, und daher nicht selten der Unschuldige als ein Verbrecher mifshandelt, der Schuldige hingegen durch Zufall, oder durch Kunst, oder durch Bestechung von der verdienten Strafe frey gesprochen wurde.

Indessen ist eben aus der Geschichte der Ordalien sichtbar, dafs der rohe, unkultivirte Naturmensch, der von guten Gesetzen und feinerer Bil-

*) *Samuel Stryck* in Tractatu de Jure Sensuum Diss. VII. de Tactu.

dung noch weit entfernt ist, doch schon ein ewiges Gesetz, welches den Werth der Tugend und die Strafwürdigkeit des Lasters ausspricht, in seinem Busen fühle, und daſs aus eben diesem angebohrnen gesetzlichen Gefühle das groſse Zutrauen entstehe, der Ewige, Allgerechte werde die angeklagte Unschuld mitten unter peinlichen Prüfungen unverletzt erhalten, hingegen das Unschuld heuchelnde Verbrechen der öffentlichen Schande und verdienten Strafe Preis geben.

Aus diesem Naturgefühle läſst sich erklären, warum noch heut zu Tag bey unkultivirten Nationen verschiedene Ordalien in Gewohnheit sind. — In Siam müssen die Angeklagten einen beschwornen Klumpen Reiſs essen, oder sie müssen ihre Hände in heiſses Oel, oder in ein siedendes Wasser stecken, worin vorher ein Götzenbild abgewaschen worden ist. — Auf der Küste von Guinea legt man dem Beklagten gewisse Kräuter auf die Hand, in der Ueberzeugung, daſs sie ihm, wenn er schuldig ist, die Hand wegbrennen werden. Oder man giebt ihm ein gewisses Gift zu trinken, welches er, wenn er unschuldig ist, leicht von sich brechen kann. Wenn er aber schuldig ist, schäumt es ihm um den Mund. — Bey den Hindus werden Streitigkeiten über das Eigenthum von Ländereyen noch immer auf folgende sehr sonderbare Art beygelegt:

Jeder, der Anspruch auf so ein Eigenthum zu haben glaubt, steckt das rechte Bein in ein in die Erde gegrabenes Loch, das alsdann wieder mit Erde bedeckt wird. Wer am längsten in dieser Lage bleiben kann, ohne von einem Insekt gebissen zu werden, oder seine Lossprechung zu wünschen, dem wird der streitige Strich Landes zuerkannt. *) —

ad §. 40. b.

Von Glocken und Glockentaufe.

Bey der Glockentaufe gehen die nämlichen Ceremonien, wie bey der Taufe eines Menschen vor. Die Glocke wird mit Wasser abgewaschen, mit geweihtem Oele gesalbet, und es wird ihr der Name eines Heiligen beygelegt.

Kardinal Bona sucht diesen Ritus dadurch zu entschuldigen: a) daſs dabey keine eigentliche Taufe zur Tilgung der Sünden, sondern nur eine Reinigung des Metalles mit Salzwasser vorgehe; b) daſs jeder Glocke nur deswegen ein eigener

*) Asiatic Researches (pinted ad Calcutta) 1768. Vol. 4. — *Ehrmanns* Geschichte der merkwürdigsten Reisen. Im 9. Bande. Frankfurt 1703. — *Friedrich Mayer*, Geschichte der Ordalien. S. 17. Jena 1765.

Name beygelegt werde, um sie von einander unterscheiden zu können; c) daſs es endlich zur Andacht beytragen könne, wenn das Volk gleichsam durch die Stimme eines Heiligen zur Kirche gerufen wird.

Doch diese seichten Gründe lassen sich leicht beantworten. — Wenn bey diesem Ritus auch keine eigentliche Taufe vorgeht, so werden doch die Ceremonien dieses Sakraments auf einen leblosen Gegenstand, ganz wider den Sinn unsers Religionsstifters, angewandt. Selbst die Abwaschung der Glocke mit Salzwasser und die Salbung mit Oel haben keinen reinen christlichen Zweck, indem nach dem römischen Ritual „dadurch die bösen Geister aus der Luft vertrieben, schwere Ungewitter gebändigt und Wolkenbrüche verhindert werden sollen.“ *)

Die Glocken von einander unterscheiden zu können, braucht man keinen Namen eines Heiligen. Sie unterscheiden sich selbst durch ihren

*) Procul recedat virtus insidiantium, umbra phantasmatum, incursio turbinum, percussio fulminum, laesio tonitruum, calamitas tempestatum, omnisque spisitus procellarum.

Pontificale Romanum Clementis VIII. ac Urbani VIII. Venetiis 1704. pag. 303.

verschiedenen Ton, oder man kann sie durch verschiedene Nummern unterscheiden.

Auch die Andacht wird dabey wenig befördert werden, indem ja der Einfältigste leicht begreifen wird, dafs der Ton der Glocke nicht die Stimme eines Heiligen sey.

Ueberhaupt läfst sich nicht läugnen, dafs die Glockentaufe vom Aberglauben ausgehe, und wieder zum Aberglauben führe. Oder wie soll man sich sonst die lächerlichen Inschriften erklären, die auf einigen Glocken gefunden werden? So führt Feldius in seiner Abhandlung von Glocken folgende Inschrift an:

Ich heifs Maria; wann ich läut,
Vertreib ich die Wetter allezeit.

Auf einer Glocke zu Sulzbach in der Wetterau steht:

Sit aura pia, dum rogat ista Maria,
Et sua vox Bam Bam potens depellere Satan.
Tonitruum rumpo, mortuum fleo, sacrilegum voco.

Auf einer grofsen Glocke zu Erfurt heifst es:

Die grofse Susanna
Treibt die Teufel von danna.

So wurde auch die gewöhnliche Sitte, bey Verfertigung einer Glocke Gold und Silber in den Gufs zu werfen, durch abergläubische und fabelhafte Erzählungen verunstaltet. Man erzählt z. B. von der Kaiserin Kunigunda, sie habe in

einer ziemlichen Entfernung von Bamberg einen goldenen Ring von ihrem Finger abgezogen, und selben in eine Glocke der Bambergischen Domkirche geworfen. Davon hätte die Glocke einen sehr schönen Klang bekommen. — Das Wahre davon ist dies: Ihr Herr, der Kaiser Heinrich, liefs zu Bamberg die Domkirche bauen, und sohin auch Glocken für diese Kirche unweit der Stadt giefsen. Nun war es Sitte, in das geschmolzene Glockenmetall Ringe, oder anderes Gold und Silber zu werfen, theils zur Ehre des Heiligen, dessen Namen die Glocke trug, theils um der Glocke einen reinen Ton zu verschaffen. — Die Erzählung ist also Fabel, wenn man glaubt, die Glocke wäre schon gegossen und im Thurme aufgehangen gewesen, und die Kaiserin hätte den Ring in die aufgehangene Glocke geworfen, da sie selben nur in den Gufs geworfen hat. —

In einem Buche: „Ausführliche Beschreibung des berühmten Münsters zu Strafsburg vom Jahre 1617" heifst es: „Anno 1427, als ein grofser Sterb war, und man des heiligen Geists Glock viel brauchte, brach sie abermal, und ward auf Laurentii Tag bey der Steinhütten am Fronhof wieder gossen durch Meister Hans Krempen; dazu die Leut viel köstlich Metall von Gold und Silber opferten. — Anno 1519 wurden die

Herrn Pfleger auf unser Frauen Haus zu Rath, daſs man sollte Gott und Marien zu Ehren ein groſse Glock gieſsen. Als man nun den Zeug zum Gieſsen schmelzte, drang das Volk zum Opfer, und warf unser Frauen zu Ehren, damit die Glock besser tönen sollte, viel Münz von Silber und Gold, auch goldene Ring und dergleichen in Ofen. Sie erhielt auch einen überans herrlichen und lieblichen Ton, der von dem Gold und Silber entstund.“ *)

Der Ursprung der Glocken in Kirchen läſst sich nicht genau bestimmen. So viel ist gewiſs, daſs man in den ersten drey Jahrhunderten ihren Gebrauch nicht kannte. Noch im vierten Jahrhundert wurden die Christen, nach dem Beyspiel der Mönche in Egypten, durch ein Horn zum Gottesdienst zusammen berufen. In den Klöstern klopfte ein Bruder mit einem Hammer an die Zellen seiner Mitbrüder. — Dem Pabste Sabinian zu Anfang des siebenten Jahrhunderts wird die erste Einführung der Glocken in Kirchen zugeschrieben. — Im Jahre 812 lieſs auch Wilhelm, Herzog von Aquitanien, eine silberne Glocke an die Decke der Kirche des von ihm gestifteten

*) Von Murr, Journal zur Kunstgeschichte und Litteratur. XVII. Th. S. 216. Nürnberg 1789.

Klosters Cellone aufhängen. *) Und im Jahre 865 machte Ursus Patriciacus, Herzog von Venedig, dem griechischen Kaiser Michael ein Geschenk mit einer Glocke.

ad §. 40. c.

Ursprung der Orgeln.

Der Ursprung der Orgeln in Kirchen ist eben so unbestimmt, wie der Ursprung der Glocken. — Bekannt müssen sie schon frühe gewesen seyn, weil schon der heilige Augustin in Psalm. 56. eine Bschreibung davon macht. **) — Platina glaubt, und der Kardinal Bona stimmt mit ihm überein, daſs der Gebrauch der Orgeln in Kirchen um das Jahr 660 unter Pabst Vitalian eingeführt worden sey. ***)

Doch nach dem Zeugniſs des Fortunatus Venantius in Vita sancti Germani hatte die Hauptkirche zu Paris schon im sechsten Jahrhundert eine Orgel. Denn er schreibt:

Exiguis attemperat Organa cannis.
Inde ructat ab ore tubam.

*) Mabillonius in Actis Sanctorum Ordinis Benedictini Tom. VI. pag. 568.

**) Organum dicitur, quod grande est et inflatur Follibus.

***) Cardinal Bona de divina Psalmodia. Cap. 17. §. 2.

Im achten Jahrhundert schickte auch der griechische Kaiser Konstantin dem König Pipin von Frankreich eine Orgel als Geschenk. *)

Im neunten Jahrhundert beurkundet den Gebrauch der Orgeln in Deutschland der in meiner Kirchengeschichte angeführte Brief des Pabstes Johann des VIII. an Bischof Anno von Freysing vom Jahre 872.

Vom zehnten Jahrhundert führt P. Zech mehrere Beyspiele von Orgeln in Klosterkirchen an. **) Und im Gedichte Wolstani de Vita sancti Swithuni ad Aelfaegum Episcopum Wintonensem ist eine schöne Beschreibung der grofsen Orgel, die Elfeg, Bischof zu Winchester, der im Jahre 951 starb, in die dortige Kirche setzen liefs. Diese Orgel hatte oben zwölf, unten aber vierzehn Bälge, die von siebenzig starken Männern gezogen wurden. Diese Bälge theilten den Wind vierhundert grofsen Pfeifen mit. Zween Organisten spielten. Jeder regierte sein Alphabet. Die Orgel hatte vierzig Register, und brüllte gewaltig. Es heifst davon im Gedichte:

*) Annales Fuldenses ad annum 777.

**) P. Zech in Dissertatione de Campanis et Instrumentis Musicis.

Concrepat in tantum sonus hinc, illincque resultans,
Quisque manu patulas claudat ut auriculas,
Haut quaquam sufferre valens propiando rugitum,
Quem reddunt varii concrepitando soni. *)

Im dreyzehnten Jahrhundert und in den folgenden läfst sich der allgemeine Gebrauch der Orgeln in Kirchen ohnehin nicht mehr bezweifeln, obwohl diesen Gebrauch mehrere geistreiche Männer für einen Mifsbrauch hielten. Der heilige Thomas von Aquin sagt: „die Christen sollen Gott mit eigenem Geist und Körper loben, und nicht, wie die faulen Juden, mit Orgeln und andern Instrumenten.“ **)

Die griechische Kirche hat den Gebrauch der Orgeln nie eingeführt. ***)

Es scheint also nach dem oben angeführten Zeugnifs aus dem achten Jahrhundert, dafs nur an dem griechischen kaiserlichen Hofe, und vielleicht auch in Privathäusern anderer Grofsen davon Gebrauch gemacht worden sey.

*) Mabillonius in Actis Sanctorum Ordinis Benedictini. Tom. VII. pag. 67. Edit. venet. in folio de anno 1738.

**) 2. 2. Quaest. 91. art. 2.

***) Selvaggii Institutiones Antiquit. christian. vol. III. Partis primae lib II. cap. 3. §. 6. pag. 45.

ad §. 41.

Wie wurden die Kinder in Klöstern geopfert?

Diese Opferung geschah bey dem Gottesdienste. Ein Knabe z. B. der geopfert werden wollte, hatte eine von seinem Vater gestellte schriftliche Bitte folgenden Inhaltes in der Hand: „Ich verspreche vor Gott und seinen Heiligen im Namen meines Sohnes sein Verbleiben im Kloster, die Bekehrung seiner Sitten und Gehorsam.“ Vor dem Offertorium bringt der Knabe, von seinem Vater begleitet, diese Bittschrift sammt dem Oblat und dem Opferwein zum Altar. Dann fragt der Abt in Gegenwart einiger Zeugen den Vater: „Was begehrest du, Bruder?“ Dieser antwortet: „Ich will meinen Sohn dem allmächtigen Gott zu seinem Dienste in diesem Kloster übergeben, weil es der Herr im Gesetze den Söhnen Israels befohlen hat, daſs sie die Söhne ihrem Gott opfern sollten.“ Worauf der Abt die Zeugen mit folgenden Worten anredet: „Hört und sehet ihr, Brüder, was dieser sagt?“ Die Zeugen antworten: „Wir hören und sehen es.“ Der Vater führt nun den Sohn an den Ort, wo die Opferung geschehen muſs. Ein Priester nimmt da dem Knaben das Oblat und den Opfer-

wein, und der Abt die Bittschrift ab, welche er bey sich behält, und dem Knaben das Klosterkleid anzieht. — Auf die nämliche Weise wurden auch Knaben in Domstiftern geopfert. — So ein geopfertes Kind, sagt Kalmet, trug von dieser Stunde an immer die klösterliche Kleidung. Wenn die Knaben vierzehn und die Mädchen zwölf Jahre alt waren, mußten sie das Kloster-Gelübde ablegen, und alle Klosterpflichten, so viel es ihre Kräfte zuließen, erfüllen. Sie hatten aber auch eine Stimme bey der Wahl eines Abtes oder Aebtissin, und wurden in den wichtigsten Vorfällen zur Berathschlagung gerufen, weil, wie der heilige Benedict in seiner Regel Kap. 10 sich ausdrückt, „der Herr oft dem Jüngeren offenbaret, was das Bessere ist."

Es arteten aber diese Oblationen der Kinder bald in so viele Mißbräuche aus, daß mehrere Klöster entweder gar keine Kinder mehr annahmen, oder wenigstens denselben vor Ablegung der Klostergelübde freystellteu, ob sie die Opferung, welche die Eltern gemacht hatten, bestätigen, oder ob sie wieder in die Welt zurückkehren wollten. *)

*) Augustin Kalmet, in Commentario in Regulam sancti Benedicti. Tom. II. pag. 247 und 250. ex Hildemaro Gallo ad initium saeculi noni.

ad §. 42. a.

Neue Gründe für die Existenz der Päbstin Joanna.

Der Verfasser der Schrift:

„Ueber die Wahrscheinlichkeit der Existenz der Päbstin Joanna, eine historische Untersuchung. Regensburg 1809."

sucht diese Fabel durch neue Gründe geltend zu machen. Ich will hier diese Gründe anführen, und zugleich widerlegen. Er sagt:

1. Onuphrius Panvinius gesteht selbst, daſs er in einigen Codicibus des römischen Bibliothekars Anastasius die bekannte Stelle von der Päbstin Joanna gefunden habe, obwohl nur am Rande und von einer andern Hand hingeschrieben.

Antwort: Die meisten Codices des Anastasius haben diese Stelle weder im Context, noch am Rande. — Und wenn sie in einigen am Rande, und sogar von einer andern Hand beygesetzt worden, so ist eben dies ein Zeichen, daſs sie nicht vom Anastasius selbst, sondern unterschoben ist. — Diese Stelle steht ohnehin mit dem ganzen Context, den ich in meiner Kirchengeschichte angeführt habe, im offenbarsten Widerspruche. Denn wie hätte Anastasius schreiben können: „Nach Leo war Joanna auf dem

päbstlichen Stuhle," und gleich darauf: „Nach Leo war der päbstliche Stuhl fünfzehn Tage unbesetzt, und dann ward einmüthig Benedict erwählt." Daſs aber die letzteren Worte wirklich vom Anastasius seyen, ist, wie Schröckh sagt, nach allen Handschriften ausgemacht. *) Es müssen also die ersteren Worte unterschoben seyn. — Anastasius, der damals selbst zu Rom, und zwar am päbstlichen Hofe als Bibliothekar stund, hätte die Päbstin Joanna und ihre ganze Geschichte als Augenzeuge kennen müssen, und daher von ihrer Existenz auf dem päbstlichen Stuhl nicht die schwankenden Ausdrücke brauchen können: „Wie man sagt, wie der Ruf geht." — Wie aber, wenn wirklich etwas an der Sache gewesen wäre, hatten alle übrigen Geschichtschreiber, alle Urkunden, alle Synoden durch ganze zwey Jahrhunderte davon schweigen können? — Würde der gleichzeitige Photius, der gröſste Feind der römischen Päbste, diese Geschichte nicht hervor gezogen haben? — Wie hätte der ebenfalls gleichzeitige Lupus Ferrariensis an Pabst Benedict den III. schreiben können, er sey bey seinem Vorgänger, Pabst Leo, Gesandter

*) Schröckh christliche Kirchengeschichte. XXII. Th. Seite 79.

gewesen? — Wie hätte Ado, Erzbischof von Vienne, der auch im neunten Jahrhundert lebte, in seinem Breviario Chronicorum sagen können, daſs nach dem Tode Leo des IV. Benedict der III. Pabst geworden sey? — Wie hätte endlich der berühmte Bischof von Rheims, Hinkmarus, in einem Briefe an Pabst Nikolaus den I. im Jahre 866 sich äuſsern können: *) „Er habe Gesandte mit einem Schreiben an Pabst Leo den IV. nach Rom geschickt, Leo aber sey gestorben, da die Gesandten noch auf dem Wege waren, und als sie nach Rom gekommen, hätten sie von dem neuen Pabst Benedict dem III. ein Schreiben an Hinkmarus erhalten.“

Der Verfasser sagt:

2. Muratorius Tom. III. Scriptor. Rerum Ital. P. II. pag. 247. führt zwey Codices B. und C. von Anastasius an, worin sich diese Stelle auch im Zusammenhange befindet.

Antwort: Diese Stelle, wenn sie sich auch im Zusammenhange befindet, hat mit dem ganzen Texte doch keinen Zusammenhang, wie kurz

*) „Se legatos cum litteris Romam misisse, quibus in itinere mors Leonis nuntiata, et Romam venientibus á novo Papa Benedicto tertio litterae ad Hincmarum datae fuerint.“

Hincmari Operum Tom. II. p. 307: Edit. Paris.

vorher gezeigt worden. — Die angeführten zwey Codices nennt Muratorius selbst recentiores. Es können aber in einer Sache des Alterthumes neuere Codices so lange nichts beweisen, als die älteren, welche das Gegentheil aussagen, nicht für unächt erklärt werden können.

Der Verfasser sagt:

3. Ohne Einschaltung der Päbstin Joanna läfst sich die Chronologie nicht erklären. Denn Pabst Leo der IV. starb im Jahre 855. Nikolaus der I. ward Pabst im Jahre 860. Der Zwischen-Pabst Benedict der III. regierte nur zwey Jahre, sechs Monate und zehn Tage. Es bleiben also wirklich noch zwey Jahre, fünf Monate und vier Tage für die Regierung der Päbstin Joanna übrig, oder man müfste, wider alle Geschichte, eine dritthalbjährige Sedisvacanz zugeben.

Antwort: Dafs Pabst Nikolaus der I. erst im Jahre 860 zur Regierung gekommen, ist eine Behauptung, die den älteren und neueren Geschichtschreibern, und selbst den vom Gegner angeführten Codicibus Anastasii bey Muratorius widerspricht. Ueberall heifst es: „Nikolaus kam zur Regierung im Jahre 858." Da nun Pabst Leo der IV. am 17. Juli 855 starb, und Benedict der III. zwey Jahre, sechs Monate und zehn Tage regierte, so fällt der Tod Benedicts des III.

in den zweyten Monat des Jahres 858, in welchem Jahre sodann Nikolaus der I. zur Regierung kam. Eine dritthalbjährige Sedisvacanz ist daher eine Erdichtung. — Der Gegner gesteht selbst S. 122, daſs das Concilium von Köln, welches im Jahre 857 unter Pabst Benedict dem III. anfieng, noch einen Brief vom Pabst Nikolaus dem I. erhalten habe. Wenn also dieser erst im Jahre 860 Pabst geworden wäre, müſste das Concilium über drey Jahre gedauert haben, welches bey Particular-Concilien nicht gewöhnlich war.

Der Verfasser sagt:

4. Es sind vom Pabst Nikolaus dem I. keine andere Briefe vorhanden, als vom Jahre 860 bis 867. Er hat also vom Jahre 860 bis 867, und nicht früher regiert.

Antwort: Die Briefe dieses Pabstes vom Jahre 860 bis 867 haben ein bestimmtes Datum. Zugleich aber sind von ihm auch andere Briefe ohne Datum vorhanden. Es sind also wahrscheinlich die Briefe ohne Datum aus den ersteren Regierungsjahren des Nikolaus, und waren deswegen ohne Datum, weil auch die Briefe seiner Vorgänger Leo des IV. und Benedict des III. ohne Datum waren, und sich folglich Nikolaus anfangs an die Schreibart anschloſs, nachher aber, zum Behufe der Geschichte und Chronologie sei-

ner Zeit, für besser fand, seinen Briefen und Documenten ein bestimmtes Datum beyzusetzen.

ad §. 42. b.

Von dem Decrete des Kaisers Phokas.

Der Recensent meiner Kirchengeschichte in der neuen Leipziger Litteraturzeitung, im VIII. St. vom 19. Januar 1807. S. 119. sagt:

„Wenn der Verfasser noch annimmt, daſs Phokas dem Pabste Bonifaz dem III. den Titel eines Weltbischofs und den Primat zugestanden, so hat er wahrscheinlich Lorenz Examen Decreti Phocae nicht gelesen.“

Doch wie kann der Recensent mit einiger Billigkeit von mir sagen, daſs ich noch annehme, Kaiser Phokas habe Pabst Bonifaz dem III. den Titel eines Weltbischofs und den Primat zugestanden, da ich in meiner Kirchengeschichte ja ausdrücklich den Primat des Pabstes aus dem Begriffe der katholischen Kirchen-Hierarchie und den Aussprüchen der ältern occidentalischen und orientalischen Kaiser hergeleitet, hingegen das angegebene Decret von Kaiser Phokas als einen der Geschichte widersprechenden paradoxen Gedanken einiger neueren Protestanten erklärt habe? — Ich habe zwar die Aechtheit dieses Decretes

nicht tiefer untersucht. Ich fand aber auch eine solche Untersuchung zu meinem Zwecke nicht nothwendig. Doch damit Recensent überzeugt werde, daſs ich die Abhandlung von Lorenz Examen Decreti Phocae und auch andere hieher gehörige Schriften gelesen habe, so will ich die Untersuchung dieses Gegenstandes nochmals vornehmen, und so viel davon sagen, als ich zweckmäſsig finde.

Es ist eine bekannte Sache, daſs ältere und neuere Katholiken das Decretum Phocae als ein ächtes Dokument annahmen. Aber auch ältere und neuere Protestanten thaten das nämliche.

Henke z. B. in seiner allgemeinen Geschichte der christlichen Kirche III. Auflage vom Jahre 1795 sagt im ersten Bande S. 306: „Bonifacius der III. im Jahre 606 verdankte es der Freundschaft dieses Kaisermörders (Phokas) und dem Hasse desselben gegen den griechischen Patriarchen, daſs in einem eigenen Hof-Patente der römische Stuhl für den vornehmsten in der ganzen Christenheit, der Bischof zu Rom für das Haupt der Kirche feyerlich erklärt ward. Neuere Gelehrte machen die Aechtheit dieses Patents zweifelhaft. Vergleiche Lorenz Examen Decreti Phocae Argent. 1785."

Karl Friedrich Stäudlin in seiner Universal-

Geschichte der christlichen Kirche. Hannover 1806. sagt S. 119: „Bonifaz der III. erhielt vom Kaiser Phokas den Titel eines Oberhauptes aller Kirchen im Jahre 606.“

Die Katholiken, welche das Decretum Phocae für ächt hielten, hatten dabey nicht die Absicht, den päbstlichen Primat, der nach katholischer Ueberzeugung viel älter, und selbst im Kirchen-Systeme gegründet ist, dadurch zu beweisen, sondern sie bedienten sich dieses Dekrets nur gegen die Patriarchen von Konstantinopel, welche sich den Titel Patriarcha oecumenicus, universalis beylegten. Diesen wollten sie nämlich zeigen, daſs selbst ein griechischer Kaiser erklärt habe, daſs der Titel Universal-Bischof im eigentlichen Sinne nur allein dem römischen Pabste zukomme.

Die Protestanten hingegen hatten bey Vertheidigung dieses Dekretes die Absicht, gegen die Katholiken daraus zu beweisen, daſs der römische Bischof erst durch Kaiser Phokas das Oberhaupt der christlichen Kirche, und Primas über alle Bischöfe geworden sey.

Obwohl sich die Katholiken und Protestanten über diesen Gegenstand in ihren Absichten trennten, so kamen sie doch in ihren Beweisen

überein. Beyde führten für die Aechtheit dieses Dekretes die nämlichen Zeugnifse an.

Das erste Zeugnifs nehmen sie von venerabilis Beda, der im Jahre 672 oder 73 geboren ward, und im Jahre 742 starb. Dieser schreibt: *) „Phokas hat auf Zudringen des Pabstes Bonifaz verordnet, dafs der Sitz der römischen und apostolischen Kirche das Haupt aller Kirchen sey, weil die Konstantinopolitanische Kirche sich als die erste aller Kirchen ausschrieb.“

Nach Beda schrieben das nämliche, und sogar mit den nämlichen Worten:

Paulus Warnefriedus, genannt Diaconus, de gestis Longobardorum lib. 4. cap. 37.

Freculphus Lexoviensis in Chronico. Tom. II. lib. 5. cap. 26.

Anastasius Bibliothecarius in vita Bonifacii III.

Ado Viennensis in Breviario Chronicorum ad annum 604.

Regino in Chronico lib. 1. in Pistorii Scriptor. rerum germ. Tom. I. pag. 18.

*) „Phocas rogante Papa Bonifacio statuit, sedem Romanae et apostolicae Ecclesiae caput esse omnium Ecclesiarum, quia Ecclesia Constantinopolitana primam se omnium Ecclesiarum scribebat.“

Venerabilis Beda in Chronico de sex aetatibus mundi, Operum Tom. II. pag. 191.

Vetus Autor Vitae Rom. Pontificum à Petro usque ad Paulum I. in Prolegominis Editionis Rom. Anastasii Bibliothecarii Tom. IV.

Luitprandus de vitis Romanorum Pontificum. Cap. 68.

Herrmannus Contractus ad annum 607. ex Codice Sangallensi.

Marianus Scotus ad annum Christi 608.

Sigebertus Gembl ad annum Chr. 607.

Otto Frising. in Chronico lib 5. cap. 8.

Radulphus de Diceto in Twysdeni Scriptor. Angl. Tom. I. pag. 437.

Wegen den wörtlich gleichen Ausdrücken dieser Schriftsteller ist es wahrscheinlich, daſs alle aus der nämlichen Quelle, aus dem ältesten Zeugniſse des venerabilis Beda geschöpft haben, und daher im Grunde nur für ein einziges Zeugniſs gelten können.

Johann Michael Lorenz, Professor der Geschichte in Straſsburg, fand nun weder in dem Zeugniſs des venerabilis Beda, noch in den übrigen einen hinreichenden Beweis für die Aechtheit des angegebenen Dokumentes. Er schrieb daher eine Abhandlung unter dem Titel: „Examen Decreti Imperatoris Phocae de Primatu Romani Pontificis Argentorati 1785. — In dieser Abhandlung stellt er dem Dekrete des Kaisers

Phokas und den von Protestanten daraus hergeleiteten Folgen nachstehende Gründe entgegen:

a. Der päbstliche Primat ist lange vor Kaiser Phokas sowohl in der orientalischen als occidentalischen Kirche anerkannt worden. Pabst Bonifaz der III. hatte also keine Ursache, sich den Primat erst von Kaiser Phokas zu erbitten.

b. Die Bischöfe von Konstantinopel legten sich vor und nach Kaiser Phokas den Titel Patriarcha oecumenicus bey, und erkannten doch zugleich den allgemeinen und ausschliefsenden Primat des römischen Bischofes über die ganze katholische Kirche. Es kann also dieser Titel kein Grund gewesen seyn, dafs Pabst Bonifaz der III. aus Besorgnifs für seinen Primat von Kaiser Phokas so ein Dekret begehrte, und kein Grund, dafs der Kaiser ein solches ertheilte.

c. Eine mehr gegründete Gefahr für den päbstlichen Primat zeigte sich unter Pabst Bonifaz dem II., da Kaiser Justinian im Jahre 529 seinem Codex leg. 24. lib. 1. Tit. 2. de sacro sanctis ecclesiis die Worte einschalten liefs: „die Konstantinopolitanische Kirche ist das Haupt aller anderer.“ *) Diese Worte waren zwar eigentlich

*) Constantinopolitana ecclesia omnium aliarum est caput.

nur von dem Patriarchat der orientalischen Kirche zu verstehen. Doch da die Patriarchen von Konstantinopel ohnehin immer weiter um sich griffen, indem sie ganz Illyrien, das schon hundert und fünfzig Jahre unter den römischen Bischöfen stund, an ihr Patriarchat ziehen wollten, so hatten die römischen Bischöfe allerdings Ursache, auf ihrer Hut zu seyn. Es ist daher wahrscheinlich, daſs bey diesen Umständen Pabst Bonifaz der II. von Kaiser Justinian eine Erklärung verlangt habe, daſs die Worte: „die Konstantinopolitanische Kirche ist das Haupt aller andern," nur von dem orientalischen Patriarchat zu verstehen, und dem Primate des römischen Bischofs keinesweges nachtheilig sey. Denn bald darauf erfolgte eine solche Erklärung, da Kaiser Justinian den 26. März des Jahres 533 zwar nicht mehr an Bonifaz den II., weil dieser schon im Jahre 532 starb, sondern an Pabst Johann den II. und zugleich an den Patriarchen zu Konstantinopel, Epiphanius, schrieb: „daſs der römische Pabst und die römische Kirche das Haupt aller Kirchen sey," *) Diese Worte wurden dem

*) Leg. 7. „Sanctissimum Papam veteris Romae esse Caput omnium sanctissimorum Dei sacerdotum."
Leg. 8. Romanam Sedem esse omnium vere ecclesiarum Caput.

Justinianischen Codex eingeschaltet leg. 7 et 8. de summa Trinitate.

d. Venerabilis Beda hat also nur darin geirrt, daſs er Pabst Bonifaz den III. anstatt Bonifaz des II. setzte, und daher auch anstatt des Kaisers Justinian den Kaiser Phokas, unter dessen Regierung Bonifaz der III. Pabst war, setzen muſste, ohne ein wirkliches Dekret vom Kaiser Phokas, sondern nur eine irrige Vermuthung davon beygebracht zu haben.

ad §. 43. a.

Von dem Wunder, das mit Joannes Damascenus geschehen seyn soll.

Joannes Juvenalis, Patriarch zu Jerusalem im neunten Jahrhundert, und des Joannes Damascenus Biograph erzählt die Sache auf folgende Weise: „Joannes war zu Damaskus am Ende des siebenten Jahrhunderts geboren. Sein Vater war Schatzmeister des arabischen Kalifen Abdalmelek. Nach des Vaters Tode machte der Kalif den Joannes zum ersten Beamten seines Reiches, zum Kanzler. Um das Jahr 726 schrieb Joannes einige Reden zur Vertheidigung des Bilderdienstes wider den Kaiser Leo den Isaurier. Dieser fand sich dadurch beleidiget, und sann auf Rache. Er lieſs heimlich einen Brief von Joannes auf-

fangen, um dessen Schriftzüge kennen zu lernen. Dann liefs er mit Nachahmung dieser Züge einen Brief aufsetzen, als wenn Joannes an ihn geschrieben, uud ihm den Antrag gemacht hätte, die Stadt Damaskus, die eben eine schwache Besatzung hätte, zu überfallen, wobey ihm Joannes durch sein Ansehen die Eroberung von allen Seiten erleichtern würde. Diesen erdichteten Brief schickte nun Leo an den Kalifen, mit beygesetzter Versicherung, dafs er die Untreue des Kanzlers Joannes verabscheue, und nie davon Gebrauch machen werde. Der Kalif machte hierüber seinem Kanzler Vorwürfe, und befahl, ohne dessen Verantwortung anzuhören, ihm die rechte Hand abzuhauen, und auf dem Marktplatze aufzuhängen. Gegen Abend liefs der unschuldige Joannes den Kalifen um seine Hand bitten, weil er unausstehliche Schmerzen leide, bis sie begraben werde. Als er sie erhielt, warf er sich vor einem Bilde der Jungfrau Maria nieder, und bat sie, ihm, der schon so oft ihre Verehrung vertheidiget hätte, und noch ferner vertheidigen würde, die Hand wieder anzuheilen. Hierauf fiel er in einen sanften Schlaf, und als er erwachte, war die Hand angeheilt. Der Kalif erkannte aus diesem Wunder die Unschuld des Joannes, und wollte ihn in sein voriges Amt

wieder einsetzen. Joannes aber zog die Einsamkeit dem geräuschvollen Hofleben vor, und ward Mönch und Priester zu Jerusalem." *)

Diese Erzählung macht sich schon durch ihren Inhalt, und auch dadurch verdächtig, daſs der Erzähler Joannes Juvenalis, Patriarch zu Jerusalem, erst im neunten Jahrhundert, also ein ganzes Jahrhundert nach der Begebenheit lebte, indem Joannes Damascenus im Jahre 754 starb. Wie leicht konnte in einer so langen Zeit das Wahre von dieser Geschichte durch einen fabelhaften Beysatz entstellt werden? — Würden wohl, wenn so ein Wunder sich wirklich ereignet hätte, alle Geschichtschreiber eines ganzen Jahrhunderts davon geschwiegen, da er durch dessen Bekanntmachung einen neuen Beweis für die Verehrung Mariae hätte aufstellen können? — Einige erklärten, wie eben Joannes Juvenalis erzählt, schon damals die Sache so: Joannes Damascenus habe durch sein Ansehen oder durch Bestechung einen andern überredet, sich die Hand abhauen zu lassen, und dann habe er mit einer frommen List bey dem Kalifen vorgegeben, Maria habe ihm die Hand, die er doch nie verloren

*) In Operibus Joannis Damasceni Tom. I. edit. par le Quien. Parisiis. 1712.

hatte, wieder geheilt. — Noch wahrscheinlicher wird die letztere Erklärung, wenn man annimmt, es sey nicht einem Lebendigen, sondern einem vielleicht an eben diesem Tage verstorbenen Menschen die Hand abgehauen, und dann, als wenn sie die Hand des Joannes Damascenus wäre, auf dem Marktplatze aufgehängt worden.

ad §. 43. b.

Das Bild eines grofsen Bischofs.

Zum Beschlufse des dritten Zeitraumes verdient unter den wichtigsten Männern dieser Zeit vorzüglich bemerkt zu werden Bernuardus, Bischof zu Hildesheim.

Sein gleichzeitiger Biograph Tangmar, Bibliothekar und oberster Schulmeister zu Hildesheim, macht als Augenzeuge folgende Schilderung von diesem Manne:

„Bernuard verrieth schon in der Jugend grofse Talente, und liebte nebst den Wissenschaften auch die schönen und mechanischen Künste. Er hatte eine sehr schöne Handschrift, malte sehr gut, verstund sich auch auf die damit verwandten Künste der Tischler, Schmiede und übrigen Metall-Arbeiter. Er führte viele

prächtige Gebäude auf. Zugleich verstand er die Hauswirthschaft und alle Geschäfte des öffentlichen Lebens. In seinen Sitten war er äusserst streng, und in seinen Verrichtungen eifrig. In der Früh nach dem Chor und seinen übrigen geistlichen Funktionen liefs er die Partheyen vor, und entschied ihre Streithändel kurz und scharfsinnig. Dann kam sein Haushofmeister, durch welchen er den Armen, deren Anzahl sich oft auf mehrere Hunderte erstreckte, Almosen austheilen liefs. Hierauf besuchte er die Werkstätte der Künstler. Dann setzte er sich öffentlich zu Tische, wobey immer etwas Nützliches vorgelesen wurde. Er schrieb selbst viel, und sammelte auch eine zahlreiche Bibliothek sowohl im theologischen als philosophischen Fache. Wo er ein schönes Gemälde oder Kunstwerk sah, suchte er es an sich zu bringen, oder nachzumachen. Wenn er auf Reisen gieng, nahm er allemal junge fähige Leute mit sich, damit sie alles Schöne und Künstliche sehen und nachahmen sollten. Er liefs Musiv-Arbeiten verfertigen, und erfand die Ziegel auf den Dächern.“ U. s. w. *)

*) Vita sancti Bernuardi autore Tangmaro Presbytero in Leibnitii Scriptor. Rerum Brunsvic. Tom. I, pag. 441.

In seinen jüngern Jahren war er Hofmeister des nachmaligen römischen Kaisers Otto des III. — Im Jahre 993 ward er Bischof zu Hildesheim, welcher Würde er dreyssig Jahre vorstund. — Pabst Coelestin der III. setzte ihn im Jahre 1193 unter die Heiligen.

Michael Ignaz Schmidt, Geschichte der Deutschen. II. Theil. S. 93. 94. 95. Ulm 1773.

Westenrieders histor. Calender für das Jahr 1793. Seite 267.

Zusätze

zum

vierten Zeitraume

der

christlichen Kirchengeschichte.

Ad §. 44.

Noch Einiges von Konradin.

Wie sehr der römische Hof dem Hohenstaufischen Hause abgeneigt war, ist bekannt, und besonders mufste der junge Konradin diese Abneigung fühlen. Schon im Jahre 1256 erliefs Pabst Alexander der IV., als er vermuthete, dafs Konradin römischer Kaiser werden könnte, an jeden der drey geistlichen Kurfürsten folgendes Schreiben: *)

*) „Intelleximus, quod instat tempus Electionis celebrandae de Rege in Imperatorem postmodum promovendo. Unde hic vehementer vigilandum est, ubi de Advocato Ecclesiae agitur, ne pro Advocato Impugnator, et pro Defensore adsumatur vel eligatur Offensor. Et ideo de Conradino puero, nato quondam Conradi, est praecavendum omnino, ne ullo modo intendatur ad eum, nec nominetur ad hoc, nec aliquatenus eligatur. Ideoque Fraternitatem tuam monemus, ac per apostolica Scripta Tibi in virtute Obedientiae sub debito Fidelitatis, quo Nobis et Ecclesiae romanae teneris, Juramento ac sub Poena Excommunicationis, quam ex nunc in te proferimus, districte praecipiendo mandamus, quatenus praefatum Conradinum puerum nullatenus in Regem nec nomines, aeque consentias in eun-

„Wir haben vernommen, daſs die Zeit nahe sey, einen König, und nachher Kaiser zu erwählen. Daher ist vorzüglich Acht zu haben, daſs, wo es um einen Beschützer der Kirchen zu thun ist, man nicht einen Feind derselben erwähle. Man hat sich also vorzüglich zu hüten, daſs der Knabe Konradin, weiland Konrads Sohn, nicht berücksichtigt, nicht ernannt, nicht erwählt werde. Wir ermahnen dich deswegen brüderlich, und befehlen dir in Kraft des Uns und der römischen Kirche schuldigen Gehorsams und abgelegten Eides der Treue, unter der Strafe der Excommunication, daſs du den gemeldten Knaben Konradin weder selbst erwählest, noch in seine Wahl einstimmest. Widrigenfalls sollst du excommunicirt seyn."

Wenn der römische Hof den Konradin nicht als deutschen Kaiser haben wollte, so läſst sich's leicht vorstellen, daſs er ihm als Nachbar und Besitzer von Neapel und Sicilien noch weniger angenehm seyn konnte.

dem, ita, quod excommunicatus existas, si contra Mandatum nostrum facere vel venire praesumseris, et eundem Conradinum nominaveris, vel elegeris, aut in ipsum consenseris."

Apud Leibnitium in Prodromo Juris Gent. diplom. pag. 11.

Von dem Unglücke Konradins sind noch einige besondere Umstände zu bemerken. Seine Soldaten hatten die Armee des Karl von Anjou schon wirklich besiegt. Die Franzosen mufsten sich zurückziehen, und die Deutschen zerstreuten sich, und plünderten in Unordnung das feindliche Lager. Die fliehenden Feinde benützten diesen Zeitpunkt, sammelten sich wieder, fielen über die zerstreuten Deutschen mit Ungestüm her, und schlugen sie gänzlich.

Nun mufste der Sieger Konradin selbst auf die Flucht denken, und wollte sich sammt seinem Freunde, dem Herzoge Friedrich, bey der Stadt Astur durch einen Schiffer in Sicherheit bringen lassen. Beyde Prinzen hatten Hunger, aber beyde kein Geld. Konradin gab daher dem Schiffer seinen goldenen Ring, um damit in Astur Lebensmittel einzukaufen. Der Schiffer, der den Besitzer eines so kostbaren Ringes für eine Person von Bedeutung hielt, trug denselben zum Statthalter von Astur, Frangippani. Dieser erkannte an dem Ring den Namenszug Konradins und liefs daher denselben sammt dem Herzoge Friedrich auf der Stelle arretiren, und an Karl von Anjou ausliefern, der sie dann beyde enthaupten liefs.

Konradin und Friedrich waren Jünglinge

von achtzehn Jahren. Friedrich wurde zuerst enthauptet, dessen abgeschlagenes Haupt Konradin aufhob und küſste, dann einen Handschuh unter das Volk warf, mit der Bitte, denselben seinem Vetter, dem König Peter von Arragonien, als ein Zeichen der hiemit ihm überlassenen Erbschaft zu überbringen. Dann streckte auch er sein Haupt unter das Beil. Man sagt, Karl von Anjou habe gleich darauf den Scharfrichter selbst morden lassen, damit sich dieser nicht rühmen könnte, daſs er zween Prinzen hingerichtet habe. — Am Orte der Enthauptung wurde hernach eine Kapelle erbaut, welche aber der noch lebende, jedoch nicht mehr regierende König Ferdinand, ein Abkömmling aus dem Geblüte des Karl von Anjou, niederreiſsen lieſs. *)

Karl von Anjou konnte wohl voraussehen, daſs die Ermordung Konradins eine allgemeine Sensation machen würde. Um daher seine Mordsucht unter dem Schein der Gerechtigkeit zu befriedigen, lieſs er vor der Vollziehung des Urtheils folgende Klagpunkte gegen Konradin bekannt machen:

a. Daſs nämlich derselbe gegen ihn, als den rechtmäſsigen König, die Waffen ergriffen;

*) Deutscher Merkur. März 1785. S. 240.

b. daſs er mehrere Klöster geplündert, und

c. eins davon gar den Flammen Preis gegeben habe.

Andere aber sagten zu Konradins Vertheidigung, er habe die Waffen ergriffen, weil er glaubte, er seye der rechtmäſsige Erbe von Neapel und Sicilien. — Er sey aber nicht mit den Waffen in der Hand, sondern unbewaffnet und auf der Flucht ergriffen worden. — Einige Klöster können seine Soldaten aus Muthwillen geplündert oder zerstört haben, ohne daſs sie von Konradin einen Befehl hatten, u. s. w. *) Allein die Richter hatten mehr von Karl von Anjou, dem Sieger, als von dem gefangenen Konradin zu fürchten. Sie trugen daher kein Bedenken, die Wünsche des Erstern zu erfüllen, und das Todesurtheil gegen den Letzteren zu sprechen.

Wolfgang Jäger in der Geschichte Konrads des II. Nürnberg 1787. in 8. glaubt, der damalige Pabst Klemens der IV. habe nicht so viel Antheil an Konradins Hinrichtung gehabt, als man ihm zuschreibt. — Doch wie will Jäger die in meiner Kirchengeschichte aus Giannone

*) Mich. Ign. Schmidt, Geschichte der Deutschen. III. Theil, S. 91. Ulm. 1779.

angeführten Zeugnifse entkräften? Besonders scheint Villani unwiderleglich, der ein erklärter Feind des Hohenstaufischen Hauses, ein bekannter Anhänger der Welfen und ein eifriger Vertheidiger des Pabstes war.

ad §. 45.
Ueber den Nutzen und Schaden der Kreuzzüge.

Der Enthusiasmus für die Kreuzzüge war, besonders im Anfange, ganz unbegreiflich.

„Zu dem Mönch Peter,“ sagt eine alte braunschweigische Chronik, „lief viel Volks, die Herzoge von Lothringen, und der Graf Ruprecht von Flandern, Reinart von sanct Irene und ein grofs Heer von sanct Cecilien, Bischöfe und Prälaten, Frauen und Mann, weltlich und geistlich. Die Bauern liefen von dem Pflug auf dem Feld, die Hirten von dem Vieh, die Mönche aus den Klöstern, die Knechte und Mägde aus ihrem Dienste, und malten in ihre Fahne eine Gans, das verglichen sie dem heiligen Geiste.“ *)

Der gleichzeitige Geschichtschreiber Wilhelm,

*) Konrad Botho, ein Bürger von Braunschweig, in seiner braunschweigischen Chronik bey'm Jahr 1094. in Leibnitii Scriptoribus Brunsvicens. Tom. III. pag. 227.

Erzbischof von Tyrus, schreibt: *) „Alle, die die Kreuzzüge mitmachten, gaben vor, der Herr sey ihr Beweggrund. Es zogen aber einige nur mit, um sich nicht von ihren Freunden trennen zu müssen; einige, um nicht für Feige angesehen zu werden; einige nur aus Leichtsinn, oder um ihren Gläubigern auszuweichen. Der Mann trennte sich von seinem Weibe, das Weib von ihrem Manne, die Väter von ihren Söhnen, und die Söhne von ihren Eltern, und es war kein Band so stark, daſs es diesem Eifer Einhalt thun konnte. Sogar viele Mönche giengen aus den Klöstern um des Herrn willen.“

Ein ungenannter Schriftsteller bey Mabillonius sagt: **) „Der Vater wagte es nicht, sei-

*) „Apud omnes erat in caussa Dominus. Sed quidam, ne amicos desererent, quidam ne desides haberentur, quidam sola levitatis caussa, aut ut creditores suos eluderent, aliis se adjungebant. Dividebatur maritus ab uxore et uxor à marito, patres à filiis et filii à parentibus, nec erat charitatis vinculum, quod huic fervori posset praejudicium facere, ita ut de claustris multi egrederentur monachi propter Dominum.“

Wilhelmus Tyrius Archiepiscopus I. Hist. 16. relatus in Gestis Dei per Francos. pag. 641.

**) „Pater non audebat prohibere filium, nec uxor prohibere virum, et dominus non audebat prohi-

nem Sohne, das Weib ihrem Manne, der Herr seinem Diener den heiligen Zug zu verbieten. Allen stund diese Reise frey, weil sie dieselbe, wie man glaubte, aus Furcht und Liebe Gottes unternahmen."

Daſs aber die Absichten der Kreuzfahrer nicht so ganz rein waren, bewiesen bald ihre vielen Ausschweifungen. — Ein gräſsliches Bild liefert davon der gleichzeitige Jakob von Vitry, da er sagt: *) „Eine Pest hätte nicht mehr schaden können, als diese lasterhaften, pestartigen, ruchlosen, gottlosen Menschen, diese Kirchenräuber, Diebe, Mädchen-Entführer, Mörder, Ehebrecher, Verräther, Seeräuber, Trunkenbolde,

bere servum. Omnibus liberum erat iter propter timorem et amorem Dei."

Apud Mabillonium in Musaeo Italico Tom. II. Parte 2. pag. 13.

*) „Nullum genus hominum, nullaque alia pestis efficacior ad nocendum, quam flagitiosi ac impii, sacrilegi, fures, raptores, homicidae, parricidae, adulteri, proditores, cursarii, id est piratae, ebrii, apostatae monachi et moniales, meretrices publicae, et quae relictis maritis lenonibus adhaeserant. Hujusmodi monstrosi homines in partibus occidentis mare mediterraneum transeuntes coelum, non animum mutabant."

Jacobus de Vitriaco in Hisioria orientali et occidentali lib. I. cap. 82.

diese abtrünnigen Mönche und Nonnen, diese öffentlichen Huren, diese untreuen Weiber. Diese Abentheuer von Menschen giengen aus Occident über das mittelländische Meer, und veränderten zwar das Klima, aber nicht ihre Sitten."

Anna Comnena, Tochter des griechischen Kaisers Alexius des I. war, als der erste Kreuzzug nach Konstantinopel kam, eilf Jahre alt, und behielt davon einen so widrigen Eindruck, daſs sie nachher in ihrem Buche „Alexias" die Kreuzfahrer „fränkische Barbaren, rohe Menschen" nannte. — Von den Geistlichen, die sie bey'm Kreuzzuge sah, schrieb sie: „Bey uns Griechen verordnen die Canones, die Gesetze und die Lehre des Evangeliums: Schlage nicht, schreye nicht, verwunde nicht, denn du bist Priester. Der lateinische barbarische Priester hingegen, mit eben den Händen, womit er die heiligen Sakramente verwaltet, ergreift mit der linken Hand den Schild und mit der rechten die Lanze. Mit eben der Hand, die den Leib und das Blut des Heilandes hinreicht, vergieſst er das Blut seiner Nebenmenschen: ein wahrer Mann des Bluts, wie man ihn mit den Worten Davids nennen kann. Wenn ich solche Geistliche mit den unsrigen vergleiche, so glaube ich zum See- und Landkrieg abgerichtete Menschen in ihnen zu erblicken.

Aber Priester, wie sie Aaron und Moses, wie sie unser erster hoher Priester geordnet hat, erkenne ich nur in den unsrigen.“ *)

Bey Voraussetzung dieser Schilderungen, verbunden mit bekannten Thatsachen, glaubte ich, in meiner Kirchengeschichte von den Kreuzzügen wenig Lobwürdiges und Gutes, ohne Verletzung der Wahrheit sagen zu können. Ich dachte mit Herder: „Eine Begebenheit kann nur so viel wirkliches und bleibendes Gute hervorbringen, als Vernunft in ihr liegt.“ **)

Doch der berühmte Heeren in Göttingen, im III. Theile seiner kleinen Schriften von 1808 findet das Gute der Kreuzzüge in ihren Folgen. Ich will das Wichtigste von seinen Ansichten hier mittheilen, und mir nur einige Bemerkungen dabey erlauben.

Heeren sagt:

1. Schon als Wanderungen betrachtet, hatten die Kreuzzüge ihre guten Folgen. Die Kreuzfahrer erhielten eine neue Ansicht verschiedener Dinge: sie wurden bekannt mit fremden Sitten und mit fremder Lebensart; sie sammelten Kennt-

*) Hegewisch historische Aufsätze. Kiel 1801. S. 142.

**) Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. IV. Th. 20. Buch. No. 3.

nisse von bisher nicht bekannten Produkten der Natur und der Kunst: sie sahen Werke des orientalischen Geschmackes und Industrie. Der Reichthum der Ideen wurde vermehrt, und dann bey der Zurückkunft in ihr Vaterland realisirt.

2. Die Kreuzzüge waren die Heldenperiode des Christianismus. Durch Religion begeistert, entwickelten sich die Kräfte der europäischen Ritter zu den unglaublichsten Thaten.

3. Die Verfassung des Ritterthumes selbst wurde gebessert. Die Ritter wurden von den bisherigen Privatfehden abgezogen, sie wurden zu einem allgemeinen Zweck vereinigt, durch religiöse Tendenz wurden ihre Sitten humanisirt, es erwärmte ihren kriegerischen Busen ein heiliges Feuer, das ihren Muth um mehr erhöhte, je grösseren Spielraum die Phantasie dabey hatte; sie vergassen alles persönliche Interesse, und bestunden die grössten Abentheuer, nicht allein mehr für Damen, sondern vorzüglich, um das heilige Ziel, die Eroberung von Palästina, zu erreichen. — Diese süsse Schwärmerey war die Grundlage zur Ritter-Poesie, zum epischen Gesang, zu romantischen Erzählungen. Das älteste historische Gedicht, das in Frankreich etwa um das Jahr 1130 zum Vorschein kam, war die Eroberung der Stadt Jerusalem. — Es wurden in

den Kreuzzügen zwar mehrere tausend Ritter getödtet, aber ihre Zahl wurde durch den diplomatischen oder sogenannten Briefadel bald wieder ersetzt.

4. Die Kreuzzüge beförderten die Macht der Kirche. Die Fürsten mußten, der Kirche zu gefallen, diese gefährlichen Züge unternehmen. Die Päbste schickten ihre Gesandten mit zur Oberaufsicht und Leitung des Ganzen. — Die Kreuzfahrer wurden als Soldaten der Kirche erklärt, und stunden mit ihrer Person und ihren Gütern unter dem Schutze derselben. — Und da diese Kreuzfahrer für Rüstung und andere Bedürfnisse zum heiligen Zug viele liegende Güter verpfänden und veräußern mußten, so adquirirten die Kirchen, bey denen damals das meiste Geld war, einen großen Theil dieser Güter. — Man hat endlich den Kreuzzügen die Vervielfältigung der päbstlichen Legaten, den Ursprung der Weihbischöfe, die noch die Titel von den ehemaligen Kirchen in partibus infidelium führen, und die Entstehung der bischöflichen Vikarien, da die meisten Bischöfe die Kreuzzüge mitmachten, zuzuschreiben.

5. Auch die Macht der weltlichen Fürsten wurde durch die Kreuzzüge vermehrt. Denn da viele von dem Adel zu Grunde giengen, wurden

dadurch viele Kronlehen erlediget, und so die Kronländer erweitert.

6. Durch die Kreuzzüge kam die Freyheit der Städte empor. Bisher wurden sie von dem Landadel tyrannisirt. Da nun die meisten dieser adelichen Ritter in das heilige Land zogen, konnten sich die Städte erholen, eine gemeinsame Bürgerschaft mit verschiedenen Rechten organisiren, Kommunen und Zünfte errichten, und sich einen Geist der Freyheit und Unabhängigkeit mittheilen, der sie gegen fernere Angriffe der kleinern Tyrannen hinreichend sicherte.

7. Die Bauern wurden durch die Kreuzzüge Unterthanen der Kirche, und folglich unabhängig von ihren ehemaligen Herren. Dadurch ward der Grund zur späteren Aufhebung der Leibeigenschaft gelegt.

8. Durch die Kreuzzüge kam der europäische Handel in Aufnahme. Europa erzeugte bisher nur die ersten Bedürfnifse. Die edleren Obstarten und Gemüse, die Gewürze, die Baumwolle, Seide, Edelsteine und Perlen kamen jetzt aus dem Orient. — Man lernte auch orientalischen Seidenwebereyen, die Färbereyen, den Safran, den Alaun, und wahrscheinlich auch den Indigo kennen. — Vorzüglich merkwürdig ist die Verpflanzung des Zuckerrohrs aus der Le-

vante nach dem Occident. Die Kreuzfahrer fanden es am ersten in der Gegend von Tripolis, und pflanzten es schon im Jahre 1148 in Menge in Sicilien an; von dort brachten sie es nach Madera, nach Brasilien und nach Westindien. — Zugleich bildete sich mit dem Handel das Wechselrecht aus u. s. w.

9. Durch die Kreuzzüge wurden vorzüglich die Wissenschaften befördert. Die klassische griechische Litteratur fand den Weg nach Italien. — Die scholastische Philosophie erhielt einige bisher in Europa unbekannte Schriften des Aristoteles. — Es erweiterten sich die geographischen Kenntniſse, und man fieng an, Landkarten theils auf Metallplatten, theils auf Pergamenthäuten zu verfertigen. Man gieng dabey von der damals herrschenden Meynung aus, daſs die Stadt Jerusalem im Mittelpunkt des Erdkreises liege, und darnach bestimmte man die Lage anderer Länder. — Die Kreuzzüge erzeugten auch ihre Geschichtschreiber, z. B. die Werke eines Wilhelm von Tyrus und anderer. Man lernte dabey die Geschichte in der Muttersprache schreiben. So schrieb Ville Harduin vom Falle der Stadt Konstantinopel in französischer Sprache, und Jean Sieur de Joinville, der den König Ludwig den Heiligen auf seinem Zuge begleitete, die be-

rühmte Histoire de Saint Louis IX. So machten die italiänischen Reisenden ihre Reise-Erfahrungen in ihrer Muttersprache bekannt. — Durch die Kreuzzüge vergröſserten sich die chemischen, medicinischen, naturhistorischen Kenntniſse. Es wurden die Quarantaine-Anstalten eingeführt, um dem durch der Kreuzfahrer Lüderlichkeit nach Europa gebrachten Aussatze und anderen unreinen Uebeln dadurch Einhalt zu thun.

Diese sind die guten Folgen, welche Heeren aus den Kreuzzügen herleitet.

Johann Henning Böhmer glaubt, daſs auch die adelichen Wappen ihren Ursprung von den Kreuzzügen haben. Denn ganze Nationen und einzelne Ritter muſsten, um erkannt werden zu können, gewisse Unterscheidungszeichen tragen. Von den Nationen, die bey den Kreuzzügen waren, sagt Andreas Sylvius Marcianensis ad annum 1188 apud Antonium Matthaei in Annal. vet. aevi Tom. I. pag. 16: „Der König in Frankreich und die Seinigen hatten rothe Kreuze, der König in England mit den Seinigen weiſse, der Graf von Flandern grüne, die Schwaben, wozu die Baiern gerechnet wurden, blaue, die Sachsen gelbe.“ Eben so unterschieden sich auch die einzelnen Ritter durch besondere Zeichen, welche Zeichen sodann auf Fahnen gestickt wurden,

und die National- und Geschlechts-Wappen vorstellten. *)

Mathias Schröckh in einer besondern Abhandlung von dem Nutzen der Kreuzzüge gesteht zwar, daſs durch diese Züge Europa recht entvölkert worden sey. „Für sieben Frauen," sagt der heilige Bernhard in seinen Briefen, „war kaum mehr ein Mann zu finden." Und man behauptet nicht zu viel, wenn man annimmt, daſs wenigstens sechs Millionen Menschen ein Opfer geworden, wovon mehr als zwey Millionen, dreyhundert und fünfzigtausend durch das Schwerdt, die übrigen aber durch die Pest und andere Krankheiten umgekommen, oder auch eines natürlichen Todes vor ihrer Rückkehr gestorben sind. Aber eben durch diese Entvölkerung, glaubt Schröckh, sey Europa von dem lüderlichsten Gesindel gereiniget worden, und habe also auf eine gewisse Art mehr dabey gewonnen, als verloren. **)

Ich kann nicht läugnen, daſs die Folgen, welche Heeren, Böhmer und Schröckh von den

*) J. H. Böhmer in Dissert. de varia Jurium innovatione per Expeditionem cruce signatorum. Halae 1740.

**) Mathias Schröckh in Commentat. historica de utilitate expeditionum Cruciatarum. Vitebergae 1776.

Kreuzzügen herleiten, ihre gute Seite haben. Aber eben diese Folgen haben auch ihre schlimme Seite, die man nicht verbergen darf, wenn man unpartheyisch seyn will.

Wahr ist es, dafs die Kreuzfahrer auf ihren Wanderungen verschiedene neue Ansichten und Kenntnifse erhielten. Da sie aber nicht darauf ausgiengen, Kenntnifse zu suchen, blieben sie ohne tiefere Untersuchung bey der Oberfläche stehen. — Und da die wenigsten wieder in ihr Vaterland zurück kamen, so waren auch diese oberflächlichen Kenntnifse für dasselbe verloren. — Einige sahen zwar Europa wieder. Aber sie brachten des Bösen an Geist und Körper so viel mit, dafs man das Gute, so sie gesammelt hatten, kaum bemerken, und noch weniger benützen konnte. —

Ich will zugeben, dafs die Kreuzzüge die Heldenperiode des Christianismus waren. Aber die Helden selbst verbluteten sich. Die heldenmüthigen Söhne giengen sammt ihren Vätern zu Grunde. Nichts als ein trauriges Andenken an ihre grofsen Thaten blieb übrig. — Dieser Heroismus ward auf einer andern Seite dadurch schädlich, dafs bey dieser Gelegenheit die Muhametaner auch Helden wurden, und die Kriegskunst, die sie von Christen erlernt hatten,

späterhin gegen Christen mit aller Grausamkeit ausübten.

Das Ritterthum überhaupt bekam zwar durch die Kreuzzüge eine bessere Gestalt. Aber diese Verbesserung dauerte kaum so lange, als die Kreuzzüge dauerten. Bald verrauchte der gemeinschaftliche Enthusiasmus unter den Rittern, sie arteten schon wieder aus, ehe sie sich ganz gebessert hatten, und wurden oft ihren christlichen Mitbrüdern weit gefährlicher, als die Feinde selbst. Wie verrätherisch behandelten die Tempelritter Kaiser Friedrich den Zweyten? — Wie ungestüm betrugen sich die Johanniter gegen die Patriarchen von Jerusalem? — Wie sehr drückten die Deutschherrn, die übrigens am längsten gut blieben, bey ihrer Zurückkehr die neubekehrten Preussen?

Die Kreuzzüge beförderten die Macht der Kirche, aber gewiſs nicht nach dem Sinn des Evangeliums. Die Kirche nahm zu an Reichthümern, verlor aber sichtbar am Geiste. Die Kirchenzucht kam ganz in Verfall, indem die Seelenhirten ihre Schafe verlieſsen, und sie einstweilen Miethlingen anvertrauten. Es stieg eigentlich nur die Macht der Päbste, aber die Bischöfe sanken, freylich aus eigener Schuld, zu unbedeutenden Schattenbildern herab.

Durch die Kreuzzüge wurden auch die weltlichen Fürsten mächtiger. Sie wurden aber zugleich despotischer. Mit den freyen Rittern, die in Palästina ihr Leben verloren, starb auch der ritterliche Oppositionsgeist ab, bey dem der Fürsten-Despotismus nie recht aufkommen konnte. Der Briefadel ersetzte zwar die Zahl der umgekommenen Ritter, aber nicht ihren freyen Sinn. Der Briefadel war keine selbst erkämpfte Belohnung heldenmüthiger Thaten mehr; er war eine willkührliche Fürstengnade, ein Diplom der Dependenz. Die Folgen lassen sich denken.

Bürger in Städten und Landleute wurden durch die Kreuzzüge dem Schein nach freyer, indem sie das Joch des Adels abschüttelten. Sie kamen aber dafür anfangs unter das Joch der Kirche, und nachmals unter den Zwang der Fürsten. Eine wahre Freyheit erhielten sie nicht. Ihre Fesseln wurden vergoldet, nicht zertrümmert. Man dachte damals noch an Aufhebung der Leibeigenschaft nicht. Diese Wohlthat war erst eine Folge höherer Aufklärung neuerer Zeiten.

Der europäische Handel kam durch die Kreuzzüge empor, aber eigentlich nur so weit, als er die Artikel des Luxus umfaſste. Die Artikel des Bedürfniſses erzeugte Europa selbst. Durch die Artikel des Luxus wurde das Leben in Europa

bequemer und prächtiger, aber deswegen nicht glücklicher. Diese Artikel waren sehr kostspielig, also gröſstentheils zum Genuſs der Reichen. Und da der immer steigende Luxus durch Gewohnheit bald selbst zum Bedürfniſs ward, hatten kaum die Reicheren mehr Geld genug, dieses Bedürfniſs zu befriedigen. Die ärmere Klasse, welche derley Artikel entbehren muſste, hielt sich nun für unglücklich, und wer es mit Gewalt erzwingen wollte, im Luxus zu leben, der muſste schlechte Mittel ergreifen, odar bald wieder mit doppelt schwerer Empfindung in seine vorige Armuth zurückkehren.

Die Wissenschaften und Künste machten in den Kreuzzügen einige Adquisitionen, aber auch meistens nur in Beziehung auf Luxus, oder zur Milderung des eben durch die Kreuzzüge verursachten menschlichen Elendes. An wahre, tiefe Gelehrsamkeit war nicht zu denken. Die kriegerischen Kreuzfahrer hatten weder Zeit, noch Sinn dafür. Und da diese kriegerische Stimmung von 1085 bis 1270, also fast zweyhundert Jahre dauerte, so fällt es in die Augen, daſs der wenige litterarische Gewinn mit dem, was während einer so langen Zeit, besonders in Europa, versäumt worden ist, gar nicht in Vergleichung gebracht werden kann.

Der Ursprung der adelichen Wappen in Europa kann zum Theil von den Kreuzzügen hergeleitet werden. Uebrigens bleibt der Nutzen dieser Erfindung in die sehr engen Schranken der Heraldik eingeschränkt.

Dafs durch die Kreuzzüge Europa von vielem lüderlichen Gesindel gereiniget worden, hat seine Richtigkeit. Es kam aber auch viel lüderliches Gesindel wieder zurück, und brachten Krankheiten und Laster mit sich, die bis daher den Europäern ganz unbekannt waren. Ueberdas giengen doch auch viele gute Menschen, die Blüthe junger Männer, die hoffnungsvollsten Jünglinge in den Kreuzzügen zu Grunde, ein Verlust, der auf keine Weise wieder gut gemacht werden konnte.

Durch diese meine Bemerkungen will ich mehr nicht beweisen, als dafs es noch immer ein Problem sey, ob die Kreuzzüge, wenn man sie nicht allein auf ihrer guten, sondern auch auf ihrer schlimmen Seite betrachtet, mehr Gutes oder mehr Böses gestiftet haben. Ich würde mich auf jeden Fall eher für das Letztere erklären.

Merkwürdig ist, dafs schon im zwölften Jahrhundert Einige die Kreuzzüge aus dem Grunde verwarfen, weil Paulus im ersten Briefe an die Korinther Kap. 10. v. 32. sagt: „Seyd we-

der den Juden, noch den Heiden zum Aergerniſs, auch der Kirche Gottes nicht.“

Aber ein Dominikaner, Moneta, aus dem dreyzehnten Jahrhundert, sprach für die Kreuzzüge, weil Gott im Buche Genesis Kap. 2. v. T. zum Abraham sagte: „Deinem Saamen will ich diese Erde geben.“ Und weil Paulus im Briefe an die Galater Kap. 3. v. 29. die Christen den Saamen Abrahams nennt. *)

ad §. 46.

Von den Tempelherrn.

In Frankreich wurden die Tempelherrn alle an dem Freytage nach dem Feste des heiligen Dionys zur nämlichen Stunde bey Aufgang der Sonne auf königlichen Befehl gefangen genommen. **)

Es sind viele Aussagen gegen sie geschehen, die aber, wenn sie kritisch geprüft werden, nichts beweisen. Man warf ihnen z. B. vor,

*) Gmeiner Hist. eccles. Tom. II. §. 111. pag. 103. Graecii 1803.

**) „Die Veneris post Festum sancti Dionysii tertio Idus Octobris omnes Templarii, quotquot in regno Franciae sunt reperti, quasi sub ejusdem horae momento, illucescente videlicet sole juxta decretum regium subito capiuntur.“
Continuator Guilielmi Nangii ad annum 1307.

dafs sie einen goldenen Kopf angebetet, folglich Abgötterey getrieben haben. Aber dieser Kopf war wahrscheinlich nichts weiter, als ein Reliquienkästchen, bey dem sie ihre Eide nach damaliger Sitte ablegten. *) So ein Kopf ward im Tempelgebäude zu Paris vorgefunden, und am 11. May 1310 der vom Pabste angeordneten Untersuchungs-Commission vorgelegt. Es war ein weiblicher Kopf von vergoldetem Silber. Man fand Knochen darin, die denen eines kleinen Frauenzimmerkopfes glichen. **)

Ein immer unwiderlegliches Zeugnifs für die Unschuld der Tempelherrn bleibt die Aussage ihres Grofsmeisters Johann von Molay, die uns Mariana wörtlich aufbehalten hat. ***) „Ich,“

*) D. Münter, Professor zu Koppenhagen, in einem Aufsatze in Henke's Magazin für Religion, Philosophie, Exegese und Kirchengeschichte. V. Band. Seite 351.

**) Memoiren über die Tempelherrn von Crouvelle, übersetzt von C. Cramer. 1806. S. 411.

***) „Ego extremo vitae tempore, quo utili mendacio locus esse non debet, vera esse nego, et per omnia Numina juro, quae de Templariorum impietate jactata sunt. Ego tamen extremo supplicio dignus, qui Pontifice, Regeque horantibus scelera mentitus sum in Ordinem meum. Quod utinam, o utinam factum non fuisset!“

Mariana lib. 15. de Rebus Hispaniae.

sagte der Groſsmeister, da er schon am Scheiterhaufen stund: „Ich behaupte und schwöre bey allem, was heilig ist, daſs alles, was von der Tempelherrn Gottlosigkeit ausgesprengt worden, nichts wahr sey. Ich verdiene dennoch den Tod, weil ich auf Zudringen des Pabstes und des Königs Laster auf meinen Orden gelogen habe. Wollte Gott, daſs es nicht geschehen wäre!“

Auch andere in den Gefängnisſen gestorbene Ordensbrüder haben auf ihre Seligkeit geschworen, daſs sie und ihr Orden unschuldig seyen, wie das selbst die päbstlichen Commissarien aussagten. *)

„Die eigentlichen Verbrechen der Tempelherrn,“ sagt der französische Geschichtschreiber Mezeray, „waren ihre Reichthümer.“

Dazu kam ein persönlicher Haſs des französischen Königs Philipp des Schönen. Dieser verfälschte die Münzen. Darüber entstand ein Aufruhr, an dem auch die Tempelherrn Theil nahmen. — Sie nahmen auch Theil an der sicilianischen Vesper, und lieferten Pabst Bonifaz dem VIII., der des Königs Feind war, die Geldbeyträge aus, welche dieser Pabst von dem französischen Klerus gefordert hatte.

*) Crouvelle l. cit. S. 394. und 470.

Was dem König die Aufhebung des Tempelherrn Ordens erleichterte, war der Umstand, daſs Pabst Klemens der V. den päbstlichen Stuhl nach Avignon in Frankreich verlegt hatte, und eben dadurch in allen seinen Handlungen abhängig von dem französischen Hofe geworden war.

Einige glauben, die Maltheser hätten durch Denuntiationen bey Pabst Klemens und bey König Philipp zur Aufhebung der Tempelherrn vieles, und zwar aus folgenden Beweggründen beygetragen:

a. Um die schon in Vorschlag gekommene Zusammenschmelzung beyder Orden zu verhindern.

b. Um einen Theil ihrer Güter, wie es auch geschah, zu erhalten.

Der Orden der Tempelherrn dauerte 194 Jahre, nämlich vom Jahre 1118 bis zum Jahre 1312, und hatte im Jahre 1244 bereits neun tausend Besitzungen.

ad §. 47.

Von den Malthesern.

In Baiern wurde der Maltheserorden durch Kurfürst Karl zum Besten des armen Adels eingeführt, und bestund aus einem Groſspriorate, einer Balley, vier und zwanzig Ritter, und vier

Priester - Commenden, die zusammen jährlich 171,000 Gulden reiner Einkünfte abgeworfen haben sollen.

In der päbstlichen Bulle, wodurch die sogenannte englisch-baierische Zunge bestättiget wurde, heiſst es gleich im Eingange: „Quum Nobilitatem Bavaricam ingens servandi Castitatem ardor invaserit.“ Scheint es nicht, als wenn die Römer dem baierischen Adel hätten hier eine Sottise sagen wollen?

Die Maltheser konnten in der Regel kein Testament machen, sondern ihre Verlassenschaft blieb als Spolium dem Schatze zu Maltha. Dieser Schatz zog auch vom Sterbetage eines Kommandeurs bis auf den nächsten ersten May, und von diesem bis auf den letzten April des folgenden Jahres alle Einkünfte der erledigten Commende unter den Namen Mortuarium und Vacant. Aber aus Baiern kam niemals weder eine Erbschaft, noch ein Mortuarium oder Vacant nach Maltha.

Jetzt ist dieser Orden in Baiern für immer aufgehoben. In dem Aufhebungs - Dekrete vom 8. September 1808 heiſst es:

„In der Erwägung, daſs auf der einen Seite der Johanniterorden mit der Auflösung, welche er durch die Ereigniſse der Zeit in seinen wesentlichsten inneren und äuſseren Beziehungen

erlitten, zugleich den eigenthümlichen Zweck seines Fortbestandes verloren hat, und dafs auf der anderen Seite die Erhaltungsmittel, worauf derselbe in Unseren Staaten gegründet war, theils von den Bedürfnifsen des öffentlichen Unterrichts, zu dessen Beförderung sie schon ursprünglich verwendet wurden, theils von andern wichtigen Staatszwecken und Anordnungen in dringenden Anspruch genommen werden, haben Wir beschlossen, nach dem vorausgegangenen Beyspiele mehrerer Staaten, den genannten Orden in Unserm Reiche aufzuheben, und das gesammte Vermögen desselben dergestalt einzuziehen, dafs jedoch den jetzigen Mitgliedern und Genossen des Ordens der Betrag ihres bisherigen Bezuges gesichert bleiben, und dabey zur Sicherstellung der Zwecke, wozu jenes Gesammtvermögen künftig bestimmt ist, dasselbe nicht allein unveräufsert erhalten, sondern auch von dem übrigen Staatsvermögen abgesondert, und als für sich bestehend behandelt werden soll.“

Nro. XXV. „Das gesammte Vermögen des Johanniterordens wird zur künftigen Dotation der baierischen Bisthümer und ihrer Kapitel bestimmt, und was hievon an Gütern und Renten übrig bleibt, wird der Verbesserung des Schulfondes gewidmet.“

Nro. XXVIII. wird der Maltheserorden „das so lange mit Auszeichnung bestandene, durch seine frühere Geschichte ehrwürdige Institut des Johanniterordens“ genannt.

Baierisches Regierungsblatt vom 21. September 1808. 54. Stück. Seite 2157.

ad §. 48.

Von dem Orden der Deutschherrn.

Ich habe in meiner Kirchengeschichte über die Aufnahme eines Kandidaten in den Orden der Deutschherrn eine Stelle aus der Geschichte Preussens von Ludwig von Baczko angeführt. Noch umständlicher wird eine solche Aufnahme in einer Handschrift geschildert, welche im göttingischen historischen Magazin vorkömmt. Ich will das Wichtigste davon ausheben, damit man sich vom Geiste der alten Ritterorden eine Vorstellung machen kann. Es heifst in der Handschrift:

„Der Ordens-Kandidat mufs sich vor der Aufnahme über folgende Punkte erklären:

1. Soll er von alt-adelich rittermäfsigem Stamme ehelich geboren seyn, diesen Stamm mit acht Ahnen vom Vater und acht Ahnen von der Mutter, alle deutschen Geblütes, probiren, mithin ein wahrer Rittergenosse seyn.

2. Soll er von Gliedmafsen gerade, ohne

allen Leibesmangel und ohne heimliches Siechthum seyn.

3. Kann er zwar auch anderen höchsten Herrschaften seine Dienste widmen, jedoch dem heiligen Orden principaliter verpflichtet bleiben, und demselben auf Verlangen seine Dienste nie versagen, noch solchen Diensten sich unterziehen, die mit des Ordens Pflichten nicht vereinbarlich wären.

4. Die Aufnahme in den Orden soll geschehen ohne Bedrängniſs der Eltern und aus freyem Willen.

5. Nicht vor dem vier und zwanzigsten, und nicht nach dem fünfzigsten Jahre des Alters.

6. Ohne Schulden, ohne schwere Rechnungen und ohne Bürgschaft des Kandidaten.

7. Soll der Kandidat so viel im Vermögen haben, daſs er die gewöhnlichen Statuten-Gelder, ein rüstmäſsiges Pferd, und einen ganzen Kürras in den Orden bringe.

8. Soll er sich keines vorsätzlichen Todschlages, oder gefährlichen Feindschaft bewuſst seyn.

9. Soll er erklären, den Ordens-Statuten gemäſs zu leben.

10. Lebenslänglich in dem Orden zu verbleiben, und nie auszutreten.

11. Ist er schuldig, auf Befehl seiner Obern das heilige Land, auch andere dem Orden zugehörige Länder zu beschützen, die Heimlichkeiten des Meisters und des Kapitels Niemanden zu offenbaren, auch den Siechen zu dienen.

Nach erfolgter Erklärung knieet der Kandidat nieder, und bittet mit folgenden Worten den Hochmeister und das Kapitel:

„Ich bitte um Gottes, und Mariä der heiligsten Mutter Gottes, auch um meiner Seelenheil willen, Sie wollen mich in den löblichen deutschen Ritterorden auf- und annehmen.“

Darauf spricht der Hochmeister:

„Wir und gegenwärtige Herrn Kapitularen haben eure Bitte erhört. Doch verspricht euch der Orden weiter nichts, als Wasser, Brod und demüthige Kleidung. Wird euch etwas Besseres, so habt ihr Gott, seiner lieben Mutter und dem löblichen Orden demüthig darum zu danken.“

Dann legt der Kandidat die Gelübde ab:

„Ich N. N. verheiſse und gelobe Keuschheit meines Leibes, und ohne Eigenthum zu seyn, auch Gehorsam Gott und Marien, und euch, Meister des deutschen Hauses, und euern Nachkommen nach der Regel und Gewohnheit des deutschen Hauses und Hospitals zu Jerusalem, daſs ich gehorsam will seyn bis in den Tod.“

Hierauf folgt die Meſs und der Ritterschlag. Göttingisches historisches Magazin von Meiners und Spittler. VI. Bandes 3. Stück. S. 513. Hannover 1790.

ad §. 51. a.

Behandlung der Neger in Amerika.

Wie noch in den neueren Zeiten die Neger, die aus Afrika nach Amerika kommen, behandelt werden, erzählt Sir Joann Sloane in seiner Geschichte von Jamaika. „Für bloſse Versäumniſs der Arbeit," sagt er, „wird der Rücken der Sklaven bis aufs Blut gepeitscht, mit Pfeffer und Salz gerieben, wohl auch mit siedendem Wachs beträufelt. Vergeht er sich gegen seinen Aufseher, so wird er geviertheilt, und beym geringsten Schein eines Aufruhrs verbrannt, oder lebendig aufgehangen, um an der heiſsen Sonne langsam zu verschmachten. Die bloſse Angabe eines Weiſsen reicht zu einem Todesurtheil hin, das gleich vollzogen wird, sō daſs in ein Paar Stunden Anklage, Prozeſs, Urtheil und Exekution vorbey sind. Alle sechszehn Jahre stirbt die ganze Anzahl der Negersklaven in Amerika aus, und wird aus Afrika wieder erneuert."

Sonst giengen gewöhnlich schon bey der Einschiffung und Ueberschiffung aus Afrika nach

Amerika sehr viele Neger wegen des engen Raumes und daraus entstandener verdorbener Luft zu Grunde. Aber in neueren Zeiten hat man die Luft durch mehrere an den Schiffen angebrachte Ventilatoren gereinigt. *) — Doch diese Fürsorge geschieht nicht aus Menschenliebe, sondern aus Wucher der amerikanischen Kaufleute, die sonst wieder andere Neger kaufen müſsten.

ad §. 51. b.

Noch Etwas über die Entdeckung von Amerika.

Die Reise des Kolumbus und seiner Gefährten war, wie ich in meiner Kirchengeschichte sagte, gefahrvoll. Sie waren schon einige Monate auf dem Meere, und fanden kein Land. Das schrecklichste Uebel war der einreiſsende Hunger. Schon dreyzehn Tage hatte das Schiffsvolk keine ordentliche Nahrung mehr. Die Verzweiflung lag auf den Gesichtern der Hungernden, und Kolumbus war am ersten in der Gefahr, ihrer Wuth zum Opfer zu werden. Da machte der Barbier, der mit auf Kolumbus Schiffe war, obwohl er als der Fetteste am meisten dabey zu fürchten

*) Götting. Hist. Magazin. VI. Band. 4. St. Nro. 2. Seite 645.

hatte, den Vorschlag, man müfste loosen, und der die höchsten Augen würfe, sollte geschlachtet werden. Er selbst machte wirklich den höchsten Wurf, und nur dadurch rettete er sein Leben, dafs er, um Zeit zu gewinnen, sagte: „er habe erst eine giftige Krankheit gehabt, und er würde mit diesem Gift alle, die etwas von seinem Fleische geniefsen würden, anstecken. Während dem er das vortrug, schrie die Schildwache auf dem Mastkorbe: „Land! Land!“ und nun war er und Kolumbus gerettet.

ad §. 52.

Ursprung der Zigeuner.

Mosheim hält zwar die Zigeuner für Abkömmlinge von Ketzern des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts, weil sie gleiche Grundsätze mit denselben äufsern, und weil sie sich vorzüglich in Ungarn aufhalten, wohin auch die Ketzer des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts ihre Zuflucht genommen haben. Diese Meynung scheint sich aber dadurch zu widerlegen, dafs vor dem fünfzehnten Jahrhundert noch in ganz Europa kein Zigeuner bekannt war. — Die Zigeuner selbst geben sich ursprünglich für Egyptier

*) Möser's patriotische Phantasien. II, Th. S. 242.

aus. Viele nahmen diese Aussage für Wahrheit an, welche sie aber mit keinem Beweise bestättigen konnten. — Andere bezweifelten dieselbe, und unter diese gehört Fugger im östreichischen Ehrenspiegel, der von den Zigeunern folgende merkwürdige Erzählung macht: *)

„Um das Jahr 1422 liefsen sich in Deutschland erstlich sehen die Zigeuner, ein wildes, schwarzes und ungestaltes Volk, deren man jedoch in unterschiedlichen Haufen, wie Crusius schreibt, bey 14,000 gezählt. Sie hatten einen Obristen, der sich Herzog Michael von Egypten nannte, wiesen auch Pafsbriefe auf vom Pabst und römischen Kaiser, daher man sie, wiewohl mit Furcht und Unwillen der Landleute, dulden und ziehen lassen mufste. Zwar hielten sie sich tugendlich, trugen arme Kleider, aber viel Geldes bey sich, so sie, wie sie sagten, von Hause mitgebracht, und bezahlten ihre Zehrung redlich, wo sie lagen. Sie gaben vor, ihr Ursprung wäre von jenen Egyptern, welche dem Kindlein Jesu und seiner Mutter auf der Flucht vor Herodes die Herberge versagt. Zur Strafe müfsten sie nun im Elend Jahre lang herum ziehen und

*) In Westenrieders historischem Kalender für das Jahr 1798.

büſsen; wie dann diese nach sieben Jahren wieder nach Haus gezogen. Ob es Wahrheit oder Betrug gewesen, ist ungewiſs.“

Grellmann in seinem historischen Versuche über die Zigeuner leitet ihren Ursprung mit vieler Wahrscheinlichkeit aus Ostindien her. Er gründet sich vorzüglich in einer Nachricht, die sich in den Wiener-Anzeigen befindet, und von einem Hauptmann, Szekely von Doba kömmt. „Im Jahre 1763, den 6. November,“ sagt der Hauptmann, „besuchte mich ein Buchdrucker, Namens Stephan Szathmar Nemethi. Dieser erzählte mir, aus dem Munde eines reformirten Predigers, Stephan Vali, Folgendes gehört zu haben: Als Vali auf der hohen Schule zu Leiden studirte, sey er mit drey malabarischen jungen Leuten bekannt geworden. Er bemerkte aus ihrem Umgange, daſs ihre Muttersprache mit der Sprache unserer Zigeuner recht viele Aehnlichkeit habe. Daher habe er mehr als tausend Wörter nebst ihrer Bedeutung sich aufgezeichnet. Dabey hätten ihn diese drey Jünglinge versichert, daſs sich auf ihrer Insel eine Provinz, Czigania genannt (die man aber auf der Karte vergeblich sucht), wirklich befinde. Nachdem nun Vali von den Universitäten wieder nach Hause gekommen, habe er sich über die Bedeutung der mitgebrach-

ten malabarischen Wörter bey den Zigeunern zu Rab erkundiget, und diese hätten ihm jedes Wort ohne Mühe und Anstofs zu dollmetschen gesucht.“

Den Beweis aus dieser Nachricht unterstützt Grellmann mit den Zeugnifsen der berühmten Männer Büttner, Rüdiger, Pallas, welche ebenfalls zwischen der Sprache der Indier und jener der Zigeuner eine Aehnlichkeit bemerkt haben, und er zeigt diese Aehnlichkeit selbst in verschiedenen, aus beyden genommenen Wörtern. — Grellmann findet ferner, dafs die Zigeuner in ihrer Leibesgestalt, in ihrer Lebensart, in ihren Gebräuchen, in der Kunst, aus den Händen wahr zu sagen, die wir Chiromantie nennen, in der Liebe zum Branntwein, in der Unreinlichkeit u. s. w. mit der niedrigsten Klasse der Indianer, den sogenannten Suders oder Pareier übereinstimmen. Von diesen Suders mufsten nun wahrscheinlich im Jahre 1408 und im Jahre 1409, als Timur, der Anführer der Mongolen, Indien eroberte, sehr viele auswandern, um der Grausamkeit des Siegers zu entgehen, und hiemit zerstreuten sie sich in verschiedene Länder. *)

*) H. M. G. Grellmann historischer Versuch über die Zigeuner. II. Auflage. Göttingen 1787.

ad §. 54.

Von Johann Hufs.

Warum dem Johann Hufs der Satz Wiklefs, dafs die Begräbnifse in Städten eine Geburt des Stolzes seyen, vorzüglich mifsfiel, davon giebt Schröckh den wahrscheinlichsten Grund an, weil nämlich Hufs selbst einige Zeit Pfarrer in der Kirche zu Bethlehem war. Diese Kirche hatten ein königlicher Rath und ein Kaufmann in der Absicht gestiftet, damit jene Einwohner von Prag, welche nur böhmisch verstunden, das göttliche Wort in ihrer Landessprache hören konnten. *)

Ein schöner Zug in Hufsens Charakter ist, den l'Enfant aus Hufsens zwey und dreyfsigstem Briefe beybringt. Es sagte ein Doctor der Theologie zu Hufs: „Wenn eine Kirchenversammlung behaupten würde, du hättest nur ein Auge, ungeachtet du zwey hast, so würdest du verbunden seyn, ihr Recht zu geben.“ — „Und ich,“ antwortete Hufs, „würde, so lange mir Gott meine Vernunft erhält, das nicht sagen, und wenn es die ganze Welt wollte, weil ich es nicht sagen könnte, ohne mein Gewissen zu verletzen.“ **)

*) Schröckhs Kirchengeschichte. IV. Theil. S. 576.

*) l'Enfant Rist. du Concil de Const. pag. 283.

Von Husſens Verdammung und Tod führt Ulrich Reichenthal in seiner Geschichte der Kirchenversammlung von Kostnitz, als ein Augenzeuge, noch folgende merkwürdige Umstände an: „Sie wuschen ihm seine Charakteres ab, da macht er ein Gespött daraus. Da nun das vollbracht war, empfahlen sie ihn den weltlichen Rechten, und baten unsern Herrn, den König, und das weltliche Recht, daſs man ihn nicht tödten sollt, und ihn sonst behielt, und ihm einen ewigen Kerker gebe. *) Da sprach der König zu Herzog Ludwigen, Pfalzgrafen bey Rhein: „Lieber Ohem! so nehmet ihn an an unser statt, und thut ihm als einem Ketzer.“ Als Huſt gefragt wurde, ob er beichten wollte? Da sprach er: „Recht gern.“ Da sagte ihm nun Ulrich Schorand, Kaplan zu Sanct Stephan: „Wollt Ihr abtreten des Unglaubens und der Ketzerey, so will ich Euch gern zur Beicht hören.“ Da sprach Huſs: „Es ist nicht nothdürftig, denn ich bin kein Todsünder.“ — Huſs wollte sich also nie als Ketzer bekennen, nie widerrufen.

„Da er allerdings verbronnen war, war

*) Diese Bitte war bloſse Formalität, indem die Väter von Kostnitz ja wuſsten, daſs zu Huſsens Verbrennung auſser der Stadt schon der Scheiterhaufen bereitet sey.

dennoch die papierne Infel in dem Feuer ganz und nicht verbronnen. Da zerstiefs sie der Nachrichter, da verbrann sie erst auch. Und ward der allerböseste Geschmack, den man schmecken mocht. Dann der Kardinal Pankratius hatte ein grofses altes Maulthier, das ihm starb vor Alter, und an der Statt, da der Hufs verbrennet ward, war das Maulthier vorhin begraben, und in der Erde gelassen: von der Hitze wegen des Feuers thät sich das Erdreich auf, dafs der böse Geschmack heraus kam. — Darnach führt man die Aschen, und das Gebein, und was noch nicht verbrennet war, ganz und gar in den Rhein."*)

Dafs Hufs keiner Ketzerey im strengen Sinne beschuldiget werden konnte, behauptet Dominikus Mansi in seinen Noten zur Kirchengeschichte des Alexander Natalis, wo er sagt: „Einige unerfahrene katholische Zeloten haben dem Johann Hufs unverdienter Weise ketzerische Lehrsätze zugeschrieben. Derley Lehrsätze haben erst im Jahre 1420, nach Hufsens Tode, durch die Taboriten ihren Anfang genommen. Alexander Natalis hat also Recht, da er glaubt, Hufs habe mit Letztern nichts oder fast nichts gemein ge-

*) Bey van der Hardt in Actis Concilii Constantiens. Tom. IV. pag. 448.

habt. Uebrigens läugne ich nicht, daſs er Gelegenheit, ihn für verdächtig zu halten, gegeben habe. *)

Nicht für so unschuldig hält den Huſs Kochlaeus, der in seiner Huſsitengeschichte Seite 19. folgende höchst intolerante Ausdrücke braucht: „Ich behaupte, daſs Johann Huſs gottlos und in alle Ewigkeit armselig sey, so daſs am jüngsten Tage nicht allein die unglaubigen Heiden, die Türken, die Tartarn und Juden, sondern auch die lasterhaftesten Sodomiten, die unreinsten Töchter-, Schwestern- und Mütter-Schänder, die unmenschlichsten Vater- und Bruder-Mörder ein leichteres Gericht, als er, haben werden.“ **)

Huſsens Wahrsagung: „Heute bratet ihr eine Gans; nach hundert Jahren wird ein Schwan kommen, den ihr nicht werdet tödten können,“ kömmt in keinem Schriftsteller vor Luther vor, ist also wahrscheinlich eine Erfindung der Reformatoren.

Auffallend ist es, daſs die Kirchenversammlung von Kostnitz gegen Huſs so streng war, da sie eine andere weit gefährlichere Lehre bey-

*) In Hist. eccles. Alexandri Natalis. Edit. Mogunt. in 4. 1789. Tom. XVII. pag. 605. in Not.

**) Bey Wilhelm Seyfried in Comment. de Hussi vita, fatis et scriptis. Hilperhusae 1743. pag. 254 et 255.

nahe ungeahndet durchliefs. Es hatte nämlich Johann, Herzog von Burgund, im Jahre 1403 den Herzog von Orleans und einzigen Bruder des Königs Karl des sechsten, Ludwig, durch Meuchelmörder umbringen lassen. Diesen Meuchelmord, und überhaupt jeden Tyrannenmord vertheidigte ein Franziskaner, Jean Petit, in einer öffentlichen Rede, in der er sagte: „Obwohl meine Behauptung ohnehin klar genug ist, so will ich sie doch zu Ehren der zwölf Apostel mit zwölf Beweisgründen unterstützen." Es wurde über diese Rede von den Vätern der Kirchenversammlung zwar eine Untersuchung angestellt, und der Satz, dafs ein Tyrann von Jedermann umgebracht werden könne, wurde im Allgemeinen verdammt, aber weder von dem Namen des Jean Petit, noch von seiner Rede geschah dabey eine Meldung. Daher verlangte Gerson im Namen des Königs von Frankreich, dafs nicht nur allein die gefährliche Lehre vom Tyrannenmord im Allgemeinen, sondern auch der Vertheidiger derselben, Jean Petit, sammt seiner Rede von der Kirchenversammlung öffentlich verdammt werden sollte. Allein der Herzog von Burgund hatte bereits einige Kardinäle bestochen, und die Franziskaner nahmen sich um ihren Mitbruder an, und so unterblieb die von Gerson im Namen

des Königs verlangte Verdammung. *) — Gerson gieng hierauf theils aus Verdruſs, theils aus Furcht vor dem Herzog von Burgund nicht gleich nach Frankreich zurück, sondern hielt sich ein Jahr lang zu Rottenburg in Baiern auf.

ad §. 55.

Von dem Inquisitionsgericht.

Das Verfahren dieses Gerichtshofes war wirklich ganz einzig in seiner Art. — Wenn ein der Ketzerey Beschuldigter der Flamme entgehen wollte, muſste er, wenn er auch unschuldig war, bekennen, er sey ein Ketzer. Viele wollten lieber sterben, als so lügen. Aber auch Viele wollten lieber lügen, als sich verbrennen lassen. — Wer sich nun zu einer Ketzerey bekannt hatte, sollte auch seinen Verführer und seine Mitschuldigen angeben. Da geschah es oft, daſs so ein Mensch antwortete: „Ich weiſs Niemand. Sagt mir die Namen derer, die euch verdächtig sind.“ Und wenn die Inquisitoren einige nannten, so antwortete der Angeklagte: „Ja, diese sind es, diese sind so schuldig, als ich.“ Er gab also,

*) Reflexionen eines Italieners über die Kirche. Freiburg 1768. S. 98.
Fleury Hist. eccles. Edit. latin. Tom. XXVI. pag. 418.

um der Strafe zu entgehen, nicht diejenigen als schuldig an, die wirklich schuldig waren, sondern nur diejenigen, die man ihm vorher genannt hatte. — Wer auf diese Weise sich und andere der Ketzerey schuldig erklärt hatte, mufste dieselbe, bekleidet mit einem San-Benito, einem Kleide, das vorwärts und rückwärts mit einem Andreaskreuz bezeichnet war, abschwören, und dann in dieser Kleidung einige Tage vor der Kirchenthür mit einer grünen brennenden Kerze stehen, manchmal der Hinrichtung anderer Inquisiten zuschauen, auch oft in einen ewigen Kerker wandern. Gröfstentheils aber wurden sie doch entlassen, nachdem sie vorher den Eid des ewigen Stillschweigens abgelegt hatten. — Indessen blieben auch die Entlassenen doch infam, und hiemit von allen öffentlichen Bedienungen und Kirchendiensten ausgeschlossen. Sie konnten keine Procuratoren, Pächter, Apotheker, Specereyhändler, Aerzte, Wundärzte, Bader, noch Mäckler seyn. Sie durften kein Gold an ihrer Kleidung, kein Silber, Korallen, Perlen, Edelsteine, Seide, Chamelot tragen, auch nicht reiten, und keine Waffen führen, so lange sie lebten, bey Strafe der rückgefallenen Ketzer.

Welche die angeschuldigte Ketzerey nicht eingestehen, oder die eingestandene nicht ab-

schwören wollten, oder zum zweytenmal einer Ketzerey beschuldiget worden, wurden zum Feuer verdammt, und so eine Verbrennung wurde Auto-da Fe (Actus Fidei) genannt, wobey der Schuldige mit einer Sammatra oder Dalmatik, die mit Flammen und Teufeln bemalt war, bekleidet, und mit einer papiernen Mütze, worauf sein Verbrechen geschrieben stund, zum Tode geführt wurde.

Um das willkürliche und ungerechte Verfahren des Inquisitionsgerichtes noch anschaulicher zu machen, will ich einige Beyspiele anführen. — Unter König Philipp dem II. wurde in Spanien ein Jüngling, der ein Mädchen liebte, von seinem Mitbuhler als Ketzer angegeben. Da er nichts eingestund, weil er sich nur der Liebe, aber keiner Ketzerey schuldig wufste, wurde er doch, aber mit dem Troste verbrannt: „wenn er unschuldig wäre, könnte er nun als Märtyrer sterben." — Einigen Mohren ward das Leben versprochen, wenn sie Christen würden. Aber nachher verbrannte man sie doch, mit dem Beysatze: „man habe ihnen nur das ewige Leben und die Befreyung vom ewigen Tode versprochen." — Eben dieser Philipp der II. führte die Inquisition auch in Mexiko und Peru, und im Jahre 1571 sogar auf seinen Schiff-Flotten

ein. — Als er nach Kaiser Karl des V. Tod König in Spanien wurde, feyerte er seinen Einzug zu Valladolid mit einem Auto-da-Fe. — König Philipp der III. mufste, weil er gegen Inquisiten, die man zum Feuer führte, und die er für unschuldig hielt, Mitleiden bezeigt hatte, drey Unzen Blut aus der Ader lassen, die dann der Henker in die Flammen gofs. *)

*) Dieses Factum könnte unglaublich scheinen, wenn nicht Philipps äufserst schwacher Charakter eine bekannte Sache wäre. Nur einen einzigen Beweis will ich anführen; Als er an einem kalten Tage im Kabinet arbeitete, stellte man eine grofse Kohlenpfanne in das Zimmer, und zwar so nahe, dafs ihm die Glut in das Gesicht schlug. Der Schweifs tröpfelte ihm über das Gesicht, als wenn man ihn mit Wasser begossen hätte. Aber er war zu gutmüthig, oder vielmehr zu schwach, sich darüber zu beklagen, oder Verweise auszutheilen. Was man that, war ihm recht. Als der Marquis von Poba merkte, dafs der König von der Glut litt, so gab er dem Herzog von Alba, des Königs Kammerjunker, Nachricht davon, damit er das Kohlenfeuer sollte wegschaffen lassen. Dieser aber sagte, es sey das nicht sein Amt. Man müsse sich an den Herzog von Uzeda wenden, der aber eben auf dem Lande war, und ehe er ankam, war der König fast in Schweifs zerflossen. In der folgenden Nacht verursachte dem König sein erhitztes Blut ein heftiges Fieber mit einem starken Rothlauf.

Erst im Jahre 1782 ward zu Sevilla ein Mädchen wegen Verdacht, sie habe den Teufel zum Liebhaber, verbrannt. Und damit ihre jugendlichen Reize kein Mitleiden erregen konnten, wurde ihr vor der Exekution die Nase abgeschnitten. — Die Inquisition mordete von ihrem Anfange bis zum Jahre 1740 eine Million, zweyhundert sechs und sechzig tausend, zweyhundert vierzig Menschen, um die christliche Religion, welche Menschenliebe predigt, aufrecht zu erhalten.

Zum Beschlufse über diesen Gegenstand will ich den Abschwörungs - Eid anführen, welchen der berühmte Galilaeus Galilaei als ein siebenzigjähriger Greis zu Rom vor dem Inquisitionsgerichte ablegen mufste: „Ich Galilaeus Galilaei schwöre, vor der heiligen Inquisition auf den Knieen liegend, und die heiligen Evangelien vor Augen habend, dafs ich allezeit geglaubt habe, auch noch glaube, und mit Gottes Hülfe stets glauben werde alles das, was die heilige römische Kirche prediget und lehret. Daher verschwöre, vermaledeye und verabscheue ich, dafs ich dafür gehalten und geglaubt habe, die Sonne sey der

Die Entzündung schlug in einen Friesel aus, und der König starb.

Deutsches Museum. November 1785. S. 425.

Mittelpunkt der Welt, und sie sey unbeweglich, die Erde hingegen sey nicht der Mittelpunkt der Welt, und sie sey beweglich.“ *)

Zu den in meiner Kirchengeschichte angeführten Schriften über Inquisition gehört noch vorzüglich Philippi Limborchi Historia Inquisitionis.

Es kann auch mit Nutzen gelesen werden Büschings Magazin. V. Theil. Nro. 3.

ad §. 56.

Noch einige Beyspiele von Verfolgung der Juden.

Schon am Ende des eilften Jahrhunderts, bey Anfang der Kreuzzüge, wurden die Juden in mehreren Städten Deutschlands, vorzüglich zu Maynz und Köln, unvermuthet überfallen, und gegen zwölf tausend gemordet. — Die Juden zu Speyer suchten und fanden Schutz bey Bischof Johann, der sogar einige Christen, welche Judenmörder waren, enthaupten liefs. Aber er that dies, weil er, wie der gleichzeitige Geschicht-

*) Idcirco corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor, quod tenuerim et crediderim, Solem esse centrum Mundi et immobilem, et Terram non esse centrum et moveri.“

Journal von und für Deutschland. 1788. V. St. Seite 392.

schreiber Bertold beym Jahr 1096 bezeugt, von den Juden bestochen war. — Zu Trier wurden einige Juden Christen, um dem Tode zu entgehen. Doch da die Gefahr vorbey war, fielen sie wieder ab. — Andere, selbst Weiber, mordeten vorher ihre Kinder, und stürzten sich dann, mit einem grofsen Stein in der Schürze, in das Wasser, um desto sicherer zu ertrinken. — Zu Worms suchten die Juden Hülfe bey dem Bischof, der ihnen auch Hülfe zusicherte, aber nur unter der Bedingung, wenn sie sich taufen lassen würden. Die Juden baten um Erlaubnifs, eine so wichtige Sache in einem abgesonderten Zimmer überlegen zu dürfen. Sie giengen, kamen aber nicht mehr zurück. Man eröffnete das Zimmer, und fand sie alle, von eigener Hand ermordet, in ihrem Blute liegen. *)

Im Jahre 1290 sagte man, eine Frau zu München habe den Juden ein kleines Kind verkauft, welches diese mit Nadelstichen getödtet haben sollen. Auf diese Sage, und ohne weitere Untersuchung, wurden die Juden von den Bürgern überall zum Tode aufgesucht. Sie retirirten sich in ihre Synagoge. Aber diese wurde ange-

*) Fleury Hist. eccles. lib. 64. §. 41. Tom. XV. Edit. lat. pag. 906.

zündet, und 180 Juden wurden verbrannt. Herzog Ludwig der Strenge, der damals in München war, konnte sie vor der Wuth des Pöbels nicht retten. *)

Wenn ein Jude mit einem christlichen Frauenzimmer Unkeuschheit trieb, wurde er viel schärfer gestraft, als ein Christ darüber bestraft worden wäre. In Elencho Walpodorum urbis Moguntinae in Gudeni Cod. diplomat. Tom. II. pag. 499. heifst es: „Wann ein Walpot einen Juden bey einer Christenfrauen oder Magd gefunden, mag er sie beyde fest halten: Da soll man dem Juden sein Ding abschneiden und ein Aug ausstechen, und die Frau oder Magd mit Ruthen ausjagen, oder sie mögen um eine Summe darum dingen.“ **)

Unter Karl dem Grofsen wurden die Juden in Frankreich beschuldigt, die Sarazenen nach Languedoc gerufen zu haben. Karl liefs hierauf die Vorsteher der Synagogen umbringen, und befahl, dafs man allen zu Toulouse wohnenden Juden dreymal jährlich am Thor der Hauptkirche eine Ohrfeige geben sollte. — Unter Karl dem

*) Finsterwald in der erläuterten Germania. Lib. 4. cap. 1. Hist. Bav. S. 906.

**) J. H. Christian v. Selchow, Geschichte der Rechte. Vierte Aufl. Göttingen 1790. S. 371.

Kahlen empfieng nur ein Abgeordneter diese Ohrfeige im Namen der übrigen Juden. — Endlich hörte diese Gewohnheit in Languedoc auf. — Sie mufsten auch in Frankreich, um kennbar zu seyn, lange Zeit einen gelben Fleck auf die Brust heften. — Philipp der Kühne zwang sie, ein Horn auf dem Kopfe zu tragen. — Es war ihnen verboten, sich in der Seine zu baden. — Wenn man sie an den Galgen hieng, geschah es zwischen zwey Hunden. — Endlich jagte sie König Karl der VII. im Jahre 1394 gar aus dem Reiche. *)

Ein eben so trauriges Schicksal hatten die Juden in England. König Heinrich der III. verkaufte die Juden auf einige Jahre an seinen Bruder, den Grafen Richard, der denselben, sagt Matthäus Paris, „das Eingeweid aus dem Leibe reifsen sollte, da ihnen der König schon vorher die Haut abgezogen hatte.“ **) — Der König Johann ohne Land, wie eben dieser Matthäus Paris erzählt, forderte von den Juden mit vieler

*) Philosophie der Natur. Aus dem Französischen. I. Bd. Frankf. u. Leipz. 1773. S. 290.

**) „Henricus III. Rex Angliae vendidit Judaeos per aliquot annos comiti Richardo fratri suo, ut, quos Rex excoriaverat, comes evisceraret.“
Matthaeus Paris ad annum 1255.

Grausamkeit Geld. Johann von Bristol, ein Hauptjud, liefs sich, ohne etwas zu zahlen, ganz mit Wunden bedecken. Der Tyrann, erstaunt über diese Standhaftigkeit, liefs ihn losbinden, und befahl, ihm alle Tage einen Zahn auszureifsen, bis er die verlangte Summe bezahlt haben würde. Der Hebräer liefs sich geduldig sieben Zähne ausreifsen. Bey dem achten aber bezahlte er.*) — Als unter dem König Eduard die Pest und Hungersnoth in England wütheten, gab man den Juden die Schuld, und Eduard liefs alle Juden, die nicht Christen werden wollten, erschlagen, und ihre Leiber in das Meer werfen. Er liefs dabey an dem Ufer zwey Zelten aufschlagen. Auf dem einen war ein Kreuz, auf dem andern stund Moses mit dem Pentateuchus in der Hand. Diejenigen, welche zur Religion der Christen übertreten wollten, wurden in das erste Zelt geführt. Die andern, welche bey ihrer alten Religion blieben, führte man in das Zelt des Moses, wo sie ihren Tod fanden. **)

ad §. 57. a.

Vom Jubiläums-Ablasse.

In der Bulle, worin Pabst Bonifaz der VIII. zum erstenmal den Jubiläums-Ablafs verkündigte,

*) Matthaeus Paris ad annum 1210.

**) Philosophie der Natur. S. 289.

heifst es: „Es ist eine zuverläfsige Aussage der Alten, dafs denen, welche die ehrwürdige Kirche des Apostelfürsten in der Stadt Rom besuchten, grofse Verzeihungen und Ablässe der Sünden ertheilt worden seyen.“ *) — Und wirklich, da man im Jahre 1299, Nachts um 12 Uhr, zur Christmetten läutete, drängte sich eine grofse Volksmenge in die Peterskirche, und rief laut: „Jubiläum! Jubiläum!“ Der Pabst verkündigte daher auch ein Jubiläum, aber erst auf den ersten März 1300, damit Leute von fremden Ländern dabey eintreffen konnten.

Pabst Bonifaz der IX. dehnte diesen Ablafs auch auf diejenigen aus, die nicht persönlich nach Rom kommen konnten, und sammelte dadurch noch mehr Geld, als seine Vorfahrer. Er war dabey so geizig, dafs er aus diesem grofsen Schatze die zu Rom an der Pest krank liegenden Fremden mit keinem Heller unterstützte. **)

*) „Antiquorum habet fida relatio, quod accedentibus ad venerabilem Basilicam Principis Apostolorum de urbe concessae sint remissiones magnae et indulgentiae peccatorum.“

In Extravagantibus commun. Tit. IX. de Poenit. et Remiss. cap. 1.

**) „Neque tamen e Thesauro suo depromisit quidquam ut juvaret exteros, qui Romae haerebant aegri.

Fleury Hist eccles. Tom. XXIV. Edit. latin. pag. 555.

Unter Klemens dem VI. im Jahre 1350 waren öfters mehr als eine Million Wallfahrter in Rom, obwohl sich damals der Pabst selbst nicht zu Rom, sondern zu Avignon in Frankreich aufhielt. — Zur Erndtezeit war die Zahl der Fremdlinge am geringsten, und belief sich doch immer wenigstens auf zweymal hundert tausend. Gewöhnlich wurden bey diesem Volksdrang, besonders an Sonn- und Festtagen, an welchen das sogenannte, mit dem Bildnifs Jesu bezeichnete Schweifstuch der vermeintlichen heiligen Veronika vorgezeigt wurde, zehn bis zwölf Menschen erdrückt. Die Römer betrugen sich bey diesem grofsen Volkszulauf so wucherisch, dafs sie die Lebensmittel um den theuersten Preis verkauften. Viele fremde Wallfahrter konnten daher die bestimmte Bufszeit in Rom nicht aushalten, und der römische Statthalter, Kardinal Hannibal, fand sich gezwungen, denselben die Bufs-Stationen abzukürzen, damit sie früher nach Hause reisen könnten. Die Römer wurden darüber so aufgebracht, dafs sie Pfeile in sein Haus schossen, seine Bedienten beschimpften, und als er deswegen Rom verliefs, ihn auf der Reise sammt vielen der Seinigen vergiften liefsen. *)

*) Fleury Hist. eccl. Tom. XXIII. Edit. latin. pag. 631.

Joannes Rubeus, ein Benedictiner, im Leben Pabst Bonifaz des VIII. Rom 1651. findet das Jubiläum, ungeachtet der dabey schon vorgefallenen Mifsbräuche, doch lobenswürdig, und zwar aus dem Grunde, „weil dadurch gezeigt wird, dafs gleichsam die ganze Welt römisch sey, und sich wie eine grofse Familie unter einem gemeinschaftlichen Vater vereinige." Doch diese Vereinigung, glaube ich, läfst sich wohl auf eine andere, als eine so kostspielige Weise zeigen.

ad §. 57. b.

Vom Portiuncula-Ablasse.

Dieser Ablafs ist noch immer im Gange, weil Viele glauben, dafs er sowohl seines Ursprunges wegen, als in seinen Wirkungen viele Auszeichnungen vor andern Ablässen habe. — Was seinen Ursprung betrifft, berufen sich die Freunde dieses Ablasses gewöhnlich auf das Zeugnifs des Bartholomäus Albici, eines Franziskaners von Pisa, welcher im Jahre 1510 zu Mailand ein Buch vom Portiuncula-Ablasse heraus gab, worin er sagt: „Im October des Jahres 1221 rief ein Engel den heiligen Franz, da er bey Nacht betete, in die Kirche Portiuncula. Dort trug ihm Christus in Gegenwart Mariä und vieler Engel eine Gnade an. Franz verlangte, dafs alle

die in dieser Kirche beichten würden, allgemeine Verzeihung aller Sünden und Ablafs aller Strafen erhalten sollen. Christus antwortete: „Ich gewähre dir zwar deine Bitte, doch will ich, dafs du nach Rom zu meinem Vikar gehest, und auch von ihm diesen Ablafs begehrest." Franz gehorchte, konnte aber von Pabst Honor dem III. erst im Jahre 1223 die Bestättigung dieses Ablasses, und zwar nur mündlich, auch nur auf einen einzigen Tag erhalten, weil die Kardinäle besorgt waren, es möchten Wenige mehr einen Ablafs in Rom oder zu Jerusalem in einem Kreuzzuge holen. Diesen Ablafs verkündigte nun Franz in einer öffentlichen Predigt mit folgenden Worten: „Ich will euch alle in das Paradies schicken, und kündige euch daher einen vollkommenen Ablafs an, welchen ich auf Gottes Willen vom Pabste mündlich erhalten habe. Ich wollte einen Ablafs für acht Tage, konnte ihn aber nur für einen Tag erhalten." — Man darf diese Erzählung nur lesen, um das Ungründliche und zum Theil Fabelhafte davon einzusehen. Der heilige Bonaventura, der mit dem heiligen Franz lebte, Matthäus de Marignan, Franzens Schüler, und der ebenfalls gleichzeitige Schriftsteller Petrus Salphanus bezeugen zwar, dafs Franz für die Kirche Portiuncula, die eben erneuert wurde, einen

Ablaſs vom Pabste erhielt, aber davon, daſs ihm Christus erschienen sey, melden sie kein Wort.

Eben so übertrieben sind die Wirkungen dieses Ablasses, welche ihm seine Freunde zulegen. Nach ihrer Behauptung soll der Teufel aus einem Besessenen gesagt haben, daſs durch diesen Ablaſs ein Mensch Vergebung erhalten könnte, wenn er auch alle Menschen, auſser seinem Beichtvater, umgebracht hätte. — Die Hauptwirkung, welche diesem Ablasse zugeschrieben wird, besteht darin, daſs er nicht nur einmal des Tages, wie andere Ablässe, sondern so oft es dem Büſsenden beliebt, toties quoties, theils für sich, theils für andere soll gewonnen werden können. — Allein dieser Vorzug wird dem Portiuncula-Ablasse ganz ohne Grund beygelegt. Weder der heilige Franz, noch seine Zeitgenossen machen davon eine Meldung. — Auch kein Pabst hat diesen Vorzug bestättigt. Pabst Innocenz der XI. hat zwar in einer Bulle vom Jahre 1687 erlaubt, daſs dieser Ablaſs auch für Verstorbene adplicirt werden könne, aber von dem sogenannten toties quoties sagt er nichts. Nun ist es ein Axinom der römischen Kurie: „Quod non est in Bulla, non est in praxi.“ — Der nämliche Pabst hat vielmehr in einer schon vorhergegangenen Bulle von allen vollkommenen

Ablässen erklärt: dafs sie nur einmal in einem Tage gewonnen werden können, „semel duntaxat in die plenariam Indulgentiam lucrefieri." — Daher glaubte der Bischof von Laybach im Jahre 1700 sich zu Rom mit Recht beklagen zu können, dafs die Franziskaner in Kärnthen das Volk zu bereden suchten, der Portiuncula-Ablafs könne in ihren Kirchen toties quoties gewonnen werden. Die Congregatio Cardinalium Concilii Tridentini gab ihm aber nur die zweydeutige Antwort: „Servandum est solitum." Die Franziskaner in Kärnthen blieben also bey ihrer willkührlich eingeführten Gewohnheit. *)

ad §. 58. a.

Von der Mozarabischen Liturgie.

Ein neuer Schriftsteller, Carolus de la Serna Santander, Kustos der öffentlichen Bibliothek zu Brüssel, leitet den Ursprung des Mozarabischen Ritus gar von den Zeiten der Apostel her, und fährt dann weiter fort: „Diese alte Liturgie der spanischen Kirche suchte die römische Kurie vielleicht, weil sie das Alterthum derselben beneidete, zu Ende des eilften Jahrhunderts mit Gewalt zu

*) Cornelii Stephani Dissertationes historicae. Tom. III. pag. 111. Pragae 1782.
Amort de Indulgentiis. Parte I. pag. 123.

vertilgen. Es wurde auch nach verschiedenen und wiederholten Streitigkeiten die römische Liturgie anfangs in Arragonien, und nach und nach in ganz Spanien eingeführt, und die alte Mozarabische Liturgie wäre ganz und für immer aus der Achtung gekommen, wenn nicht der berühmte und unsterbliche Kardinal Ximenes de Cisneros zu Toledo vierzehn Kaplaneyen gestiftet hätte, durch welche sechs Pfarreyen, in denen der Gottesdienst ganz nach der Mozarabischen Liturgie gehalten wird, versehen werden. — Von dieser berühmten Liturgie haben geschrieben: Pisa, Robles, Villegas, Aguirre, Pinius Tom. IV. Actorum Sanctorum Julii, Flores, Espana sagrada Tom. III. und andere." *)

ad §. 58. b.

Von dem Bibel - Verbot.

In den ersteren Zeiten der Kirche dachte man an kein Bibel-Verbot, und auch in späteren Zeiten findet man kein verbietendes Gesetz, welches von der ganzen Kirche gegeben worden wäre. Ich berufe mich auf die Zeugnisse von

*) In Praefatione historico-critica in veram et genuinam Collectionem veterum Canonum Ecclesiae Hispanae à Divo Isidoro Hispalensi Metropolitano adornatam. Bruxellae. Reipubl. Gall. anno VIII. (anno 1803.) pag. 63. Not. 47.

mehreren Jahrhunderten. — Der heilige Märtyrer Justin aus dem zweyten Jahrhunderte sagt in seiner ersten Apologie Kap. 44. zu den Heiden: „Nicht allein wir lesen die heilige Schrift, sondern wir bieten sie auch euch zur Einsicht dar.“ — Klemens von Alexandria schreibt Lib. VII. Strom. Cap. 7. pag. 499. Edit. Wirceburg: „Das ganze Leben eines guten Christen ist ein Festtag; seine festlichen Opfer sind sein Gebet, und die vor dem Tische gewöhnliche Lesung der heiligen Schrift.“ — Origines Homil. 9. in Levit. redet die Christen mit folgenden Worten an: „Wir wünschen, daſs ihr das Wort Gottes nicht allein in der Kirche höret, sondern euch auch zu Hause darin übet, und Tag und Nacht über das Gesetz des Herrn Betrachtungen anstellet.“ — Der heilige Athanasius schreibt in einem Briefe an die Bischöfe von Egypten und Lybien: „Wer einfältig und nicht wohl unterrichtet ist, fällt leicht in die Schlingen der Ketzer. Solchen Leuten rathe ich, daſs sie die heilige Schrift fleiſsig lesen.“ — Der heilige Chrysostomus sagt in seiner dritten Homilie vom Lazarus: „Ich höre nicht auf, euch zu ermahnen, daſs ihr nicht allein aufmerket, sondern daſs ihr auch zu Hause fleiſsig in der Schrift leset.“ — Eben derselbe sagt in der neunten Homilie über den Brief an die Ko-

lossenser: „Ich bitte euch alle, die ihr um die Bedürfnisse eures Lebens besorgt seyd, schaffet euch die Bibel, diese Arzney der Seele, an. Wenigstens verschaffet euch das neue Testament.“ — Der heilige Hieronymus in seinem ersten Buche wider Ruffin führt an, was der Geschichtschreiber Eusebius von dem Märtyrer Pamphilius sagt: „Der heilige Märtyrer gab die heilige Schrift nicht allein Männern, sondern auch Weibern in die Hand, von welchen er wusste, dass sie gerne lesen.“ — Der Bischof Caesarius von Arles aus dem sechsten Jahrhunderte sagt in der zwanzigsten Homilie von der Sorge für die Seele: „Wer aus euch lesen kann, lese öfters in der heiligen Schrift. Wer nicht lesen kann, höre zu, wenn andere darin lesen.“ — Pabst Gregor der I. aus dem nämlichen Jahrhunderte schreibt in einem Briefe an den kaiserlichen Leibarzt Theodor: „Was ist die heilige Schrift anders, als ein Brief des Allmächtigen an seine Kreatur. Gewiss, wenn du einen Brief von dem Kaiser erhieltest, so würdest du nicht ruhen, nicht schlafen können, bis du wüstest, was dir der Kaiser geschrieben habe. Nun hat dir der Regent des Himmels einen Brief geschickt. Kannst du wohl so nachlässig seyn, diesen Brief nicht mit Begierde zu lesen? Lese also, und betrachte täglich die Worte deines Schöpfers.“

Die Geschichte der Traditoren zur Zeit der Christenverfolgung unter den heidnischen Kaisern beweiset, daſs die Christen angehalten wurden, die Bibeln, die sie gewöhnlich bey sich trugen, auszuliefern. Wozu aber konnten sie die Bibel bey sich tragen, als in der Absicht, sie zu lesen? Siehe meine Kirchengeschichte §. 13. Da die lateinische Sprache anfieng, in Occident ausschlieſsliche Kirchensprache zu werden, und zugleich aufhörte, die Volkssprache zu seyn, so hörte von dieser Zeit das Volk auch auf, die Bibel zu lesen, weil diese in die Volkssprache nicht übersetzt wurde.

Der heilige Cyrillus versuchte im neunten Jahrhunderte eine Uebersetzung der Bibel in die slavonische Sprache, und Pabst Johann der VIII. gab sogleich die Erlaubniſs, dieselbe lesen zu dürfen. Er drückt sich darüber in einem Briefe an den König der Mähren, Suatopluck, so aus: „Es ist weder gegen den Glauben, noch gegen die Lehre, das Evangelium oder andere Stücke des alten und neuen Testamentes in einer guten Uebersetzung und Auslegung zu lesen." *) — Es war also Pabst Gregor der VII. eigentlich der erste, der die Bibel dem Volke zu lesen verbot.

*) Apud Harduinum in Actis Consiliorum. Lib. VI.

Er giebt in einem Briefe vom Jahre 1080 an Vradislaus, König in Böhmen, folgenden Grund an: „Wenn die heilige Schrift einem Jeden nach Belieben offen stünde, würde sie vielleicht bald gering geschätzt und verachtet werden, oder sie würde die mittelmäſsigen Köpfe, die sie übel verstehen würden, in Irrthum führen." *) — Die tridentinische Kirchenversammlung hat zwar eine bestimmte Bibel, nämlich die sogenanute Vulgata, zum Gebrauch anempfohlen, aber eben daher das Lesen der Bibel überhaupt nicht verboten. — Die Bischöfe neuerer Zeiten haben das Bibellesen dem Volke ausdrücklich empfohlen, wie ihre Hirtenbriefe, z. B. ein Speyerischer von 1772, ein Maynzischer von 1780 und der berühmte Salzburgische von 1782 beweisen. **)

*) „Scriptura, si ad Libitum cunctis pateret, forte vilesceret et subjaceret Despectui, aut prave intellecta à mediocribus, in errorem induceret."

Apud Harduinum loc. cit.

**) Siehe Geschichte des Bibel-Verbots von Hegelmaier. Ulm. 1783.

Dr. Walch's, von Göttingen, kritische Untersuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift in den vier ersten Jahrhunderten. Leipzig 1797.

ad §. 59.

Von dem Ave Maria, und dem bey Protestanten gewöhnlichen Zusatze am Ende des Pater Noster.

Bis zum eilften Jahrhundert war es nicht Gewohnheit, beym Gebet dem Pater Noster ein Ave Maria beyzusetzen. Man lieset schon von Paul dem Einsiedler aus dem dritten Jahrhundert, daſs er täglich dreyhundert Pater Noster gebetet habe, die er durch Zählung von dreyhundert Steinchen bemerkte. *) Aber man lieset nicht, daſs er ein Ave Maria beygesetzt habe. — In einer Maynzer Synode vom Jahre 813. Can. 45. heiſst es: „Die Priester sollen das christliche Volk immer erinnern, daſs es das Glaubensbekenntniſs und das Gebet des Herrn erlerne.“ **) — Das Concilium Celichetense in England vom Jahre 816 verordnet Can. 10: „daſs für einen verstorbenen Bischof sieben Gürteln von einem Pater Noster abgebetet werden sollen. ***)

*) Palladius in Historia lausiaca. cap. 23.

**) „Symbolum, quod est Signaculum fidei, et Orationem Dominicam discere semper admoneant Sacerdotes populum christianum.“

***) „Pro defuncto Episcopo septem Beltidum (in lingua Saxonica cingulum) Pater Noster cantentur.“

Erst im eilften Jahrhundert zeigt sich eine Spur von dem Ave Maria. Ada, Gemahlin Dietrichs von Avesnes, in der Grafschaft Hennegau, betete das Ave Maria täglich sechzigmal. Dafür soll aber auch Maria den Dietrich gerettet haben, als er vor das Gericht Gottes gefordert wurde. *) — Wegen dieser Erzählung machten gegen das Ende des eilften und Anfang des zwölften Jahrhunderts schon Mehrere das Ave Maria zu ihrem täglichen Gebet. — Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts munterten selbst die Geistlichen das Volk auf, das Ave Maria zu beten. Odo, Bischof von Paris, sagt in seinen Constitutionibus synodicis vom Jahre 1197. Nro. 10: „Die Priester sollen das Volk immer ermahnen, das Gebet des Herrn, den Glauben und den englischen Gruſs zu beten.“ **) — Aber dieser Gruſs bestand damals nur in den Worten der Schrift. — Pabst Urban der IV. setzte im Jahre 1261 die Worte bey: „Jesus Christus. Amen.“ Den Zusatz: „Heilige Maria,“ u. s. w. findet man erst im

*) Mabillonius in Actis Sanctorum Ordinis sancti Benedicti in Praefatione ad Saeculum V. pag. 77, 79, 81.

**) „Exhortentur populum semper Presbyteri ad dicendam orationem dominicam, et credo in Deum, et salutationem beatae virginis.“

sechszehnten Jahrhundert, und zwar zum erstenmal in einem Karthäuser-Brevier vom Jahre 1521 mit den Worten: „Heilige Maria Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, Amen." In einem Franziskaner-Brevier vom Jahre 1525 kam der Beysatz hinzu: „Jetzt und in der Stunde unsers Todes." — Der Kardinal Franciscus Quignonius, ebenfalls ein Franziskaner, nahm diesen ganzen Zusatz in das Brevier auf, welches er zu Rom im Jahre 1636 bekannt gemacht hatte, und so kam das Ave Maria mit dem Karthäuser- und Franziskaner-Anhang auch in das Brevier, das Pabst Pius der V. im Jahre 1568 heraus geben liefs. — In unsern Ritualien kömmt noch immer z. B. bey der Taufhandlung das Pater Noster ganz allein und ohne Ave Maria vor. —

Bey dem Pater Noster machen die Protestanten am Ende desselben einen Zusatz, der bey den Katholiken nicht gebräuchlich ist. Er besteht in den Worten: „Denn dein ist das Reich, und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen." Es ist aber dieser Zusatz keine Erfindung der Protestanten, sondern man findet denselben in alten griechischen Handschriften, in griechischen Bibeln, in den griechischen Vätern Chrysostomus, Isidorus Pelusiota, Theophylactus, und anderen. Es glaubte daher Laurentius Valla

im fünfzehnten Jahrhundert, die Lateiner hätten das Gebet des Herrn verstümmelt, weil sie diesen Zusatz nicht aussprachen.

Allein die Lateiner hatten bey Weglassung dieses Zusatzes ihre guten Gründe, und zwar folgende: a. Dieser Zusatz kömmt in der Vulgata nicht vor, die gewiſs ein hohes Alter, und den höchsten biblischen Glauben hat. Dieser Zusatz muſs also auch in anderen noch älteren biblischen Codicibus, aus denen die Vulgata entstanden, oder nachher verbessert worden ist, nicht vorgekommen seyn. b. Viele andere biblische Codices, koptische, arabische, angelsächsische, lateinische, und selbst einige griechische haben diesen Zusatz nicht. c. Alle lateinische Kirchenväter, Tertullianus, Cyprianus, Ambrosius, Augustinus, Hieronymus, Fulgentius und andere, und selbst einige griechische, z. B. Origenes, Cyrill von Jerusalem, Maximus u. s. w. lassen diesen Zusatz weg, das sie nicht gethan haben würden, wenn sie ihn eben so, wie das übrige vom Pater Noster, in der Schrift gegründet gefunden hätten. d. Daher hat selbst der Protestant Griesbach in seiner zweyten Ausgabe des neuen Testaments diesen Zusatz nicht mehr in das Evangelium des heiligen Matthäus eingeschaltet. e. Und die ganze, dem Schein nach zweifelhafte

Sache wird klar, wenn man diesen Zusatz nicht als eine biblische Stelle, sondern als eine liturgische Zugabe der orientalischen Kirche ansieht, und zwar um so mehr, weil es in dem Glaubens-Bekenntniſs der heutigen Griechen pag. 235. von diesem Schluſse des Pater Noster ausdrücklich heiſst: „Obwohlen die Laien diese Worte gewöhnlich nicht aussprechen, so ist es ihnen doch nicht verboten, weil sie auch der Priester bey dem öffentlichen Gebete nur beysetzt, um dem Gebete des Herrn dadurch ein gröſseres Ansehen zu geben.“ *)

ad §. 60. a.

Vom Verbot des Abendmahls unter beyden Gestalten.

Die Worte des Verbotes, welches die Kirchenversammlung zu Kostnitz ergehen lieſs, lauten so: **) „Obwohlen in der ersten Kirche

*) „Quamquam haec verba non proferant homines saeculares, non tamen vetantur, quia tantum ad struendam majorem orationi hinc auctoritatem in publicis precibus sacerdos ea profert.“

**) „Quamvis in primitiva Ecclesia Sacramentum hoc à fidelibus sub utraque specie susceptum fuerit, subsecutis tamen temporibus non nisi à sacerdotibus celebrantibus sub utraque, à laicis vero sub una tantum panis specie susceptum fuit, quia firmiter, citraque omnem dubitationem credendum

dieses Sakrament von den Glaubigen unter beyden Gestalten empfangen worden isſ, so wurde es doch in den folgenden Zeiten nur von Priestern, die das Meſsopfer verrichteten, unter beyden Gestalten, von den Laien aber nur unter der einzigen Gestalt des Brodes genossen, weil man kräftig und ohne allen Zweifel glauben muſs, daſs der ganze Leib und Blut von Christus dem Herrn wahrhaft unter der Gestalt des Brodes enthalten sey. Daher ist dieser von der Kirche eingeführte Gebrauch als ein Gesetz zu beobachten, und welche hartnäckig das Gegentheil behaupten, sind als Ketzer zu strafen, und, wenn es nöthig seyn soll, dem weltlichen Arme auszuliefern."

Die Kirchenversammlung gesteht in dieser strengen Verordnung selbst ein, daſs die ersten Christen, die doch auch glauben muſsten, daſs der ganze Leib und Blut des Herrn unter der Gestalt des Brodes enthalten sey, das Abendmahl

est, totum corpus et sanguinem Christi Domini vere sub panis specie contineri. Quam ob rem hic ab Ecclesia introductus usus habendus est Legis loco, quique pertinaciter contra sentiunt, tanquam haeretici puniendi, et saeculari brachio, si opus fuerit, tradendi sunt."

Sessione XIII.

unter beyden Gestalten erhielten. Nur Kinder, Kranke, Gefangene, Abwesende, Reisende genossen es, ihrer besondern Umstände wegen, unter einer Gestalt. Warum mufsten denn nun alle Laien mit einer Gestalt zufrieden seyn, da doch die Priester fortfuhren, das Abendmahl unter beyden Gestalten zu nehmen? —

Ich glaube, dafs neben den Ursachen, die ich in meiner Kirchengeschichte angegeben habe, noch folgende Hauptursache eintrete: Die Priester verrichten nämlich, da sie das Abendmahl nehmen, zugleich das Mefsopfer. Es ist aber die Messe ein Symbol von jenem Opfer, wodurch Christus nicht allein seinen Leib hingegeben, sondern auch sein Blut vergossen hat. Es mufs also dieses Opfer von dem Priester, der opfert, durch ein zweytes Symbol, durch Brod und Wein, dargestellt werden. —

Indessen hat doch Pabst Klemens der V. den Königen von Frankreich das Abendmahl unter beyden Gestalten zu nehmen erlaubt. Die Könige bedienten sich dieser Erlaubnifs am Tage ihrer Krönung, und bey Empfang ihrer letzten Wegzehrung Es existirte aber damals die Verordnung der Kirchenversammlung von Kostnitz nicht. Und was mufste dieser Pabst den Königen in Frankreich nicht alles erlauben, da er seinen Sitz

zu Avignon aufgeschlagen hatte? — Man erinnere sich der Geschichte der Tempelherrn.

ad §. 60. b.

Das Narrenfest.

Die Liturgie dieses Zeitraumes, oder vielmehr die Sitten der Geistlichen arteten so sehr aus, daſs sie ein kirchliches Fest einführten, welches mit allem Recht das Narrenfest genannt wurde. Es hatte seinen Ursprung im zwölften Jahrhunderte, und dauerte bis zum fünfzehnten. Vorzüglich fand diese Thorheit Eingang in Frankreich und Deutschland. Die minderen Geistlichen in den Domkirchen wählten am Weihnachtsfeste einen aus ihnen zum Bischof, der dann mit allen bischöflichen Insignien ein Hochamt hielt, während die Geistlichen von den Chorstühlen der Domherrn Besitz nahmen, und mit groſsem Geschrey öfters die Worte des Psalms wiederholten: „Deposuit potentes de Sede, et exaltavit humiles.“ Diejenigen, welche dem neuen Bischofe am Altare dienten, warfen Leder von alten Schuhen in das Rauchfaſs, und lieſsen dem Bischofe den stinkenden Rauch unter die Nase gehen. Andere Geistliche tanzten mit verlarvten Gesichtern, oft auch in Weibskleidern oder anderen Masken mitten im Chor. Andere aſsen Würste in Gegenwart ihres

Bischofs. Andere spielten mit Würfeln oder Karten. Andere sangen tolle Lieder u. s. w. — Dieser tolle Lärm verbreitete sich nach geendigtem Hochamte auf die Gasse, wo sodann auch die Laien Antheil an diesem Narrenfeste nahmen. *)

Dieses Fest ahmten nachher auch die Schulkinder nach, die sich ebenfalls jährlich einen Bischof wählten, der am Tage des heiligen Nikolaus und am Tage der unschuldigen Kinder in der Domkirche die Vesper hielt. — Und man muſs es diesen Schulkindern zu ihrer Ehre nachsagen, daſs sie sich, wo nicht allemal, doch meistentheils ordentlicher dabey betrugen, als die Geistlichen. Daher dauerten diese Schulfeste, besonders in Mainz, auch länger, als das geistliche Narrenfest. **)

Auch in Baiern ward von der Geistlichkeit am Weihnachtsfeste, dieser Unfug getrieben, besonders in Regensburg, worüber der Abt und das Konvent von Prifling im Jahre 1249 zu Rom

*) Harduin in Collectione Concil. Tom. VI. Parte 2. pag. 2017.

Memoires pour servir à l'Histoire de la Fête des foux. Par Mr. de Tilliot à Lausanne et à Genêve. 1741.

**) Fr. Ant. Dürr in Commentatione historica de Episcopo puerorum. Moguntiae. 1755.

die Anzeige machten. Der Pabst schickte zwar sogleich ein Verbot, das aber erst im Jahre 1358 in Vollzug kam, da bey einem solchen Feste ein Domherr ermordet wurde. *)

Ein allgemeines und auch wirksames Verbot für die ganze katholische Kirche kam erst in der Kirchenversammlung zu Basel zu Stande im Jahre 1435. Sess. 21.

ad §. 60. c.

Das Eselsfest.

Auch ein Eselsfest wurde in diesem Zeitraume, vorzüglich in den französischen Kirchen, mit aller Feyerlichkeit gehalten. Man suchte dadurch die Flucht Jesu nach Egypten vorzustellen. Es wurde daher in den Weihnachts-Tagen, oder nach dem Fest der heiligen drey Könige, ein Esel, auf dem eine reich geschmückte Jungfrau saſs, mit Prozession und feyerlichen Liedern in der Kirche herum geführt, und dann ein Hochamt gehalten, wobey der Esel, dem man gutes Heu vorlegte, knien muſste. Es war ein eigenes Lied auf dieses Fest verfaſst, und wurde auch dem Esel zu Ehren öffentlich abgesungen. Der Inhalt des Liedes war folgender:

*) Monum. Boica. Volum. XIII. pag. 214.
Seb. Günthner's Geschichte der litter. Anstalten in Baiern. I. Band. S. 248.

1.

Orientis partibus
Adventavit asinus
Pulcher et Fortissimus
Sarcinis aptissimus.
Hé, Sire Ane, Hé.

2.

Lentus erat pedibus,
Nisi foret baculus,
Et eum in clunibus
Pungeret aculeus.
Hé, Sire Ane, Hé.

3.

Hic in collibus Sichem
Jam nutritus sub Ruben
Transiit per Jordanem,
Saliit in Bethlehem.
Hé, Sire Ane, Hé.

4.

Ecce magnis auribus
Subjugalis Filius
Asinus egregius,
Asinorum Dominus!
Hé, Sire Ane, Hé.

5.

Saltu vincit hinnulos,
Damas et capreolos,
Super dromedarios,
Velox Madianeos,
Hé, Sire Ane, Hé.

6.

Aurum de Arabia,
Thus et myrrham de Saba
Tulit in Ecclesia
Virtus asinaria.
Hé, Sire Ane, Hé.

7.

Dum trahit vehicula
Multa cum sarcinu',
Illius mandibula
Dura terit pabula.
Hé, Sire Ane, Hé.

8.

Cum aristis hordeum
Comedit et carduum,
Triticum à palea
Segregat in area.
Hé, Sire Ane, Hé.

9.

Amen dicas Asine!
Jam satur de gramine.
Amen, amen itera;
Asperne nova et vetera! *)

*) Memoires pour servir à l'Histoire de la Fête des foux. Par Mr. de Tilliot. à Lausanne et à Genève. 1741.

Johann Gottfried Eichhorn in seiner allgemeinen Geschichte der Kultur und Litteratur des neueren Europa. I. Bandes 2te Hälfte. S. 430. Göttingen 1796.

So eselhaft im eigentlichen Sinne des Wortes dieses Fest war, so war es in meinen Augen doch artiger, und sogar anständiger, als das oben angeführte Narrenfest der Geistlichen. — Die Kirchenversammlung zu Basel machte dem Eelsfeste zu gleicher Zeit mit dem Narrenfeste ein Ende. —

ad §. 61.

Vom heiligen Franz von Assis.

Der Franziskaner Bartholomaeus Albici von Pisa, der ein Buch vom Portiuncula - Ablasse schrieb, gab im Jahre 1510 zu Mailand auch ein Werk heraus in Folio, unter dem Titel: „Liber conformitatum," worin er vierzig Aehnlichkeiten zwischen Christus und dem heiligen Franz angiebt. In dem nämlichen Werke S 66. erzählt er: „ein Franziskaner habe in einer Erscheinung Christum gesehen, aber den heiligen Franz nicht, und auch keinen seiner Söhne. Ein Engel, den er um die Ursache fragte, antwortete ihm: „Expecta et videbis." — Und siehe, Christus hob den Arm auf, und der heilige Franz trat mit einer Kreuzfahne in der Hand aus dessen Seitenwunde hervor, begleitet von einer sehr groſsen Anzahl von Ordensbrüdern." —

Im Geiste dieser Erzählung predigte in neueren Zeiten ein deutscher Franziskaner, und sagte:

„Franz ist unserer Kirche der zweyte Christus gewesen. Ja er war noch heldenmüthiger, als Christus. Er hat Gott um die Wunden, womit er pranget, gebeten. Christus aber hat vor Furcht Blut geschwitzt, und zu Gott gebetet: „Vater! nimm diesen Kelch von mir.“ *)

Diese und andere dergleichen übertriebene Lobpreisungen gehören unter die groben Schmeicheleyen, welche zur Verherrlichung eines so demüthigen Mannes, wie der heilige Franz war, gewifs nichts beytragen. —

Merkwürdiger ist, was sowohl die Franziskaner, als auch andere Schriftsteller von ihm erzählen. Ducreux in seiner Kirchengeschichte schreibt; „Nach seinem Tode sah man offenbar die Wundenzeichen oder Eindrücke des gekreuzigten Heilandes, welche er zwey Jahre vor seinem Tode auf dem Berge Alverno, da er betete, empfangen hatte. Der heilige Bonaventura, der sein Leben beschrieben, und die Wunden nebst mehreren, die er als Augenzeuge anführt, selbst gesehen hat, berichtet, dafs es gleichsam von seinem Fleisch auf Händen und Füfsen gestaltete Nägel gewesen wären, wovon der Kopf oberhalb schwarz wie Eisen zu sehen war, und deren

*) Der Mann am Kapitol vom Jellenz in Posselts wissenschaftlichem Magazin. 1785.

Spitze unterhalb von der nämlichen Materie gekrümmt schienen, die Wunden selbst aber wären rosenroth gewesen. Diese That, so außerordentlich sie ist, muſs ebenfalls unter diejenigen gesetzt werden, die man unmöglich verwerfen kann." — *)

Unter den Augenzeugen, welche Bonaventura anführt, sind die nachmaligen Päbste Gregor der IX. und Alexander der IV. von vorzüglichem Gewicht. Es würde nicht vernünftig seyn, solche Männer, die nicht allein gesunde Augen hatten, sondern auch von groſser Moralität waren, in dieser Sache für Lügner zu halten.

Es kömmt aber nach meiner Ueberzeugung nicht so sehr auf die Frage an, ob der heilige Franz diese Zeichen an seinem Körper gehabt, sondern ob er dieselben in einer Erscheinung von Christus erhalten, oder ob er sie sich durch eine zwar schmerzhafte, aber in Italien nicht ungewöhnliche Operation selbst eingedrückt habe? Wenn man das Letztere annimmt, verliert dabey der heilige Franz nichts an seiner Ehre. Seine Handlung bleibt immer ein Beweis der feurigsten Gottesliebe, und die oben angeführten Zeugen, die diese Zeichen nach seinem Tode an ihm ge-

*) Ducrex Kirchengeschichte Tom. IV. S. 50. nach der Rautenstrauchischen Uebersetzung.

sehen zu haben versicherten, waren keine Lügner. — Wenn man aber behauptet, Christus habe in einer Erscheinung dem heiligen Franz diese Wundenzeichen unmittelbar eingedrückt, so giebt es dabey viele Bedenklichkeiten. Denn der heilige Franz hat sich eines solchen Wunders niemals selbst gerühmt. Die angeführten Zeugen sahen die Wundenzeichen erst nach seinem Tode. Und da sie sich dieselben auf keine natürliche Weise erklären konnten, oder wollten, nahmen sie eine Erscheinung an, die sie aber nicht bewiesen, noch beweisen konnten. — Es wird auch diese Erscheinung durch die davon gemachte Beschreibung verdächtig, indem es heiſst: Christus sey dem heiligen Franz in der Gestalt eines seraphischen Engels, mit sechs Flügeln bedeckt, erschienen. Wer kann sich einen geflügelten Christus mit Wahrscheinlichkeit vorstellen? — Franz war noch kaum zehn Jahre todt, so erklärte Friedrich, Bischof zu Ollmüz, diese Erscheinung für erdichtet, und Eberhard, ein Dominikaner in Schlesien, predigte öffentlich dagegen.

Es ist also glaubwürdiger, daſs sich der heilige Franz aus Liebe zu Gott mit eigener Hand diese Wundenzeichen gemacht habe. — Sich Kreuze und andere Zeichen in die Haut zu

ätzen, ist von jeher Sitte der Italiener gewesen. Beyspiele hievon geben die Korsikaner, die Bewohner der Insel Maltha, die Lazzaroni in Neapel und andere. *)

Die Franziskaner geben von ihrem Ordens-Vater noch ein anderes Wunder an, daſs nämlich sein Leib in der Kirchengruft zu Assis noch unversehrt, und zwar in der Luft schwebend, existire. Sie wurden schon öfters aufgefordert, den Beweis darüber zu führen. Aber bisher ist dieser Beweis nicht geführt worden. Der gelehrte Jesuit Constantinus Suyskenus trug sich selbst an, dieses Wunder an der Quelle zu untersuchen, wenn ihm die Franziskaner die Kirchengruft öffnen wollten. Diese aber sagten: das könne ohne Erlaubniſs des Pabstes nicht geschehen, diese werde aber nie erfolgen. Und so unterblieb die Untersuchung. **)

Man mag übrigens von den Wundern des heiligen Franz denken, was man will, von seinem Lebenswandel kann man doch nichts anders, als Gutes denken. Es ist daher sehr leidenschaft-

*) Man sehe des Grafen Max von Lamberg Tagebuch eines Weltmannes. Aus dem Französischen übersetzt von Heinrich Leopold Wagner. Frankf. 1775.

**) Bellandistae Octob. Tom. II. in Adprobatione Ordinarii. Antwerp. 1768.

lich, wenn Zimmermann in seinem Buche über die Einsamkeit II. Band, S. 64. schreibt:

„Der heilige Franz von Assis, von dem Herr Spittler in Göttingen, der Verfasser einer nervichten und lichtvollen Kirchengeschichte, sagt, man erzeige diesem Heiligen alle Ehre, wenn man glaube, es hat ihm im Kopfe gefehlt."

Und S. 66: „Den närrischen Franz hat man unvernünftig und toll gelobt und vergöttert."

Ich will den heiligen Franz gegen diese Sottisen durch die Zeugnifse seiner Zeitgenossen und durch die Grundsätze rechtfertigen, die er selbst gegen seine Mitbrüder geäufsert hat.

Der heilige Bonaventura sagt von ihm: „Die Gütigkeit war ihm angeboren. Seine Seele schmolz, wenn er Arme und Kranke sah; und denen er nicht wirkliche Hülfe leisten konnte, bezeigte er doch sein Mitleiden." *)

„Seine ganze Philosophie," sagt eben derselbe, „sein ganzes Bestreben bestund, so lange er lebte, darin, dafs er von Weisen und Einfältigen, von Vollkommenen und Unvollkommenen, von Kindern und Greisen lernte, wie er sich immer mehr zum Gipfel der Vollkommenheit schwingen könnte." **)

*) In vita sancti Francisci apud Bollandistas Octob. II. pag. 763.

**) Loc. cit. pag. 774.

Thomas Cellanus, ein Lehrjünger des heiligen Franz, macht von ihm folgende Schilderung: „O wie schön, wie glänzend, wie herrlich war er in der Unschuld seines Lebens, in der Einfalt seiner Worte, in der Reinigkeit seines Herzens, in der Liebe Gottes, in der Bruderliebe, im Wohlgeruch des Gehorsams, in seiner Dienstfertigkeit, in seinem englischen Antlitz! In seinen Sitten war er liebreich, von Natur gefällig, einnehmend in seiner Rede, treffend in seinen Ermahnungen, treu in Erfüllung seines Berufs, fürsichtig im Rathgeben, wirksam in seinen Geschäften. Er war in allen Stücken angenehm, eines heiteren Gemüthes, eines nüchternen Geistes, in beständiger Betrachtung, und sich alle Zeit gleich. Zum Verzeihen war er eilfertig, zum Zürnen langsam, eines aufgeweckten Kopfes und eines guten Gedächtnifses, fein im Vortrage, bedächtlich in der Auswahl, und in allem einfach. Er war streng gegen sich selbst, gut gegen andere, leutselig gegen alle; ein sehr beredter Mann, von einer fröhlichen Miene und sanftem Blick, frey von aller Trägheit, und weit entfernt von aller Ausschweifung. Sein Kleid war rauch, sein Schlaf sehr kurz, seine Hand sehr freygebig; und weil er aufserordentlich demüthig war, so zeigte er gegen alle Menschen die gröfste Sanftmuth, wufste

sich in alle Sitten zu schicken, war unter den Heiligen ein Heiliger, und unter den Sündern war er gleichsam wie einer aus ihnen.“ *)

Mit diesen schönen Zeugnißen stimmen die Grundsätze, die der heilige Franz gegen seine Mitbrüder geäußert hat, ganz überein. Ich will einige davon aus seiner Ordensregel und aus den Unterredungen mit seinen Ordensbrüdern auszeichnen:

„Die Regel und das Leben der minderen Brüder besteht darin, daß sie das heilige Evangelium unsers Herrn Jesu Christi beobachten.“

„Ich ermahne und erinnere meine Brüder, daß sie, wenn sie in der Welt herum wandern, nicht zanken, und andere nie richten sollen.“

„Sie sollen vielmehr gut, friedlich, eingezogen, sanftmüthig und demüthig seyn, und mit Jedermann sittsam reden, wie es sich geziemt.“

„Auch ich arbeitete mit meinen Händen, und will noch ferner arbeiten, und verlange auch ernstlich, daß alle meine Mitbrüder arbeiten sollen.“

„Derjenige ist nicht vollkommen gut, der nicht auch unter Bösen gut seyn kann.“

„Die Liebe macht alles, was schwer ist, leicht, und was bitter ist, süß.“

*) Thomas Cellanus in vita sancti Francisci. Cap. 10. Nro. 83. apud Bollandistas l. c. pag. 706.

„Die Tugend mifsbrauchen ist gefährlicher, als gar keine haben.“

„Jener achtet den Kerker nicht, dessen Geist frey ist.“

„Ein Mensch hat so viel Wissenschaft, als er Gutes thut. Denn der Baum wird aus der Frucht erkannt.“

„Wer die Wissenschaft der Heiligkeit vorzieht, wird nie glücklich seyn, und wer Menschenlob liebt, dienet der Lüge.“ *)

Derley Zeugnifse und Grundsätze könnte ich von dem heiligen Franz noch mehrere anführen. Doch schon diese sind überflüfsig, um zu beweisen, dafs er ein Mann von gesundem Menschenverstande und dem besten Herzen war, und daher gewifs nicht verdient, mit dem verächtlichen Praedicate eines närrischen Menschen gebrandmarkt zu werden. Ich finde in einer solchen Behandlung nicht allein keine Humanität, sondern nicht einmal die einem Mitgliede der katholischen Religionsgesellschaft gebührende Toleranz.

Wer übrigens mehr, was dem heiligen Franz zur Ehre gereicht, wissen will, der lese die kleine, in meiner Kirchengeschichte angezeigte Schrift, die den Titel führt: „Der heilige Franz von

*) Apud Bollandistas loc. cit.

Assis war kein Narr, wie die Herrn Protestanten Spittler und Zimmermann glauben. 1794.“

ad §. 62.

Von Pabst Gregor dem VII.

Pabst Gregor der VII. ward Pabst im Jahre 1073 und starb im Jahre 1085. Als Kardinal war sein Name Hildebrand. Von Geburt war er ein Italiener, und der Sohn eines Schmiedes. Er schien wider seinen Willen Pabst geworden zu seyn, indem er selbst sagte: „Man hat mir gleichsam mit Gewalt die päbstliche Regierung aufgedrungen.“ Er war übrigens ein gewandter Geschäftsmann, und hatte schon als Kardinal das Meiste an dem römischen Hofe regiert. —

Die gröſste Streitigkeit während seines Pabstthumes hatte er mit Kaiser Heinrich dem IV. — Jakob von Königshofen macht davon in seiner Straſsburger Chronik folgende Schilderung: „Der Pabst Gregorius der VII. kam an das Pabstthum wider des Kaisers Willen. Da trug der Kaiser an mit vier und zwanzig Bischöfen in deutschen Landen und mit allen Herren, die darin waren, daſs man ihn nicht für einen Pabst hielt, und fuhr darnach gegen Rom, und entsetzte den Pabst und machte einen anderen Pabst. Da kam der König von Neapel und vertreibt den Kaiser und

seinen Pabst aus Rom, und half dem Gregor wieder an sein Pabstthum. Darnach lud der Pabst den Kaiser gegen Rom, da lud der Kaiser den Pabst herwider, und je einer verbannte den andern auf das äufserste. Zuletzt kamen alle Landesherrn in den Krieg, und ein Theil war mit dem Kaiser, und ein Theil mit dem Pabst. In diesen Dingen wurden Pfaffen und Laien verrucht, dafs man weder um des Pabstes, noch des Kaisers Gebot was gab. Und die Pfaffen hatten ihr Weib und Kind bey ihnen sitzen öffentlich, und trieben Simonie mit ihren Pfründen, und da gebot der Pabst durch die ganze Christenheit, dafs die, die da Simonie trieben, sollten in dem Bann seyn, und welcher Priester ein Weib hat, der sollt kein Mefs lesen, und die Laien sollten ihr Mefs auch nicht hören, und sollten ihnen kein Opfer, noch Zehenten geben. Hievon wurden die Laien irrig, und verrucht, dafs sie weder des Pabstes, noch des Kaisers Gebot hielten, und wenig achteten, und sich auch gar wenig an die Pfaffen kehrten, und die Laien selber thaten, das den Pfaffen zugehört, als predigen und taufen und oelen, sie tauften ihre Kinder selber, und nahmen Ohrschmeer aus den Ohren, und strichen es den Kindern an für Chrisam; ein Lai gab dem andern das Sakrament und das hei-

lige Oel. Unter andern Dingen verbrannten sie den Zehent, der den Pfaffen zugehört, und redeten wunderliche Dinge von des Glaubens wegen, sie nahmen das Sakrament den Priestern aus den Händen, und traten darauf mit Füſsen, und thaten viel ander Ding, das gar gräulich wär zu sagen. Und also war dies die gröſste Unrichtigkeit und Zweyung zwischen Pfaffen und Laien, die seither oder vorhin je geschah. Das fieng an nach Gottes Geburt tausend und vier und siebenzig Jahr." — Eine ähnliche Beschreibung der damaligen Zeitumstände macht Sigebertus Gemblacensis ad annum 1074. *)

Der Hauptgrund aller dieser Irrungen lag vorzüglich in dem Investiturrecht, welches die deutschen Kaiser so, wie andere Fürsten, bey den neu erwählten Bischöfen ausübten. Es waren mit den Bisthümern gewöhnlich weltliche Lehen verbunden. Mit diesen Lehen wurde nun der angehende Bischof durch Darreichung des Ringes und Stabes belehnt, investirt. Zu den Zeiten der Merovingischen Könige gab man den Bischöfen wie den Herzögen eine schriftliche Anweisung zum künftigen Besitz ihrer Kirchen und Güter.

*) Siehe Friedr. Christoph Jonathan Fischer über die Geschichte des Despotismus in Deutschland. S. 56. Halle 1780.

Nachdem aber die Herzoge statt der schriftlichen Anweisung eine Lanze mit einer Fahne als das äufserliche Zeichen ihres Besitzes erhielten, brauchte man bey den Bischöfen Ring und Stab. *) An sich bedeutete zwar der Ring die geistliche Vermählung des Bischofes mit seiner Kirche, und der Stab bedeutete die geistliche Gerichtsbarkeit. Aber die christlichen Fürsten machten keinen Gebrauch von dieser Bedeutung, sondern sie wollten durch Darreichung dieser Zeichen die Bischöfe nur in den Besitz ihrer weltlichen Güter einsetzen. Die Kirche fand daher auch keine Ursache, sich zu beklagen, und die deutschen Kaiser übten so, wie andere Fürsten, das Investiturrecht ruhig aus bis auf Kaiser Heinrich den IV. Dieser kam zur Regierung im Jahre 1056, da er erst sechs Jahre alt war. Er erhielt von Adalbert, Bischof zu Bremen, eine schlechte Erziehung, welcher, wie der gleichzeitige Geschichtschreiber Bruno erzählt, öfters zum jungen Kaiser sagte: „Erfülle alle deine Wünsche, nur sey darauf bedacht, am Tage deines Todes dich auf dem rechten Wege zu befinden.“ **) Heinrich

*) Schmidt's Geschichte der Deutschen. II. Th. S. 267.

**) Bruno de bello Saxonico apud Freherum in Scriptoribus rerum Germanicarum, pag. 102.

benützte diesen erbaulichen Grundsatz, und lebte äufserst wohllüstig und lüderlich. Er hatte gewöhnlich zwey oder drey Konkubinen, und zugleich suchte er jede schöne Frau, jedes schöne Mädchen zu verführen, oder zu nothzüchtigen, wobey er freylich nicht allemal gut davon kam. — Um seiner rechtmäfsigen Gemahlin, die er hafste, los zu werden, versprach er einem Hofherrn viel Geld, wenn er sie zu einem Beyschlaf bereden, und so zur Ehebrecherin machen könnte. Das schien um so leichter zu seyn, weil sie an Heinrich ohnehin keinen Mann hatte. Die Kaiserin erfuhr das Vorhaben des Kaisers. Sie stellte sich deswegen bey dem ersten Antrage des Hofherrn sehr aufgebracht. Da aber dieser zu bitten und zu schmeicheln nicht nachliefs, schien sie nachzugeben, und bestimmte ihm eine nächtliche Stunde. Der Hofherr eilte nun zum Kaiser, und beyde glaubten, die Kaiserin werde sich nun eines Ehebruches schuldig, und dadurch des kaiserlichen Thrones unwürdig machen. Da nun die bestimmte nächtliche Stunde heran kam, gieng der Kaiser, der sich von der Untreue seiner Frau selbst überzeugen wollte, sammt dem Hofherrn zum Schlafzimmer der Kaiserin. Diese öffnete die Thüre, aber nur halb. Der Kaiser, aus Furcht, ausgeschlossen zu werden, drang

vor dem Hofherrn hinein. Die Kaiserin erkannte ihn, und schlofs die Thüre hinter ihm so schnell zu, dafs der Hofherr nicht mehr hinein kam. Darauf rief sie ihre Hofjungfern, die dann mit Stuhlfüfsen und anderen Prügeln den Kaiser erbärmlich schlugen, wobey die Kaiserin immer rief: „Du Hurensohn! wie konntest du so was wagen?“ Der Kaiser schrie: „Ich bin ja Heinrich, dein Gemahl, und ich wollte von dir die eheliche Pflicht begehren.“ Aber sie antwortete: „Mein Mann hätte nicht Ursache, die eheliche Pflicht auf eine so verdächtige Art zu begehren.“ Und so, da er genug geprügelt war, warfen ihn die Jungfern zum Schlafzimmer hinaus. Heinrich sagte Niemanden, was geschehen war, sondern gab eine Krankheit vor, und liefs sich einen ganzen Monat nicht mehr sehen. Als er aber geheilt war, setzte er sein voriges lüderliches Leben wieder fort. *) — Dazu brauchte er Geld. Er verkaufte daher die Bisthümer, und oft ein Bisthum zwey- und dreymal, je nachdem einer mehr dafür gab, als der andere. Das vermehrte die Zahl schlechter Bischöfe, und verursachte viele Verwirruugen in der deutschen Kirche.

*) Bruno de bello Saxonico apud Freherum. loc. cit. pag. 102.

Pabst Gregor der VII. wollte dem Unheile abhelfen, verfiel aber dabey auf ein anderes Extrem, und verbot für die Zukunft alle Investituren unter Androhung des Kirchenbannes sowohl über den, der eine Investitur verlangen, als über den, der sie geben würde. *) Heinrich wollte, wie sich leicht denken läſst, die für ihn so einträglichen Investituren nicht weglassen, und wurde daher von dem Pabste nach Rom zur Verantwortung vorgeladen. Da er aber nicht erscheinen wollte, sondern vielmehr im Jahre 1076 zu Worms in Gesellschaft einiger Bischöfe dem Pabste den Gehorsam aufkündigte, und denselben als einen unrechtmäſsigen Pabst erklärte, sprach Gregor wider Heinrich folgendes Urtheil aus: „Im Namen des allmächtigen Gottes untersage ich dem König Heinrich, der sich gegen die Kirche mit einem unerhörten Hochmuth aufgelehnt hat, die Regierung des deutschen und italienischen Reiches, und spreche alle Christen von dem Eide los, den sie ihm geleistet haben, oder noch leisten werden, und verbiete, daſs ihm Jemand als König diene. Anstatt des heiligen Petrus belege ich ihn mit dem Bannfluch, damit die Völker erfahren, daſs Petrus der Fels seye,

*) Schmidt's Geschichte der Deutschen. II. Th. S. 267.

auf welchem Christus seine Kirche gebaut hat." *) So auffallend dieses päbstliche Verfahren war, so brachte es doch bey einem grofsen Theile der deutschen Nation eine widrige Gemüthsstimmung gegen den Kaiser hervor, indem viele dem Pabste ohnehin anhiengen, andere demselben aus Furcht nicht zu widersprechen wagten. Zum Unglück kam auch noch der Umstand hinzu, dafs Heinrich eben damals bey mehreren Deutschen, vorzüglich bey den Sachsen, aus dem Grunde nicht beliebt war, weil er nach Sitte derselbigen Zeit mit seinem Hofe von einer deutschen Provinz in die andere zog, und vorzüglich in Sachsen gern verweilte, welcher Hof sodann von den Bischöfen, Klöstern und andern Unterthanen durch die sogenannten Regalia Servitia mit vielen Kosten unterhalten werden mufste. — Es riethen ihm daher seine Freunde, er sollte sich bey so ungünstigen Umständen in den Willen des Pabstes fügen, und zur Verantwortung nach Rom gehen.

Der Kaiser gieng also am Ende des Jahres 1076, nach vorher zu Bisanz gefeyertem Christtag, durch Burgund nach Italien, denn die übrigen Wege hatten seine Feinde, die Herzoge Ru-

*) Bruno apud Freherum loc. cit. pag. 100.

dolph von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen bereits mit ihren Truppen besetzt. Selbst den Durchzug durch Burgund mufste er von seiner eigenen Schwägerin und ihrem Sohne Amadaeus theuer erkaufen. Es war der strengste Winter, und der Zug gieng über die höchsten Gebirge. Aber ungeachtet aller Beschwerlichkeit mufste er eilen, weil der vom Pabste gegebene Termin eines Jahres schon beynahe zu Ende war. Er nahm also erfahrne Wegweiser auf, und kam endlich mit seinen Begleitern theils durch Kriechen, theils durch Festhalten an Anderen, theils durch Schlüpfen und Fallen über die Berge. Die Kaiserin und ihre Begleiterinnen wurden auf Ochsenhäute gesetzt, und so durch die Wegweiser abwärts gezogen. Die Pferde wurden theils durch Maschinen, theils durch Zusammenbindung der Füfse über die Gebirge geschleppt, wobey viele ganz zu Grunde giengen, und wenige gut davon kamen.

Als Heinrich endlich in Italien ankam, und den Pabst in Rom aufsuchen wollte, hatte sich dieser eben auf den Weg nach Deutschland begeben, da er aber von des Kaisers Ankunft hörte, sich in das Schlofs Canusium, das mit einer dreyfachen Mauer umgeben war, eingeschlossen. Heinrich kam vor das Schlofs, wurde aber nicht

zu dem Pabste, sondern nur in den Raum der zweyten Schloſsmauer, und zwar ganz allein mit Zurücklassung aller seiner Begleiter hinein gelassen.

Dort muſste er die kaiserliche Kleidung ablegen, und in einem wollenen Buſskleide, mit bloſsen Füſsen und bis zum Abend fastend die Entscheidung des Pabstes erwarten. Er that das drey Tage nacheinander. Endlich am vierten ward er zum Pabste gelassen, und unter folgenden Bedingungen vom Banne losgesprochen: „a. Er sollte sich bey der nächsten vom Pabste auszuschreibenden deutschen Kirchenversammlung wieder zur Verantwortung stellen. b. Wenn er sich dort nicht verantworten könnte, und sodann nach den Kirchengesetzen des Reiches verlustig erklärt werden würde, sollte er sich an Niemanden rächen. c. Bis dahin sollte er weder die kaiserliche Kleidung tragen, noch um Regierungs-Geschäfte sich annehmen. d. Einstweilen sollte er zu seinem und der Seinigen nothwendigen Unterhalt vom Reiche keine andere Einkünfte, als die ohnehin verhaſsten Regalia Servitia fordern. e. Seine vom Eide der Treue losgesprochenen Unterthanen sollten bis auf weiters losgesprochen bleiben. f. Den Bischof von Bamberg Rupert, den Ulrich von Koſsheim und seine

übrigen bisherigen Rathgeber sollte er sogleich und auf immer von sich entlassen. g. Auf den Fall, wenn er wieder zur Regierung gelangen würde, sollte er dem Pabste schon jetzt vollkommenen Gehorsam versprechen. h. Wenn er diese Bedingungen nicht erfüllen würde, so sollte die jetzige Lossprechung vom Banne ungültig seyn, und durch die deutschen Fürsten ein anderer Kaiser gewählt werden.“ *)

Kaiser Heinrich, der sich anders nicht zu helfen wufste, gieng alle diese herabwürdigenden Bedingungen ein, und versprach alles Gute, worauf er endlich absolvirt, und, nachdem er der Aussöhnungs-Messe beygewohnt, und bey dem Pabste das Mittagsmahl eingenommen hatte, wieder zu den Seinigen, die ihn aufser dem Schlosse erwarteten, entlassen wurde. — Dieses Verfahren gegen einen deutschen Kaiser war ohne Beyspiel, und Gregor schrieb hernach selbst an die deutschen Reichsstände: „Die zu Canusium anwesenden Gäste hätten ihm in das Gesicht gesagt, dieses Betragen verrathe mehr eine tyrannische Wildheit und Grausamkeit, als eine apostolische Strenge.“ **)

*) Lambertus Schafnaburgensis ad annum 1076.

**) Schmidt's Geschichte der Deutschen. II. Th. S. 291.

Als nun Heinrichs Begleiter und andere sowohl italienische als deutsche Fürsten von dem Kaiser vernahmen, was ihm im päbstlichen Schlosse begegnet war, entstund eine allgemeine Gährung. Alle waren mit des Pabstes Betragen unzufrieden, und alle äufserten den Wunsch, dafs der Kaiser dem Pabste sogleich den Krieg ankündigen sollte. Heinrich folgte diesem Rath, wovon aber der Erfolg war, dafs ihn nun der Pabst förmlich vom Reiche absetzte, und dem Herzoge aus Schwaben, Rudolph, eine Kaiserkrone mit der Umschrift schickte:

„Petra dedit Petro, Petrus Diadema Rudolpho.“

Rudolph suchte auch das ihm angetragene Reich wider Heinrich zu behaupten. Aber er war unglücklich. Es kam zum Kriege, und in der dritten Schlacht verlor er seine rechte Hand, die er sterbend mit der linken empor hob, und sagte: „Dies ist die Hand, mit der ich dem Kaiser die Treue geschworen habe. Jetzt ist das Reich und das Leben hin. Ihr, die ihr mich wider den Kaiser aufgehetzt habt, sehet nun, wohin mich euer Zureden gebracht hat.“ *)

Heinrich glaubte nun, mit Rudolph alle seine Feinde besiegt zu haben. Er gieng daher

*) Abbas Urspergensis in Chronico ad annum 1080. pag. 171. Edit. Argentoratensis de anno 1609.

voll Zuversicht sogar wieder nach Rom, eroberte die Stadt, setzte Klemens den III. als Pabst ein, und hielt Gregor den VII. auf der Engelsburg gefangen. Doch Gregor flüchtete sich nach Salernum, und starb dort im Jahre 1085. Aber ungeachtet dieser vortheilhaften Ereignifse nahm die Sache des Kaisers Heinrich doch keinen guten Ausgang. Pabst Paskal der II. that ihn wieder in den Bann, worauf er von den Reichsständen, die den Pabst nicht zum Feinde haben wollten, verlassen, und von seinem eignen Sohne Heinrich mifshandelt wurde. Es kam mit ihm so weit, dafs er im ganzen Reiche keinen bleibenden Ort mehr hatte. Er wandte sich an den Bischof von Speyer, den er immer geliebt, und dem zur Liebe er die schöne Marienkirche zu Speyer erbauet hatte, und bat ihn um eine Praebende mit folgenden Ausdrücken: „Ich habe mein Reich und mit demselben alle meine Hoffnung verloren. Für mich ist nichts Besseres, als das Schwerdt abzulegen. Gieb mir also eine Praebende im speyerischen Stift, denn ich kann lesen und noch im Chore dienen.“ Aber der Bischof antwortete ihm: „Bey des Herrn Mutter! Das kann ich nicht thuen.“ *)

*) „Destitutus regno, decidi à spe. Nihil mihi utilius est, quam renuntiare militiae. Da erge mihi Prae-

Heinrich wollte sich nun nach Frankreich begeben, aber er war so arm, dafs er oft Mangel leiden, und einst sogar seine Stiefeln verkaufen mufste, um dafür Brod zu erhalten. Er erreichte Lüttich, und wurde von dem dortigen Bischof Ottbert sehr gut aufgenommen. Aber er starb an diesem Orte in wenigen Tagen. Ottbert liefs ihn anständig beerdigen, mufste ihn aber auf Befehl des Pabstes Paskal des II. wieder ausgraben lassen. Der Körper ward dann nach Speyer gebracht, und dort fünf Jahre lang in einem Gewölbe verwahrt, bis endlich Heinrichs Sohn auf beygebrachte Zeugnifse, dafs sein Vater bufsfertig gestorben sey, vom Pabste die Erlaubnifs erhielt, denselben begraben zu dürfen, welches auch im Jahre 1111 mit einer Pracht geschah, die man noch bey keiner kaiserlichen Begräbnifs gesehen hatte. *)

Kaiser Heinrich der V. hatte schon im Jahre

bendam apud Spiram. Novi enim Litteras, et possum adhuc subservire Choro. "

Helmoldus in Chronico apud Würdtwein in novis Subsidiis diplomaticis. Tom. I.

*) Lambertus Schafnaburgensis ad annum 1106.

Galletti Geschichte der Deutschen. I. Band. Seite 356. Halle 1787.

Westenrieders historischer Kalender für das Jahr 1793. S. 296.

1107, da sein Vater kurz vorher gestorben war, eine Gesandtschaft an Pabst Paskal den II. geschickt, welche für das kaiserliche Investiturrecht sprechen sollte. Aber der Pabst liefs der Gesandtschaft durch den Bischof von Piacenza antworten: „Es gezieme sich nicht, dafs die durch das Blut Jesu Christi erlöste Kirche Jemanden diene. Der Ring und der Stab gehörten zum Altar, und die Fürsten versündigten sich an der göttlichen Majestät, welche sich dieser Zeichen anmafsen wollten. Die Bischöfe und Aebte aber entweihten die Salbung ihrer Hände, wenn sie diese, welche durch den Leib und das Blut Christi geheiliget sind, in die Hände eines Laien legten, die mit Menschenblut besudelt wären." *) Im Jahre 1110 kam endlich doch zu Sutrium ein Vergleich zu Stande, welcher dahin lautete: „Dafs der Kaiser für die Zukunft die Investitur durch Stab und Ring, aber auch die Bischöfe und Prälaten ihre Reichslehen weglassen sollten." Der Pabst, der auf diese Weise seinen Zweck erreichte, und dabey nichts zu verlieren hatte, konnte das leicht eingehen. Aber desto weniger waren die Bischöfe und Prälaten damit zufrieden. Sie zwangen daher den Pabst, den Vergleich zu wider-

*) Westenrieder loc. cit. S. 201.

rufen. Der Kaiser ward hierüber so aufgebracht, daſs er nach Rom zog, den Pabst sammt den Kardinälen gefangen in sein Lager führte, und dadurch eine neue Bestättigung des vorigen Vergleiches erzwang. Doch kaum gieng er nach Deutschland zurück, vernichtete der Pabst auf Anrathen der höheren Geistlichkeit diesen Vergleich, als einen erzwungenen, zum zweyten Male. — Es würde wieder zu Feindseligkeiten gekommen seyn, wenn nicht zum Glück Pabst Paskal der II. gestorben wäre. Sein Nachfolger Kalixt der II. eilte, mit dem Kaiser einen neuen Vergleich einzugehen, und hielt ihn auch, durch welchen Vergleich dem Kaiser das Investiturrecht, jedoch mit der Bedingung gelassen wurde, daſs er den Bischöfen und Prälaten die Reichslehen nicht mehr durch Ring und Stab, sondern durch den Zepter mittheilen sollte. — Dieser Vergleich ward geschlossen zu Worms im Jahre 1122 und erhielt den Namen Pactum Calixtinum. Die Freude darüber war in Deutschland, das einmal Ruhe brauchte, so groſs, daſs man in einigen Urkunden selbiger Zeit das Jahr dieses Vergleiches anstatt dem Jahre Christi gesetzt findet. —

So ein Ende nahm die Investitur-Streitigkeit, die ich geflissentlich umständlich erzählt habe, um dem unpartheyischen Leser das Urtheil über Kai-

ser Heinrich den IV. und über Pabst Gregor den VII. zu erleichtern. Nach meiner Ueberzeugung haben Beyde gefehlt; Heinrich, dafs er die Investituren, die seine Vorfahren ohne Widerspruch, aber auch nicht zum Nachtheil der Kirche ausübten, zu Ausschweifungen mifsbrauchte, und Gregor, dafs er, anstatt dem Mifsbrauche vorzubeugen, das Investiturrecht selbst für verdammungswürdig erklärte. —

Doch einige Neuere glauben, Gregor habe mit allem Recht den glücklichen Zeitpunkt benützt, die Macht der weltlichen Fürsten zu brechen, und eben dadurch die Macht der Kirche für alle Zeit unverletzbar zu machen. Der Verfasser von den Reisen der Päbste sagt: „Kühn gebrauchte Gregorius die Zeit, stiftete die Hierarchie und Reichsfreyheit. Er gab der zerstreuten Geistlichkeit ein Band. Viele tausend Menschen, die keine Macht hatten, als Worte, erhob er aus dem Staub in hohen, unverletzbaren Rang. Angestammte Waffengewalt brach er. Geisteskraft und Muth war seine Waffe. Diese gab er den Prälaten, diese gab er den Grofsen. Zwey oder drey müssen Gregorium verdammen. Die andern sehen gern, was der Mensch vermag wider zufällige Uebermacht.“ — Diese schönen Worte können doch nicht beweisen, dafs der Primas

der Kirche zugleich der Vertheiler der weltlichen Rechte seyn sollte.

Gregor konnte als Kirchenhaupt strafen Heinrich den Sünder. Es war ihm aber nicht erlaubt, zu mifshandeln Heinrich den Kaiser. Doch was konnte sich ein Mann nicht alles erlauben, der in einem Briefe an Herman, Bischof zu Metz, den fürchterlichen Grundsatz aufstellte: „Jeder König, der nicht christlich lebt, steht unter der Herrschaft des Teufels. Hat nun der geringste Exorcist über den Teufel Gewalt, wie viel mehr mufs der vornehmste aller Bischöfe über einen Sklaven des Teufels Gewalt haben?"

„Ist es ein Wunder," sagt hierüber Spittler in seiner Kirchengeschichte, „dafs ein Mann von solchen Grundsätzen die halbe Welt umstürzen wollte!"

Uebrigens war Pabst Gregor ein Mann von dem reinsten Lebenswandel, und er glaubte gewifs, dafs auch sein Verfahren gegen Kaiser Heinrich vor Gott verdienstlich sey, weil er nach seiner besondern Ueberzeugung kein kräftigeres Mittel kannte, die in Gefahr stehende Kirchen-Freyheit aufrecht zu erhalten.

ad §. 63.

Von der päbstlichen Lehenertheilung, und der Gewohnheit, des Pabstes Steigbügel zu halten.

Unter den Päbsten, welche Gregors des VII. Grundsätze nachahmten, war der erste Pabst Innocenz der II., welcher den Kaiser Lothar im Jahre 1133 nach der Krönung mit der Mathildischen Verlassenschaft belehnte, und nachher diese Begebenheit durch ein öffentlich aufgestelltes Gemählde, auf welchem der Kaiser knieend vom Pabste die Krone empfieng, mit den beygesetzten Versen zu verewigen suchte:

Rex venit ante fores, jurans prius Urbis honores:
Post homo fit Papae, recipit quo dante coronam.

Aber Kaiser Friedrich der I. liefs dieses Gemählde entfernen, weil es so viel sagte, als wäre Lothar nicht allein wegen der Mathildischen Verlassenschaft, sondern selbst als Kaiser dem Pabste lehenbar geworden.

Der nämliche Pabst forderte auch vom Kaiser Lothar, dafs er ihm, da er zu Pferde stieg, den Steigbügel halten mufste. — Diese Forderung wurde bald zur Gewohnheit, und die Gewohnheit zur Pflicht. Pabst Hadrian der IV. verlangte eben diese Verdemüthigung vom Kaiser Fridrich dem I. im Jahre 1155. Man stritt einen

ganzen Tag darüber. Endlich gab der Kaiser nach, und hielt des Pabstes Steigbügel im Angesichte des ganzen Kriegsheeres. Erst nach Erfüllung dieser Pflicht gab ihm der Pabst den Kufs des Friedens. *)

Helmoldus in Chronico Slavorum lib. 1. cap. 83. setzt aber bey: „Der Pabst sey mit Fridrich doch nicht ganz zufrieden gewesen, weil Fridrich nicht den rechten, sondern den linken Steigbügel gehalten habe.“ Als der Kaiser das erfuhr, sagte er: „Im Steigbügelhalten bin ich wahrlich ganz ungeübt. Es liegt aber auch nichts daran, ob es der rechte oder der linke Steigbügel ist, wenn nur die demüthige Ceremonie verrichtet wird.“ **)

In dem Ceremoniali Romano kömmt diese Pflicht, welche man zu Rom nicht allein von dem deutschen Kaiser, sondern von jedem andern eben anwesenden katholischen Fürsten forderte, mit folgenden Worten vor: „Wann der Pabst

*) „In conspectu exercitus officium Stratoris cum jucunditate implevit, et strengam fortiter tenuit. Tum vero Pontifex eundem Regem ad Pacis osculum recepit.“

Cardinalis Aragonius in vita Hadriani IV. apud Muratorium. Tom. III. pag. 443.

**) Schröckhs christliche Kirchengeschichte. XXVI. Theil. S. 159.

auf das Pferd steigt, so mufs der höhere eben anwesende Fürst, wenn er auch ein König oder Kaiser wäre, den Steigbügel des päbstlichen Pferdes halten, alsdann mufs er das Pferd eine Strecke Weges am Zaume führen." *)

ad §. 64.

Warum ist Kaiser Fridrich der II. in den Bann gethan worden?

Kaiser Fridrich der II. wurde von Pabst Gregor dem IX. im Jahre 1228 zum erstenmale in den Bann gethan. Als Ursache wurde von dem Pabste angegeben: weil Fridrich den Kreuzzug, wozu er sich bey seiner Thronbesteigung durch einen Eid verpflichtet hatte, zehn Jahre lang verzögerte. — Doch Fridrich führte zu seiner Entschuldigung seine mifslichen Gesundheitsumstände an. In der That aber war er besorgt, der Pabst möchte während seiner Abwesenheit einen Einfall in Neapel machen, welches nachher auch wirklich geschah. —

Zum zweytenmale wurde Fridrich in den Bann gethan im Jahre 1239, nachdem er von

*) „Quando Papa per scalam adscendit equum, major Princeps, qui praesens est, etiam si Rex esset aut Imperator, scapham equi papalis tenere debet, deinde ducere equum per froenum aliquantum."

Ceremoniale Romanum, Lib. 1. cap. 3.

dem Kreuzzuge aus Palästina zurück gekommen war. In der hierüber ausgefertigten Bulle giebt der Pabst folgende Ursachen an: „Dafs Fridrich zu Rom einen Aufruhr gegen die römische Kirche erregt habe.“ Der Pabst sagt aber kein Wort von dem Kreuzzuge, den er kurz vorher gegen Friedrich ausgeschrieben hatte. — „Dafs Fridrich den wider die Albigenser abgeschickten päbstlichen Legaten in seinem Geschäfte gehindert habe. — Dafs er, anstatt die baufälligen Kirchen in Sicilien repariren zu lassen, derselben Einkünfte für den Krieg verwendet habe. — Dafs er sogar einige Besitzungen der römischen Kirche in Beschlag genommen habe. — Dafs er einige Kirchen und Klöster geplündert habe. — Dafs er den Tempelherrn und Spitalrittern Güter genommen, und nicht mehr zurück gegeben habe. — Dafs er den Klöstern eigenmächtig eine monatliche Kriegssteuer aufgelegt habe. — Dafs er endlich das Geschäft der Eroberung von Palästina schlecht und zum Nachtheil der Kirche ausgeführt habe.“ *)

Kaiser Fridrich fand sich durch diese Beschuldigungen, die nicht viel Grund hatten, be-

*) Gmeiner Hist. eccles. Tom. II. pag. 205. Graecii. 1803.

leidigt, und nannte den Pabst in einem Schreiben an die Fürsten des Reiches „ein mattes Haupt, einen brüllenden Löwen, einen wahnwitzigen Propheten, einen Priester, der das Heiligthum befleckt." — Gregor antwortete in einem Schreiben an alle europäische Fürsten und Prälaten, und sagt von Fridrich: „Es ist ein Thier aus dem Meere herauf gestiegen, voll von Namen der Lästerung, mit den Füſsen eines Bären und mit dem Rachen eines Löwen wüthend, an den übrigen Gliedern aber wie ein Leopard gebildet, öffnet es seinen Mund zu Lästerungen des göttlichen Namens. — Fridrich ist ein Gefäſs voll der unreinsten Laster, eine sich krümmende Schlange, der wieder auferweckte Zauberer Simon, ein Schatten des Todes, ein Vorläufer des Antichrist. Dieser König der Pestilenz behauptet offenbar, daſs die ganze Welt von drey Betrügern (Barattatoribus), Christus, Moses und Muhamed hintergangen worden sey, von welchen zwey in Ehren gestorben, Christus aber am Kreuze aufgehangen worden wäre." — Fridrich, als ihm dieses Schreiben zu Gesichte kam, läugnete, jemals behauptet zu haben, Christus, Moses und Muhamed wären drey Betrüger gewesen; besonders erklärte er sich als den innigsten Verehrer von Christus. Die übrigen schimpflichen Aus-

drücke des Pabstes erwiederte er mit gleichen Schimpfungen, indem er schreibt: „Der auf dem Katheder der verkehrten Lehre sitzende, der mit dem Oele der Schelmerey gesalbte Pharisäer, der jetzige Pabst, der blos dem Namen nach Pabst ist, hat Uns das aus dem Meere aufsteigende Thier genannt, das voll von Namen der Lästerung ist. Wir aber behaupten, der Pabst sey das Thier, von welchem man lieset in der Apokalypse Kap. 13: „Ein anderes rothes Pferd gieng aus dem Meere heraus, und der auf demselben safs, nahm den Frieden von der Erde, damit die auf derselben Lebenden einander umbringen möchten. Von der Zeit seiner Erhebung an hat dieser Vater, nicht der Barmherzigkeiten, sondern der Uneinigkeiten, dieser sorgfältige Beförderer der Verwüstung, nicht der Tröstung, die ganze Welt zu Aergernifsen gereizt. Er ist der grofse Drache, der die ganze Welt verführt hat, der Antichrist, von dem er Uns den Vorläufer genannt hat" u. s. w.

Nach diesen wechselseitigen Schimpfungen kam es zum Kriege. Fridrich siegte, und nahm als Sieger Rache an den päbstlichen Gefangenen. Er machte ihnen einen Schnitt in die Brust in Gestalt eines Kreuzes, oder er schnitt ihnen ein Kreuz auf die Stirne, oder wenn er einen Geist-

lichen vor sich hatte, auf die geschorne Scheitel des Hauptes. *)

Mitten unter diesen Unruhen starb Pabst Gregor der IX. und Fridrich suchte von dessen Nachfolger Pabst Innocenz dem IV. vom Kirchenbanne losgesprochen zu werden. Aber Innocenz sprach ihn nicht los, und gab hierüber auf der Kirchenversammlung zu Lyon im Jahre 1245 folgende Verweigerungs-Ursachen an: „Fridrich hätte schon öfters sein auch mit einem Eide bestättigtes Wort gebrochen, sich der Ketzerey verdächtig, und der Sünde des Gottesraubes durch gewaltthätige Gefangennehmung einiger Kardinäle schuldig gemacht. Er warf ihm auch das Crimen Feloniae, Lehen-Verbrechen, vor, indem er Neapel und Sicilien von Rom als Lehen hatte, und doch gegen den Pabst, als seinen Lehenherrn, Krieg führte.“

Als Fridrich diesen päbstlichen Ausspruch vernahm, setzte er voll Unwillen sich selbst die Kaiserkrone auf den Kopf mit dem Beysatze: „Ich habe meine Krone noch nicht verloren, weder durch die Anfälle der Päbste, noch durch eine

*) Daniel Wilhelm Moller in Dissertatione de Expeditionibus cruciatis. Altdorfii 1709.

Kirchenversammlung. Ich werde sie auch nicht ohne Blusvergiefsen verlieren.“ *)

Endlich starb er auf dem Schlofse Fiorentino in Apulien im Jahre 1250, und wurde in der Domkirche zu Palermo begraben. — Man fand im Jahre 1781 seinen Körper in einem porphyrenen Sarge noch unverwesen, und mit dem ganzen kaiserlichen Ornat auf das prächtigste gekleidet. **)

ad §. 65.

Pabst Bonifaz der VIII.

Als Kardinal war er von der Parthey der Gibelliner, das heifst, er war ein Anhänger des Kaisers. Da er aber Pabst wurde, trat er zur Gegenparthey, zu den Guelphen, über. Er sagte daher zum genuesischen Erzbischof Spinola, der es mit dem Kaiser hielt, bey der Einäscherungs-Ceremonie am Aschermittwoch: „Bedenke, o Mensch, dafs du ein Gibelliner bist, und mit den Gibellinern zur Hölle fahren wirst.“ Dann streute

*) „Nondum coronam meam perdidi vel Paparum impugnatione, vel synodali Concilio, nec sine cruento perdam gladio.“

Franciscus Testa Archiepiscopus montis regalis. Dissert. de vita et rebus gestis Friderici secundi. Panormi 1775.

**) Murr's Journal der Kunstgeschichte. X. Th. S. 369.

er ihm die Asche in die Augen, und nahm ihm nachher das Erzbisthum. *)

Ich will hier von den Benennungen Gibelliner und Guelphen eine nähere Erklärung geben, wie ich sie in dem baierischen Kronikon des Priesters Andreas, aus dem Kloster des heiligen Magnus in Regensburg gelesen habe. Andreas schreibt hierüber: „Pabst Innocenz der II. wollte nicht, dafs Konrad sollte das deutsche Reich erhalten, oder das Königreich Sicilien erobern. Er nahm daher die baierischen Herzoge Heinrich den Stolzen und dessen Bruder Welpho in Sold, mit dem Auftrage, den Konrad in Deutschland auf alle mögliche Weise zu beunruhigen, damit er keine Zeit hätte, sich nach Italien oder Sicilien zu wenden. Aber Fridrich, Herzog von Schwaben, hielt es mit Konrad. Bey der baierischen Armee war das Kriegsgeschrey: „Hie Welf!“ Daher führte Fridrich bey seiner Armee das Kriegsgeschrey ein: „Hie Giebellingen!“ Es ist aber Giebellingen ein Ort der Augsburgischen Diöcese, auf dem Hertfeld unweit dem Schlosse Hochburg und dem Städtchen Neresheim gelegen, an welchem Orte Fridrich seine erste Erziehung erhielt. — Die Soldaten aus Italien, aus Frank-

*) Platina in Bonifacio VIII.

reich, aus der Lombardey und Sicilien verstunden nicht, was das heifsen sollte: „Hie Welf! Hie Giebellingen!“ Man gab ihnen darüber die Erklärung, dafs durch Welf die päbstliche, und durch Giebellingen die kaiserliche Parthey angedeutet würde. Daher werden noch bis jetzt von dieser Begebenheit diejenigen, welche dem Pabste anhangen, Guelphen, und diejenigen, welche es mit dem Kaiser halten, Gibelliner genannt.“ *)

Unter Pabst Bonifaz dem VIII. fiengen auch die Bischöfe an, neben dem Hirtenstabe ein Schwerdt in ihre Wappen zu setzen, weil er ihnen erlaubte, den Blutbann über ihre Unterthanen, den sie bisher nur durch vom Kaiser mit dem Blutbanne beliehene Richter ausübten, durch ihre eigenen Beamten auszuüben. Denn er hob die vorher darauf gesetzte Irregularität auf in cap. finali Ne Clerici vel Monachi in VI., wo es heifst: „Ein Bischof oder ein anderer Prälat, der eine weltliche Gerichtsbarkeit hat, soll nicht für irregular gehalten werden, wenn er im Falle, dafs in seinem Jurisdictions-Bezirke ein Todtschlag oder ein anderes Verbrechen begangen wird, seinem eigenen Beamten, oder einem anderen den

*) Siehe Struvii Corpus Historiae Germanicae, Tom. I. pag. 434.

Auftrag macht, die Gerechtigkeit zu vollziehen." *)

Von diesem Pabste sollen die Römer nach seinem Tode gesagt haben: „Er schlich sich ein, wie ein Fuchs, er regierte wie ein Wolf, er starb wie ein Hund." —. Wer kennt die bösen Zungen der Römer nicht?

Siehe Berti Breviarium Hist. eccl. Tom. II. pag. 89. in Nota h.

ad §. 66. a.

Kaiser Ludwig der Baier.

Pabst Johann der XXII., der wider Ludwig den Baier den Kirchenbann schleuderte, liefs zugleich denen, die wider denselben die Waffen ergreifen würden, einen Ablafs anbieten, der so wirksam seyn sollte, als der Ablafs bey einem Zuge in das heilige Land. Ludwig, darüber aufgebracht, liefs zu Rom den Petrus Corbarius unter dem Namen Nikolaus der V. zum Pabste wählen, der im Jahre 1328 ihn und seine Kaiserin zu Rom krönte. Aber Pabst Johann citirte

*) „Episcopus seu alius Praelatus jurisdictionem obtinens temporalem si homicidio aut alio maleficio ab aliquibus in jurisdictione sua commisso ballivo suo aut alii cuicunque injungat, ut justitiae debitum exequatur, irregularis censeri non debet."
Scheidemantel's Repertorium Tom. II. pag. 661.

den Nikolaus nach Avignon, der auch kam, und mit einem Stricke um den Hals um Verzeihung bat. Doch Johann liefs ihn in ein Gewölbe unter der Schatzkammer einsperren, wo er Niemanden sehen, mit Niemanden sprechen konnte, und wo er nach drey Jahren starb.

Ludwig suchte, was er vom Pabste Johann dem XXII. nicht erhalten konnte, durch dessen Nachfolger Benedict den XII. vom Banne losgesprochen zu werden. Selbst die deutschen Reichsfürsten baten für ihn, und äufserten in einem Schreiben an den Pabst: „Ludwig habe sich jederzeit als einen standhaften und unermüdeten Streiter und Verfechter der römischen Kirche und des römischen Reiches erwiesen.“ *) Anfangs zeigte sich Benedict ganz gut. Aber auf einmal erklärte er den baierischen Gesandten: „Er habe zwar nichts gegen Ludwigs Person, indessen fühle er sich doch Instinctu divino gehindert, ihn vom Banne loszusprechen.“ Die Gesandten wufsten wohl, dafs dieser Instinctus divinus vom Könige in Frankreich komme, und kehrten misvergnügt wieder nach Baiern zurück.

Benedicts Nachfolger war Klemens der VI., der schon als Kardinal den Ludwig hafste, und

*) Würdtwein ex Codice Wormatiensi in novis subsidiis diplomaticis, Tom. IX. Heidelberg 1787.

ihn gewöhnlich nicht Bavarum, sondern Barbarum oder Baurum nannte. *) Es war daher kein Wunder, daſs er ihn, anstatt loszusprechen, auf das Neue in den Bann that, und ihm die Kaiserkrone zu entreiſsen suchte. In dieser Absicht trieb er den Erzbischof Heinrich von Mainz, der Ludwigs Freund war, vom Erzbisthume, und beförderte zu dieser Stelle Gerlach, einen Grafen von Nassau. Dieser veranstaltete aus Dankbarkeit eine neue Kaiserwahl, und die Kurfürsten von Böhmen und Sachsen wählten, in Verbindung mit den drey geistlichen Kurfürsten, Karl den IV. zum Kaiser.

Ludwig starb bald darauf, und zwar unvermuthet, bey Kloster Fürstenfeld auf einer Jagd. Einige sagen, es habe ihn ein Schlagfluſs getroffen. Andere aber behaupteten, er hatte Gift im Leibe. — Man brachte den entseelten Körper nach München, und wollte denselben in der Minoritenkirche, die von baierischen Herzogen erbaut worden war, begraben. Aber die Mönche nahmen die Leiche eines im päbstlichen Banne Verstorbenen nicht auf. Man begrub ihn nachher in der Frauenkirche, wo ihn aber der Bischof von Freising auch nicht dulden wollte. — Vitus

*) Geschichte der päbstlichen Nuntien. I. Th. S. 353. Frankf. u. Leipz. 1788.

Arenbeck in Chronico Bavariae lib. V. pag. 290. erzählt: „daſs auch die Dominikaner von Landshut die Kirche geschlossen haben, als einst der excommunicirte Ludwig ihrem Gottesdienste beywohnen wollte. Aber ein Diener Ludwigs drang in das Kloster mit einer brennenden Fackel und drohte mit Brand, worauf endlich dem Kaiser die Kirche geöffnet wurde.“ Die Furcht vor dem Pabste entschuldigt dieses Verfahren der Mönche.

Andere Mönche, wie ich schon in meiner Kirchengeschichte gemeldet habe, dachten für Ludwig besser. So z. B. als er auf der Jagd bey Fürstenfeld gestorben war, verbreitete sich aus dem tirolischen Kloster Stams, das ihm allezeit sehr ergeben war, sogleich die Erzählung, Ludwig sey, ungeachtet der päbstlichen Excommunication, schon am Morgen nach seinem Todestage einem frommen Mönch von Stams, Johann von Kempten, während dem Meſslesen in seiner Erlösung aus dem Fegfeuer erschienen, eine Sage, die damals zur Berichtigung der Volksmeynung ohne Zweifel wichtiger war, als die gründlichsten Schriften Okkam's und anderer Gelehrten. **)

*) Der Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol. V. Band. 3. St. S. 239. Jahrgang 1809.

Wie sehr übrigens Ludwig selbst den päbstlichen Bann fürchtete, beweiset sein eifriges Bestreben, von demselben los zu werden, und auch folgende Geschichte:

„Er sagte einst bey der Tafel: er habe gehört, wenn einer in des Pabstes Bann sey, so fresse kein Hund ein Stück Brod von ihm. Ich will es probiren, sagte er weiter, und gab seinem Hunde ein Brod, der es aber nicht anrührte. Der Kaiser schmierte es mit Brühe und Fette, und doch frafs der Hund nichts davon, worüber Ludwig sehr bestürzt wurde.“ *)

Wenn diese Geschichte auch durchaus wahr ist, so verdient Ludwig doch den Vorwurf nicht, welchen ihm Schmidt in seiner Geschichte der Deutschen macht, wo er im III. Theile, Seite 561. schreibt: „Ludwig war unter den excommunicirten Kaisern der letzte, aber auch derjenige, der sich am kleinsten und weinerlichsten dabey aufgeführt hat.“ Man mufs wissen, dafs Schmidt dieses schrieb, da er nicht mehr in Würzburg, sondern schon zu Wien als Archivar am kaiserlichen Hofe war, an welchem man lieber Ludwigs Tadel als Lob hörte. Man bedenke

*) Neu eröffneter historischer Bildersaal. II. Theil, S. 139. Nürnberg 1713.

aber zugleich Ludwigs Umstände, seinen religiösen Charakter und die Denkart des Mittelalters, so läfst sich seine Kleinmüthigkeit leicht erklären. Indessen siegte am Ende doch sein Starkmuth, wie die Frankfurter Konstitution vom Jahre 1338 und der gleich darauf folgende Kur-Verein von Rensee beweisen.

Ein schönes Bild von Ludwigs Person liefert uns Westenrieder aus einem gleichzeitigen Schriftsteller. „Ludwig," heifst es, „war von Gestalt fast untersetzt und starkleibig. Er hatte lichtbraune ganz dünne Haare, graue Augen, einen scharfen Blick, und ein Angesicht, das beständig lächelte. Seine Nase war sehr spitzig, und näherte sich gekrümmt dem Munde. Seine Wangen waren gleich fleischigt. Sein Kinn war kräftig, desgleichen sein Hals und Schulter. Er wufste die Waffen sehr geschickt zu führen, und achtete keine Gefahr. Ja er war manchmal nur zu hitzig und voreilig. Im Unglücke fehlte es ihm gar oft an guten Rathgebern. Sonst war er im Umgange überaus höflich, und scherzte gern. Sein Gang war kühn und schnell. Er hielt sich nirgends lange auf, und verfügte sich immer persönlich nach dem Orte, wo er etwas zu thun hatte." *)

*) Westenrieders historischer Kalender für das Jahr 1788. S. 221.

Noch ein Zug ist merkwürdig, der dem Kaiser Ludwig und seinem Gegner, Herzogen Fridrich ven Oesterreich, gleiche Ehre macht. Ludwig liefs den Fridrich, welchen er in der Schlacht bey Ampfing gefangen hatte, unter gewissen Bedingungen wieder frey, und Fridrich versprach, als Gefangener zurückzukehren, wenn er die Bedingungen nicht erfüllen könnte. Der Fall traf ein. Sein mächtiger Anhang, der auch nach erlittener Niederlage noch stärker, als der Anhang Ludwigs war, willigte nicht in die Bedingungen, und wollte auch nicht, dafs Fridrich Wort halten, und wieder als Gefangener zu Ludwig zurückkehren sollte. Aber Fridrich wollte sich lieber wieder den Händen Ludwigs überlassen, als sein Wort brechen; und Ludwig dachte edel genug, ihn von dieser Stunde an wie seinen vertrautesten Freund zu behandeln. Er übertrug ihm sogar die Vertheidigung Baierns gegen Oesterreich, als er durch andere Händel anderwärts hingerufen wurde. *)

ad §. 66. b.

Von der Weissagung des Malachias.

Da bisher von den Päbsten dieses Zeitraumes die Rede war, so kann zum Beschlufse die

*) Deutsches Museum. Februar, 1782. S. 130.

Weissagung über die Päbste angeführt werden, welche mit Pabste Coelestin dem II. im Jahre 1143 anfängt, und mit dem letzten Pabste Peter dem II. endigt, und von dem irländischen Bischof Malachias aus dem XII. Jahrhunderte seyn soll. In dieser Weissagung wird jedem Pabste ein Symbol beygelegt, deren einige mehr, einige weniger zutreffen, einige bisher gar nicht erklärbar gefunden worden sind.

Ein niederländischer Benedictiner, Arnold Wion, der sich in Kriegszeiten nach Venedig flüchtete, brachte dort diese Weissagung unter dem Namen des Malachias im Jahre 1595 zum erstenmal zum Vorschein in seinem Buche: „Lignum vitae, oder Abbildung des ganzen Benedictinerordens. Venedig 1595."

Alphons Ciacconius, ein Dominikaner, gab diese Weissagung bald darauf mit Erläuterungen heraus. — Aber der Jesuit Claudius Franciscus Menetrier gab im Jahre 1690 eine eigene Schrift heraus, in welcher er diese Weissagung dem Malachias durchaus absprach. Auch der gelehrte Mabillonius stimmte mit ihm aus dem Grunde überein, weil der heilige Bernhard, des Malachias Ordensbruder, Freund und Biograph, von dieser Weissagung keine Meldung macht.

Es scheint also, sie sey eine Erfindung des

Arnold Wion, der im Jahre 1595 den vorhergehenden Päbsten leicht zutreffende Symbole beylegen konnte.

Indessen waren doch auch einige Symbole von den nachkommenden Päbsten auffallend passend So hat Innocenz der X. vom Jahre 1644, da Wion gewiſs todt war, das Symbol: „Jucunditas Crucis," und er war vorher Kardinal in Titulo Sanctae Crucis. — Bey Alexander dem VII. heiſst es: „Custos Montium," und er führte im Wappen einen Berg mit sechs Spitzen. — Klemens der IX. hat das Symbol: „Sidus olorum," und es traf sich, daſs er im Conclave ein Zimmer erhielt, dessen Thür mit einem Schwan bemahlt war. — Bey Innocenz dem XII. heiſst das Symbol: „Rastrum in Porta," und seine Familie Pignatelli führte ein Thor mit einem Fallgitter im Wappen. — Klemens dem XIV. ist das Symbol: „Visus velox," oder auch „Ursus velox" beygegeben, und trifft zu, theils wegen seiner kurzen Regierung, theils weil an seinem väterlichen Hause ein Bär im Sprung als Hauszeichen war. — Pius der VI. hat das Symbol: „Peregrinus apostolicus," und wer wird läugnen, daſs es an diesem Pabste buchstäblich erfüllt wurde? Denn er war in der That ein apostolischer Wanderer, da er im Jahre 1782 eine beschwerli-

che Reise nach Deutschland machte, und am Ende seiner Tage von Rom nach Siena im Florentinischen, und zuletzt gar bis nach Valence in Frankreich wandern mufste. — Das Symbol des dermaligen Pabstes ist: „Aquila rapax," der freylich er nicht ist. Es kann aber gar wohl bedeuten, dafs unter seiner Regierung der französische Adler, und nicht mehr der Pabst Rom im Besitz haben wird, wie es auch wirklich so ist.

Wie sehr und wie oft die Symbole derjenigen Päbste, die vom Jahre 1143 bis zum Jahre 1646 regierten, mit der Lebensgeschichte derselben übereinstimmten, hierüber sehe man das Buch: Roms zwölf unglückliche Sechser, von Franz Xaver Christmann. Konstanz 1803.

Ich kann daher Schröckh's hartes Urtheil nicht ganz unterschreiben, da er in seiner Kirchengeschichte sagt: „Diese Weissagungen von künftigen Päbsten bestehen nur aus wenigen Worten, aber eben diese Worte sind meistentheils so räthselhaft und zweydeutig, oder auch so spielend und läppisch, dafs diejenigen, welche sie für ächte Weissagungen ansehen, die entferntesten und gezwungensten Aehnlichkeiten aufbieten mufsten, um ihre Erfüllung zu zeigen. *)

*) Schröckh's christliche Kirchengeschichte. XXVI. Theil, Seite 126.

ad §. 67. a.

Von der Rohheit der Geistlichen dieses Zeitraumes.

Schon am Anfange dieses Zeitraumes, im Jahre 1063, gab die höhere Geistlichkeit am Pfingstfest in der Kirche zu Goſslar ein Beyspiel von wilder Rohheit.

Der Bischof von Hildesheim, der mit dem Abte von Fulda schon lange um den Vorsitz gestritten hatte, verbarg an diesem Tage Soldaten hinter dem Hochaltar, mit dem Befehl, bey dem ersten Zeichen hervor zu brechen. Als nun die Bedienten des Abtes mit den Dienern des Bischofs wegen des Rangstreits ihrer Herrn abermals in Wortwechsel geriethen, brachen die hinter den Altar gestellten Soldaten des Bischofs hervor, und jagten die Leute des Abtes mit Kolben aus der Kirche. Diese riefen nun die Soldaten ihres Abtes zu Hülfe, und kehrten auf das Neue in die Kirche zurück. Jetzt sahe und hörte man nichts als morden und fluchen, und Ströme von Blut flossen durch die Kirche. Der Bischof bestieg in seinem bischöflichen Ornate die Kanzel, und ermunterte die Seinigen zum Morden. Er sagte: „sie sollten sich durch die Heiligkeit der Kirche nicht abschrecken lassen, er wolle dieselbe schon wieder weihen.“ Der eben gegenwärtige

junge Kaiser Heinrich der IV. schrie laut, und gebot Friede, aber umsonst, und es hatte genaue Noth, dafs er selbst unverletzt aus der Kirche heraus kam. Zuletzt siegten die Soldaten und Diener des Bischofs, und die des Abtes wurden zur Kirche hinaus getrieben, diese sodann geschlossen. Es wäre aber von Letzteren der Streit erneuert worden, wenn nicht die Nacht eingebrochen wäre. — Dieser Rangstreit begann schon im Jahre 1062, und wäre schon damals blutig geworden, wenn der Herzog Otto von Baiern sich nicht entgegen gesetzt hätte. — Gelegenheit zu diesem Streite gab das Privilegium, das der Abt von Fulda vom Pabste und Kaiser hatte, bey jeder öffentlichen Zusammenkunft der Bischöfe seinen Sitz neben dem Erzbischof von Mainz nehmen zu dürfen, welches Privilegium der Bischof von Hildesheim in seinem Kirchsprengel, worin Goslar war, nicht anerkennen wollte. *) Dieser Bischof Wezel von Hildesheim schenkte nachher der Kirche zu Goslar, vielleicht zu einiger Genugthuung, einen grofsen metallenen, künstlich gearbeiteten Ring, der als ein Kronenleuchter

*) Braunschweigische und Lüneburgische Chronik durch Heinrich Bünting. Magdeburg. 1584. Seite 54.

gebraucht wurde, und noch in der Domkirche zu Goslar zu sehen ist. *)

Kaiser Heinrich der IV. trug durch Mifsbrauchung des Investiturrechts selbst viel bey, die Zahl roher Geistlicher zu vermehren. So gab er der Kirche zu Bamberg einen Bischof, der einst bey dem Gottesdienste sang: „Terra autem erat inanis et vacca,“ für vacua. **)

Ratherius in suo Itinerario aus dem zwölften Jahrhunderte sagt: „dafs er die Geistlichen zu Verona über Glaubenssachen ausgefragt, und sehr viele unter ihnen gefunden habe, welche nicht einmal das apostolische Symbolum wufsten.“ ***)

Eine Kirchenversammlung von Rheims, sagt von den römischen Geistlichen der damaligen Zeit: „Dafs zu Rom kaum einer sey, der so viel Wissenschaft hätte, als nur zu den mindern Weihen erfodert wird. Wie können diese Leute,“ heifst es weiter, „so frech seyn, andere zu unterrichten, da sie selbst nichts gelernt haben?“ ****)

*) Neues Göttingisches historisches Magazin, von Meiners und Spittler. II. Band. II. Stück. S. 232. Hannover 1792.

**) Bruno de bello Saxonico in Freheri Scriptoribus Rerum Germ. pag. 100.

***) Apud d'Achery in Spicilegio. Tom. I. pag. 381.

****) Cum hoc tempore Romae nullus pene sit, qui lit-

Mabillonius sagt: „daſs viele Geistliche dieses Zeitraumes so unwissend waren, daſs sie nicht einmal ihren Namen schreiben konnten.“ *)

Ein gleichzeitiger Schriftsteller schildert die Geistlichen dieses Zeitraumes so: „Sie sind mehr dem Trunk, als dem Studieren ergeben. Sie sammeln lieber Münzen, als Bücher. Sie schauen lieber auf die Martha, als auf den Markus. Sie lesen lieber im Salm (einem guten Fische), als im Salomon.“ **)

Eine ungarische Synode zu Neitra vom Jahre 1117 muſste die Verordnung machen: „daſs keiner geweiht werden solle, der nicht wohl lesen kann, und in den wissenschaftlichen Anfangsgründen einigermaſsen (aliqualiter) unterrichtet ist.“ ***)

teras, ut fama est, dedicerit, sine quibus vix Ostiarius efficitur. Qua Fronte aliquie docere audebit, quod nunquam didicit?“

Apud Baronium ad annum 954.

*) Mabillonius de re diplomatica. Tom. 1. cap. 22. §. 3.

**) „Clerici potius dediti gulae, quam glossae. Potius colligunt libras, quam libros legunt. Lubentius intuentur Martham quam Marcum. Malunt legere in salmone, quam in Salomone.“

Schuler Geschichte der populären Schrifterklärung. II. Theil. S. 126.

***) Danielis Cornides vindiciae Anonymi Belae Regis

In einem Dokument des ehemaligen Collegiatstifts von Zürch vom Jahre 1335 heifst es: „Wir übersenden hier ein Decret, welches unser Notar Johann von Thurego geschrieben hat, weil von uns Kapitularen keiner schreiben kann." *)

Im Jahre 1362 wollte der neu erwählte Bischof Johann zu Hildesheim die Bibliothek sehen. Die Domherrn führten ihn aber in das Zeughaus, und sagten: „Hier sind die Bücher, mit denen sich ein Bischof zu Hildesheim abzugeben hat." Dies mifsfiel ihm so sehr, dafs er ein anderes Bisthum suchte. Er traf aber nirgends geistlichere Gesinnungen an. **)

Man mufs indessen nicht glauben, dafs in diesem Zeitraume nur die Geistlichen roh und unwissend gewesen seyen. Mabillonius de re diplomatica und andere Gelehrte führen viele Beyspiele an, dafs auch Laien, und zwar von höherem Stande, nicht einmal ihren Namen zu schreiben wufsten, und gewöhnlich statt der Namens-

Notarii, editae et auctae à Joanne Christiano Engel. Ofen 1802.

*) „Quia singuli de Capitulo scribere nescimus." Anmerkungen zum Fust von Stromberg. 1782. Seite 105.

**) Die Ehre des Bürgerstandes nach den Reichsrechten. Frankf. u. Leipz. 1791. S. 37.

Unterschrift ein Kreuzzeichen auf das Papier machten. Der baierische Herzog Otto der Wittelsbacher bediente sich dabey seines eisernen Handschuhes. —

Im Ganzen genommen waren die Geistlichen doch immer der gelehrtere Theil, und hatten selbst an den Höfen der Fürsten die wichtigsten Geschäfte zu besorgen. Die Laien, durch die Kreuzzüge verdorben, zogen das wilde Faustrecht den Wissenschaften vor.

ad §. 67. b.

Universitäten.

In diesem den Wissenschaften und der wahren Gelehrsamkeit so ungünstigen Zeitraume wurden doch die meisten Universitäten begründet, unter welchen die Universität zu Paris immer die blühendste blieb. Sie zählte gewöhnlich zehn tausend und bisweilen zwanzig tausend Studierende aus allen Ländern Europens. Sie erhielt auch seit den Zeiten Ludwigs des Dicken grofse Vorrechte. Vorzüglich grofs war der Ruhm der Sorbonne wegen Beurtheilung der Streitigkeiten in Glaubenssachen. — Wenn der Hof den Vorstellungen der Universität hartnäckig widerstrebte, so setzte sie auf einmal ihre Lehrstunden und Uebungen aus, woraus entweder eine Empörung

der vielen tausend Universitätsbürger, oder die Furcht entstand, daſs diese Tausende von Studierenden, die gröſstentheils aus reichen und unabhängigen Fremdlingen bestanden, sich entfernen möchten. Die Könige und ihre Günstlinge hörten die härtesten Wahrheiten aus dem Munde der Lehrer und Abgeordneten der hohen Schule. Niemand rächte die Verletzungen seiner Privilegien auch an den vornehmsten Personen mit einer solchen unerbittlichen Strenge, als die Universität zu Paris. Im Jahre 1404 geriethen die Bedienten des Herrn de Chavoisy, Kammerherrn des Königs, mit einigen Akademikern in Streit, und miſshandelten sie in einer Kirche. Die Universität klagte beym König, und gab nicht nach, bis drey der schuldigen Bedienten ausgepeitscht und verbannt, und der Pallast des Herrn von Chavoisy bey Trompeten- und Paukenschall niedergerissen wurde. Von diesem Vorfall hat sich das Andenken bis auf die Zeiten des Herrn von Mezeray, der in seiner Geschichte lib. 4. pag. 316. davon Nachricht giebt, durch eine eingemauerte Inschrift erhalten. *)

*) Göttingisches historisches Magazin von Meiners und Spittler. VIII. Bandes 4. Stück. Seite 577. Hannover 1791.

Diesen grofsen und freymüthigen Ton suchten auch andere Universitäten nachzuahmen. Aber eben dadurch kamen sie in Verfall. Lehrer und Lernende sahen mehr auf Handhabung ihrer Rechte und Privilegien, als auf Wissenschaft und Ordnung. Und so entstanden die gröfsten Ausschweifungen, worüber von Zeit zu Zeit die bittersten Klagen geführt wurden. Ich will nur anführen, was Aeneas Sylvius im fünfzehnten Jahrhunderte von der Universität zu Wien schreibt: „Die Studierenden führen ein wohllüstiges Leben. Essen und trinken ist ihre Sache. Wenige gelangen zu einer Gelehrsamkeit. Sie haben auch keine Zucht. Tag und Nacht schwärmen sie herum, und sind den Bürgern sehr zur Last.“ *)

ad §. 67. c.

Die Skolastiker.

An den Universitäten dieses Zeitraumes herrschte Aristoteles, und die demselben ergebenen Skolastiker spielten in der Philosophie und

*) „Studentes voluptati operam praebent, vini cibique avidi. Pauci emergunt docti. Neque sub censura tenentur. Die noctuque vagantur. Magnas civibus molestias inferunt.“

Aeneas Sylvius in Historia Imperatoris Friderici III. pag. 4.

Theologie die Hauptrolle. Ihre Gelehrsamkeit gieng gröſstentheils auf Spitzfindigkeiten hinaus, die sie aber mit so viel Consequenz vortrugen, daſs man dadurch wenigstens ordentlich denken lernte. Ganz sind sie also nicht zu verachten. „Die Skolastiker," sagt Leibnitz, „strotzen vor Unsinn. Es ist aber doch Gold in diesem Koth."*)

„Die armen Scholastici," schreibt Salomon Semler, „haben sich gar zu sehr müssen verachten lassen, oft von Leuten, die sie nicht zum Abschreiben hätten brauchen können." **)

In der Hauptsache verbreiteten sie aber doch mehr Finsterniſs als Licht über die Wissenschaften, und je länger sie ihr Wesen trieben, desto gröſser ward die Verwirrung im Reiche der Litteratur. Der eben angeführte Leibnitz beschreibt in der Einleitung zu den Braunschweigischen Schriftstellern den Stufengang dieser Verwirrung mit seiner gewöhnlichen Kraft. „Im dreyzehnten Jahrhundert," sagt er, „sind beynahe alle guten Schriftsteller unvermuthet verschwunden, indem die Bettelmönche, die damals aufstunden, alles

*) „Scholasticos agnosco abundare ineptiis. Sed aurum est in illo coeno."
Leibnitius in Miscell. pag. 72. Lipsiae 1718.

**) Semler's historische Einleitung zu Baumgartens Glaubenslehre. Halle 1764.

an sich zogen, und die Unwissenheit und den Irrthum sogar durch Scheiterhaufen sanctionirten, so daſs auſser der Rechtswissenschaft und den Skolastischen Spitzfindigkeiten fast keine andere Studien mehr übrig waren. Für die Deutschen war das zehnte Jahrhundert gewiſs eine goldene Zeit in Vergleichung mit dem dreyzehnten und vierzehnten, in welchen die Unwissenheit so sehr zunahm, daſs fast alle Reichsrechte verfielen. Aus Otto dem Freysinger und anderen Gleichzeitigen erhellet, daſs in der Mitte des zwölften Jahrhunderts noch eine reine Unterscheidungskraft übrig war. Aber bald darauf goſsen sich die Fabeln, die bisher in den Legenden eingeschlossen waren, mit Gewalt über die litterarische Welt aus." *)

Indessen kann man doch nicht läugnen, daſs einige von den Skolastischen Doctoren sehr gute Köpfe waren, denen nichts mangelte, als ein besseres Zeitalter. Ich will die wichtigsten davon in kronologischer Ordnung anführen:

Der erste war der heilige Anselm, von dessen Grundsätzen ich schon in meiner Kirchengeschichte Meldung machte. Er war im Jahre 1034 zu Aosta in Piemont geboren. Im Jahre 1065

*) Leibnitius in Introductione in Scriptor. rerum Brunswic. ad §. 63.

ward er Benedictiner zu Bec in der Normandie, und dann Abt im Jahre 1078. Man lernte ihn auf einer Reise, die er wegen einiger Geschäfte in Klostersachen machen mufste, in England kennen, und im Jahre 1093 wurde er wider seinen Willen zum Erzbischof von Kanterbury aufgestellt. Er wollte diese Stelle deswegen nicht annehmen, weil eben damals Wilhelm Rothhaar König war, der mehrere Bisthümer unbesetzt liefs, um ihre Einkünfte ziehen zu können. Anselm sagte daher: „Es thue nicht gut, dafs man ein altes Schaaf und einen unbändigen Stier zusammen spanne. Der König werde ihn und die Kirche unterdrücken.“ Seine Vorhersagung traf auch ein, und es kam wirklich so weit, dafs er sich auf einige Zeit nach Rom flüchten mufste. Aber im Jahre 1100 starb Wilhelm, und Heinrich der I. ward König. Da gieng Anselm wieder zurück, und leistete dem neuen Könige den Eid der Treue. —

Unter die Skolastiker wird auch Otto, Bischof von Freysingen, gezählt, weil er die Skolastische Philosophie zu Paris studierte, und dieselbe zuerst nach Deutschland brachte. Er war ein Sohn Leopolds des Heiligen, Markgrafens von Oesterreich, aus dem Bambergischen Hause. Von fünf Söhnen wurden die zween jüngsten, Otto

und Konrad, geistlich. Konrad wurde Erzbischof zu Salzburg, Otto anfangs Probst zu Neuburg, dann Abt des Zisterzienser-Klosters Morimont in Burgund, und endlich im Jahre 1137 Bischof zu Freysingen, welcher Würde er zwanzig Jahre vorstund. — Er begleitete seinen Stiefbruder Kaiser Konrad den III. auf dem Kreuzzuge nach Palästina, und ward in den wichtigsten Dingen zu Rathe gezogen. —

Da er sich im Jahre 1158 im Winter nach Morimont begab, um einem Ordens-Convent beyzuwohnen, starb er dort bald nach seiner Ankunft. — Seine Chronik, oder sein Buch: De mutatione rerum, besteht aus acht Büchern. Das erste Buch endigt mit Entstehung der Römer, und das achte Buch handelt vom Ende der Welt, vom Antichrist, von der Auferstehung der Todten u. s. w. Er schickte davon eine Abschrift an Kaiser Fridrich den I. und sagt in dem Eingange demselben folgende Schmeicheley: „Man findet keine Person in der Welt, die den Gesetzen der Welt nicht unterworfen wäre. Nur die Könige allein, welche über die Gesetze aufgestellt sind, bleiben dem göttlichen Gerichte vorbehalten, und sind an keine Gesetze der Welt gebunden.“ *) — Da er von dem Streite zwi-

*) „Cum nulla inveniatur persona mundialis, quae

schen Pabst Gregor dem VII. und Kaiser Heinrich dem IV. spricht, hat er, sagt Aeneas Sylvius, „die Pflichten der Verwandtschaft und der Wahrhaftigkeit so glücklich miteinander vereinigt, daſs er keinem von beyden zu nahe getreten ist" Er lobt zwar Gregor den VII. wegen Abschaffung der Ehe der Geistlichen, und nennt ihn einen tapfern Streiter für das Haus des Herrn. Aber von Heinrichs des IV. Excommunication und Absetzung schreibt er: „Ich habe die Geschichte mehr wie einmal durchgelesen, und finde kein Exempel, daſs jemals ein Kaiser oder ein König von einem Pabste excommunicirt oder abgesetzt worden sey." — Ein zweytes Werk schrieb Otto von den Thaten Kaisers Fridrichs des I. in zwey Büchern bis zum Jahre 1157. — Seine Beschreibung von dem natürlichen und politischen Zustande Ungarns, welches Land er als Begleiter Kaisers Konrads des III. bey dem Kreuzzuge gesehen hatte, wie auch die Beschreibung von der Verfassung Italiens zeigen seinen damals seltenen Beobachtungsgeist. — Er hat auch die

mundi legibus non subjaceat et subjacendo coerceatur, soli Reges, utpote constituti supra leges, divino examini conservati, saeculi legibus non cohibentur."

alten Dichter gelesen, von denen er oft glückliche Stellen anführt, besonders von Lukanus. — Seine lateinische Sprache ist nicht so rein, wie bey Eginhard. Er drückt z. B. Buben aus durch Bubones, Bürger durch Burgenses, Dichter durch Dictare, Bezahlen durch das italienische pagare, über die Alpen setzen durch transalpinare u. s. w. *)

Ein anderer merkwürdiger Schriftsteller war Petrus Lombardus, der im Jahre 1159 Bischof zu Paris wurde. Er schrieb ein theologisches Lehrbuch unter dem Titel: „Libri quatuor Sententiarum," wodurch er den Namen Magister Sententiarum erhielt. Durch ihn kam die aristotelische Philosophie mit vielen schlimmen Folgen in die Religion. Erasmus sagt von diesem Manne: „Es wäre zu wünschen, dafs seine Arbeit für die Kirche so gut ausgefallen wäre, als sie gemeynt war." **)

Ueber des Petrus Lombardus Lehrbuch schrieb einen Commentar unter dem Namen: „Summa Theologiae," Alexander von Hales, ein Franziskaner in England, der im Jahre 1222 nach Paris kam, dort Lehrer der Philosophie und Theologie

*) D. H. Hegewisch histor. und litter. Aufsätze. No. IX. S. 222. Kiel 1801.

**) Erasmus in adnotationibus in Matth. cap. 1. v. 19.

wurde, und im Jahre 1245 starb. Er war der erste, der die syllogistische Form nach aristotelischen Grundsätzen in die Theologie einführte. Er erhielt den Namen: der Unwiderlegliche, Doctor irrefragabilis. Man nannte ihn auch den Monarchen der Theologen.

Ein berühmter Skolastiker war auch der heilige Bonaventura, geboren im Jahre 1221 zu Bagnarea im Kirchenstaate. Er ward im Jahre 1243 Franziskaner, wozu ihn seine Mutter, da er in seiner Jugend gefährlich krank war, verlobt hatte. Im Jahre 1257 wurde er Professor der Theologie zu Paris, und im Jahre 1274 starb er als Kardinal auf der Kirchenversammlung zu Lyon. — Er erhielt den Namen: der seraphische Doctor, und durch Pabst Sixtus den V. die Stelle des sechsten Kirchenlehrers. — In seinen Schriften suchte er die Mystik und die aristotelische Philosophie miteinander zu vereinigen, und dadurch wurde er praktischer, als seine Vorgänger. — Gerson schreibt von ihm: „Wenn du mich fragst, welchen ich unter den übrigen Doctoren für vorzüglich tauglich halte, so antworte ich: den heiligen Bonaventura. Denn er redet gründlich, sicher, fromm, nach der Gerechtigkeit und mit einem Gefühle von Andacht. Er mischet auch keine vorwitzige und unpassende Sätze in

seine Schriften. Aber eben daher kam es, daſs er von den unandächtigen Skolastikern nicht genug geschätzt wurde." *) — Für uns Baiern ist merkwürdig, daſs man bey Begründung der Universität zu Ingolstadt die Theologie des heiligen Bonaventura zum ersten Vorlesebuche gewählt hat. —

Albert der Groſse, auch ein Skolastiker ward geboren zu Lauingen, aus der Familie von Bolstädt, wurde Dominikaner, und im Jahre 1260 Bischof zu Regensburg. Der Abt Tritheim schildert ihn so: „Albert war in den göttlichen Schriften fleiſsig, und wohl unterrichtet. In der Weltweisheit stund er Niemanden seiner Zeit nach. Er hatte einen feinen Verstand, und eine Skolastische Beredsamkeit. Sein Leben war andächtig, und sein Umgang heilig. Wegen seiner Gelehrsamkeit wurde er Albert der Groſse genannt." **)

Ein Franzose, Thevet, schreibt von ihm: „Ein Theil seiner Seele war im Himmel, der andere in der Luft, der dritte auf der Erde, der vierte im Wasser, und doch wuſste er immer

*) Gerson in Examinatione Doctrinarum. Tom. I. Operum pag. 21. Antwerpae 1706.

**) Trithemius de Scriptoribus ecclesiasticis.

seine Seele so zu sammeln, daſs ihm nichts von dem, was in allen Theilen der Welt war, verborgen blieb." *) Aristoteles war ihm alles, den er in der Theologie und Philosophie zum Grund lebte. Unter seinen theologischen Schriften lobt man vorzüglich sein Büchlein de adhaerendo Deo, das zu Köln im Jahre 1638 deutsch gedruckt worden ist. Unter seinen philosophischen kömmt gewöhnlich das Buch de Secretis mulierum vor, welches aber nicht von ihm, sondern von seinem Schüler Henricus de Saxonia ist. — Viele hielten ihn für einen Zauberer, weil er nekromantische Bücher las und schrieb, und Kunstwerke verfertigte, deren inneren Mechanismus sie nicht begreifen konnten. So brachte er mit einer dreyſsigjährigen Anstrengung einen redenden Kopf zu Stande, den selbst Thomas von Aquin für ein Zauberwerk hielt, und aus Schrecken zertrümmerte. — Im Jahre 1254 gab er dem Zwischenkaiser Wilhelm von Brabant im Dominikaner-Garten zu Köln eine Tafel mitten im Winter, und es kamen dabey Bäume und Weinstöcke mit reifen Früchten vor. Dies ward von vielen für eine Zauberey angesehen. **) — Einige

*) Thevet, la vie des hommes illustres.

**) Trithemius in Chronico Hirsaugiensi. T. I. p. 592.

sagen von Albert, er sey in der Jugend sehr blöd gewesen, und fünf Jahre vor seinem Tode wieder blöd geworden. Maria habe ihm das erstemal die Blödigkeit genommen, und das zweytemal auf seine Bitte wieder gegeben, damit er als ein Christ ruhig sterben könnte.

Noch merkwürdiger, als Albert, war unter den Skolastikern sein Schüler, Thomas von Aquin, geboren im Jahre 1224 zu Roccasicca im Neapolitanischen, aus einem gräflichen Hause. Im Jahre 1243 ward er Dominikaner wider den Willen seiner Eltern, welchen zu entkommen er sich Nachts an einem Stricke zum Fenster hinabliefs. — Seine Mitschüler nannten ihn wegen seiner Stille den stummen Ochsen. Aber ihr Lehrer Albert sagte: „Diesen Ochsen wird man einst in der ganzen Welt brüllen hören.“ Er wurde auch schon im Jahre 1257 Doctor und Professor der Theologie zu Paris.

Man nannte ihn wegen seinen Kenntnifsen den englischen Doctor. Er lehrte ganz nach Aristoteles, und besorgte eine bessere Uebersetzung desselben. — Am meisten bearbeitete er die natürliche Theologie in seiner *Summa Catholicae Fidei*, welche ihm Launoius aus dem Grunde abspricht, weil Pabst Klemens der VI. in einer Lobrede auf Thomas von dieser Summa nichts

meldet. *) Es kömmt aber doch diese Summa in den ältesten Verzeichnissen seiner Werke vor, und er beruft sich selbst darauf in Libris Sententiarum. Was kann also des Launoius argumentum mere negativum beweisen? — Uebrigens wurde diese Summa so sehr geschätzt, dass man sie in die griechische, arabische und chinesische Sprache übersetzte. —

Thomas fand überhaupt, besonders nach seinem Tode, viele Verehrer. — Pabst Pius der V., der selbst ein Dominikaner war, erklärte ihn nach Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregor dem Grossen als den fünften Kirchenlehrer. — Erasmus sagt von ihm: „Keiner der Skolastischen Theologen hatte mehr Fleiss, einen gesünderen Verstand und eine gründlichere Gelehrsamkeit, als Thomas. Er hätte ein besseres Zeitalter verdient, wo er auch in Sprachen und schönen Künsten hätte unterrichtet werden können.“ *) — Sixtus Senensis sagt: „Die Seele des heiligen Augustin ist in den Leib des heiligen Thomas übergegangen.“ — Selbst der berühmte Protestant Bucerus soll gesagt haben: „Man entferne den Thomas, und ich will die katholische Kirche zerstören“ (tolle Thomam, et

*) Launoius Operum Tom. II. P. II.

**) Erasmus in adnotationibus in Epist. ad Romanos.

dissipabo Ecclesiam). — Der Protestant Johann Georg Dorsch gab im Jahre 1656 sogar eine Schrift heraus unter dem Titel: „Thomas Aquinas exhibitus Confessor veritatis evangelicae,“ und mehrere protestantische Schriftsteller, auch neuere, gaben dem Dorsch Beyfall. Aber anders spricht von Thomas Semler in seiner Vorrede zu Baumgartens Untersuchung theologischer Streitigkeiten im II. Band S. 64.

Den Beschluſs der Skolastischen Doctoren dieses Zeitraumes macht Joannes Duns Skotus, ein Franziskaner, der im Jahre 1301 Lehrer der Philosophie und Theologie zu Oxford, und im Jahre 1304 zu Paris ward. Er widersprach in vielen Stücken dem heiligen Thomas, daher der Ursprung der Thomisten und Skotisten. Seine spitzfindige Lehrart erwarb ihm den Namen Doctor subtilis. — Er war auch berühmt im Streite von der unbefleckten Empfängniſs Mariae, die er nebst vielen andern Beweisen vorzüglich mit dem Schluſse vertheidigte: „Deus Mariam ab omni peccato praeservare potuit, decuit, ergo voluit.“ — Er starb als Lehrer zu Köln, und soll, wie einige behaupten, lebendig in einer Ohnmacht begraben worden seyn. —

Ich habe hier nur einige Züge aus dem Leben der Skolastiker angeführt. Wer aber auch

mit ihrer Lehre bekannt werden, und in den Geist derselben eindringen will, der lese vor allen das merkwürdige Buch: „Tiedemanns Geist der spekulativen Philosophie.“

ad §. 67. d.

Spitzfindige Fragen der Skolastiker.

Ich habe davon schon einige in meiner Kirchengeschichte angeführt, und es giebt deren noch mehrere. z. B.

Ob im Stande der Unschuld die Zahl der Individuen beyderley Geschlechts immer gleich gewesen wäre?

Ob die Fleisch fressenden Thiere, z B. Wölfe, Raben, schon im Stande der Unschuld Fleisch gefressen haben, da doch Gott Genesis cap. 1. sagt: „Ich habe euch und allen Thieren der Erde Kräuter und alle Holzarten zur Speise gegeben?“ Der heilige Thomas beantwortet diese Frage so: „Der Appetit zum Fleische liegt in der Natur dieser Thiere; was aber einem Wesen natürlich ist, das bleibt ihm immer. Denn durch die Sünde des Menschen wurde die Natur der Thiere nicht verändert.“ *)

*) I. P. Q. 96. a. 1. ad 2.

Ob Christus in einer kleinen Hostie eben so groſs sey, wie in einer groſsen?

Ob die Seligen im Feuerhimmel, oder im Wasserhimmel, oder im Kristallhimmel seyen?

Ob ein Stummer und ein anderer, der keine Hände hätte, miteinander Jemanden gültig taufen könnten?

Ob man mit Erde, mit Luft, mit Meth, mit einer Lauge, mit Fleischbrühe, mit Fischbrühe, mit Bier, mit Rosenwasser, mit Schnee oder Eis, im Rausche, im Schlafe, oder gar vom Teufel gültig getauft werden könnte?

Ob ein Schwein, das der Bauer an einem Stricke zu Markte treibt, vom Stricke oder vom Bauer gehalten werde?

Wie man die heilige Dreyfaltigkeit nach der Natur abmalen müsse?

Ob Christus nach seiner Auferstehung auch jenes Blut wieder in sich hatte, welches er in seiner Geisselung, Krönung und am Kreuze vergossen hat?

Vorzüglich bedeutend war in den Augen der Skolastiker schon seit dem zwölften Jahrhunderte die Frage:

Ob eine Maus, welche eine Hostie verzehrt, wirklich den Leib Christi empfange?

Für die verneinende Meynung waren Petrus Lombardus, Bonaventura und andere. Sie sagten:

1. Eine solche Behauptung würde die Kirche in das Gespött bringen.

2. Die Sakramente seyen nur für vernünftige Geschöpfe.

3. Eine Maus wird, wenn man auch Wasser und Wort braucht, nicht wirklich getauft. Sie empfängt also auch den Leib Christi nicht wirklich.

Man müsse daher sagen: der Leib Christi verschwinde, ehe die Hostie in den Leib der Maus kömmt, und die Maus empfange den Leib Christi nur scheinbar, aber nicht wirklich.

Das Gegentheil behaupteten Thomas von Aquin, Durandus und andere aus folgenden Gründen:

a. Die Maus geniefst die Gestalten des konsekrirten Brodes, also auch den Leib Christi, der mit den Gestalten innigst verbunden, oder gar eines ist.

b. Der Sünder ist in den Augen Gottes verächtlicher, als ein unvernünftiges Thier. Wenn nun doch ein Sünder den Leib Christi geniefsen kann, warum nicht auch ein unvernünftiges, unschuldiges Thier?

c. Leib und Blut Christi bleiben in einem unreinen Gefäfse. Warum nicht auch in dem Leibe einer Maus?

d. Engel und Teufel, sagt Durandus, können den Leib Christi geniefsen. Warum soll das nicht auch eine Maus können, die doch unschuldiger ist, als der Teufel?

Diese letztere Meynung ward von dem gröfseren Theile der Skolastiker angenommen. Das Resultat davon war: dafs man eine solche Maus zu fangen suchen, und sie dann verbrennen, zugleich aber wohl Acht haben müsse, dafs man nicht eine unschuldige für die schuldige fange. *)

Diese skolastischen Tändeleyen würde man noch lange fortgetrieben haben, wenn nicht am Ende dieses Zeitraumes Kraftmänner aufgestanden wären, die durch ihr Genie, und vorzüglich durch Verbreitung des griechischen Sprachstudiums den Wissenschaften eine bessere Gestalt

*) Siehe Wilhelm Holder's Mus exenteratus per Fratrem Wilhelmum de Stuttgardia Ordinis Minorum. Tübingae 1593. in 4.

Neues Göttingisches historisches Magazin. II. B. 4. St. Seite 716.

zu geben gewuſst hätten. Wer kennt hierin die Verdienste eines Blondus, Laurentius Valla, Guarinus Veronensis, Petrarcha, Erasmus und anderer nicht? — Wem ist aber auch die Unterstützung nicht bekannt, die diese Männer von dem Mediceischen Hause, und besonders auch von den Päbsten Nikolaus dem V. und Leo dem X. genossen haben?

Zusätze

zum

fünften Zeitraume

der

christlichen Kirchengeschichte.

Ad §. 68. a.

Von Tezels Ablaſs - Verkündung.

Mykonius in seiner Reformationsgeschichte sagt, was auch Luther in seiner Vorstellung an Albert, Erzbischof von Mainz, bestättigt, daſs Tezel einen Ablaſs verkündiget habe, durch welchen die Schuld und die Strafe getilgt, folglich nicht allein die Buſse, sondern auch die Sünde nachgelassen würde.

Wie hätte aber Tezel oder seine Anhänger einen solchen Ablaſs verkündigen können, der dem kirchlichen Begriffe von Ablässen gerade entgegen gewesen wäre? In der katholischen Kirche hieſs ein Ablaſs nie Nachlassung der Schuld, sondern jederzeit nur Nachlassung der Strafe.

Tezel erklärt sich hierüber in der Instruction, die er den Priestern gab, ja deutlich genug mit folgenden Worten: „Wisse, daſs wer immer, nachdem er seine Sünden gebeichtet und bereuet hat, das Almosen in die Kiste legt, vollkommenen Ablaſs aller Sünden erhalten werde.“ *) Die

*) „Scito, quod, quicunque confessus et contritus

Nachlassung der Sünden setzte also nach Tezels Worten Beicht und Reue voraus. — Hiemit stimmt auch die Absolutionsformel überein, welche damals gebräuchlich war, und welche selbst Seckendorf in seiner Geschichte des Lutherthums anführt. Sie lautet so: „Ich spreche dich los im Namen des Pabstes von allen Censuren und Sünden; auch denen, welche dem apostolischen Stuhle vorbehalten sind, so weit sich die Schlüssel der heiligen Mutter der Kirche erstrecken, und durch den vollkommenen Ablaſs lasse ich dir nach die ganze Strafe, die du im Fegfeuer für deine Sünden hättest ausstehen müssen.“ *) — Auffallend ist, was Luther am Schluſse seiner Vorstellung an den Erzbischof schreibt: „Gieb den Ablaſspredigern eine andere Verkündungs-Form, damit nicht Jemand aufstehe, der die Ablaſsprediger und

eleemosynam ad capsam posuerit, plenariam omnium peccatorum remissionem habebit.“

Apud Amort. Hist. Indulg. pag. 204.

*) „Ego auctoritate Papae te absolvo ab omnibus censuris et peccatis etiam sedi apostolicae reservatis, in quantum claves sanctae Matris Ecclesiae se extendunt, remittendo tibi per plenariam Indulgentiam omnem poenam in purgatorio pro peccatis debitam.“

Apud Seckendorf in Historia Lutheranismi. Lib. 1. Sect. 6. pag. 14.

ihre bisherige Form widerlege. Ich verabscheue zwar eine solche Widerlegung sehr, und ich fürchte doch, daſs sie komme, wenn nicht geschwind geholfen wird." — Wie konnte Luther behaupten, daſs er eine solche Widerlegung verabscheue, da er doch der erste war, der, ohne des Erzbischofs Antwort zu erwarten, wider die Ablaſsverkündiger am Feste aller Heiligen predigte, und schon am Vorabende, an welchem er seine Vorstellung an den Erzbischof abgeschickt hatte, fünf und neunzig Sätze wider Tezel an der Allerheiligen-Kirche zu Wittenberg anschlug. Hier lieferte Luther den ersten Beweis von seinem voreiligen, ungestümen Charakter. —

Unter diesen fünf und neunzig Sätzen war mancher verdächtige, worüber, so wie über andere von ihm herausgegebene Schmähschriften er nach Rom zur Verantwortung, und da er nicht erschien, nach Augsburg vor den Kardinal Kajetan gerufen wurde.

Dieser warf dem Luther unter andern vor, „daſs er den Ablaſs-Schatz der Verdienste Christi nicht zugeben wollte, und daſs er behauptete, der Mensch werde nur durch den Glauben gerechtfertiget." Sie hielten hierüber und über einige andere Punkte eine dreymalige Unterredung,

und da diese jedesmal fruchtlos ablief, übergab Luther dem Kardinal eine schriftliche Erklärung.

Auch mit dieser, weil sie von keinem Widerruf Meldung machte, war der Kardinal nicht zufrieden. Luther appellirte daher an den Pabst, und gieng am zwanzigsten October 1518 Nachts zu Pferde von Augsburg nach Wittenberg zurück, wo er bald nach seiner Ankunft am acht und zwanzigsten November auf das Neue vom Pabste an das nächste Concilium appellirte. Es ist eine Sage, die sich bis jetzt noch erhält, daſs Luther seinen Rückweg von Augsburg durch Baiern nahm, und sich etliche Tage im Schloſse zu Hohenaschau bey Herrn von Freiberg, einem baierischen Edelmanne, der sein Freund war, insgeheim aufhielt. Man zeigt noch das Zimmer, wo er verborgen war. *)

ad §. 68. b.
Miltiz und Luther.

Miltiz, dem vom Pabste eine neue Verhandlung mit Luther aufgetragen wurde, war Domherr zu Mainz und Meissen, und auch päbstlicher Nuntius in Deutschland. Er brachte es nach einigen Unterredungen mit Luther sehr weit, und

*) Von Lipowsky in der Abhandlung: Argula von Grumbach. München 1801. Seite 9.

liefs auch den Tezel vorrufen, dem er über sein unbescheidenes, eigenmächtiges, und vor dem Pabste unverantwortliches Betragen so derbe Vorwürfe machte, dafs dieser bald darauf in eine Krankheit fiel, und vor Kummer starb. Miltiz soll auch einen Brief an den kursächsischen Rath Pfeffinger geschrieben haben, worin er sagt: „Tezels Lügen und Betrügereyen sind mir genugsam kund worden, und auch andere grobe Stücke, die ich ihm deutlich vorgestellt, ihn auch mit Zeugen überführt habe. Er hat alle Monate achtzig Gulden, und für seinen Diener zehn Gulden gehabt, auch freye Kost und Futter für sich, seine Leute und drey Pferde, ohne was er gestohlen und sonst unnützlich verthan hat. Ueberdies hat er zwey Kinder." *) — Was Luther auf Zureden des Nuntius Miltiz am dritten März 1519 an den Pabst schrieb, bleibt ein immer merkwürdiger Beweis, welche Gesinnungen er noch damals hatte, oder wenigstens zu haben vorgab. Er schreibt:

„Ich habe in meinen Disputiersätzen über die Ablässe keine Canones, keine Dogmen, sondern nur problematische Sätze vorgetragen. Ue-

*) Geschichte der päbstlichen Nuntien in Deutschland. I. B. S. 593.

brigens, heiligster Vater! werfe ich mich zu deinen Füſsen, und überlasse mich dir mit allem, was ich bin und habe. Belebe, tödte, rufe, widerrufe, heiſse gut, wie es dir beliebt. Ich werde deine Stimme als die Stimme Christi anerkennen, der in dir der Kirche vorstehet und durch dich redet. Ich bezeuge, daſs ich gar nichts sagen oder behaupten will, auſser was in den heiligen Schriften, dann in den Kirchenvätern und in den päbstlichen Dekretalen enthalten ist. — Ich bekenne vor Gott und der ganzen Welt, daſs ich die Gewalt der römischen Kirche und deiner Heiligkeit niemals angreifen, oder durch irgend eine List untergraben wollte, und noch nicht wolle. Ich bekenne vielmehr völligst, daſs die Gewalt dieser Kirche über alles sey, und daſs ihr im Himmel und auf Erden nichts vorgezogen werden könne, als Christus allein, der Herr über alles ist. Ich verspreche, von allem, was bisher Anlaſs zum Streit gab, künftig nichts mehr zu melden. Ich werde durch eine Druckschrift das Volk ermahnen, daſs Jedermann die römische Kirche in Ehren habe, daſs man die Vermessenheit einiger Plauderer nicht dieser Kirche zuschreibe, und daſs man auch meine eigene Bitterkeit nicht nachahmen solle, von der ich gegen Rom Gebrauch, oder vielmehr Miſsbrauch gemacht habe. Ich

bekenne, dafs ich dadurch grob gefehlet habe.“ *)

Dafs dem Luther die in diesem Briefe vorkommenden Ausdrücke nicht ganz Ernst gewesen, scheint theils aus der Folge der Geschichte, theils aus anderen Briefen, die er um die nämliche Zeit an seine Freunde schrieb, zu erhellen.

In einem Briefe an den Augustinermönch zu Nürnberg, Wenzeslaus Linck, heifst es: „Ich vermuthe, der wahre Antichrist, den Paulus beschreibt, regiere am römischen Hofe, und sey ärger als die Türken.“

An Spalatin, Hofprediger und Sekretär am sächsischen Hofe war, schrieb er: „Es sey dir ins Ohr gesagt: Ich weifs nicht, ob der Pabst selbst der Antichrist, oder sein Apostel ist. So elend wird von demselben Christus, das heifst, die Wahrheit in seinen Decreten verfälscht und gekreuzigt.“ **)

ad §. 69.

Disputation zu Leipzig.

Als Johann Eck nach Leipzig kam, nahm er sich einen Lehenbedienten und einen Amanu-

*) Caspar Ulenberg Historia de vita Lutheri. pag. 39. Coloniae 1722.

**) Schröckh's Reformationsgeschichte I. Theil. S. 190. Leipzig 1804.

ensis, Joann Poliander, sonst Graumann genannt, der zu Neustadt an der Donau im Jahre 1487 geboren war, und zu Leipzig die Theologie absolvirt hatte. Dieser Poliander verliefs aber nachher den Eck, und gieng zu Luthers Parthey über. *)

Die Disputation fieng Eck mit Karlstadt an, der, wie es schien, seinem Gegner nicht ganz gewachsen war. Eck wenigstens schrieb nach der Disputation an Gervasius von Memmingen: „dafs Karlstadt zwar ein grofses Lästermaul hatte, aber gar nicht zu disputiren, sondern nur zu schreyen, zu schmähen, und aus einem zu Hause vorbereiteten Zettel, oder einem Buche etwas heraus zu lesen wufste; dafs er seine Blödigkeit immer damit entschuldigte, er habe bey einer auf dem Daumen vorgenommenen Aderlasse mit dem Blute auch sein Gedächtnifs verloren.“ **) — Melanchton lobt zwar in einem Briefe, den er nach der Disputation an Oecolampadius schrieb, den Karlstadt mit den Ausdrücken: „Den Karlstadt, glaube ich, kennst du aus seinen Schriften. Er ist ein guter Mann, und von seltener

*) D. Winter's Geschichte der evangelischen Lehre in Baiern. I. Theil. S. 49. München 1809.

**) Parnassus Boicus. Tom. II. pag. 443.

Gelehrsamkeit." Er schreibt aber auch vom Eck in dem nämlichen Briefe: „Eck wurde von den meisten bewundert, indem er mannichfaltige und grofse Geistesgaben zeigte." *) — Selbst Schröckh schreibt in seiner Reformationsgeschichte: „Obgleich Karlstadt einige geschickte Bemerkungen vorgetragen hat, so kann doch nicht geleugnet werden, dafs ihm Eck an Gedächtnifs, Gewandtheit und Scharfsinn überlegen gewesen ist." **) — Nach Karlstadt trat Luther auf, der dem Eck in jeder Hinsicht mehr als ersterer das Gleichgewicht hielt. Melanchton schrieb von ihm in dem eben angeführten Briefe an Oecolampadius: „An Luther, den ich schon aus langem Umgange kenne, bewundere ich seinen lebhaften Verstand, seine Belesenheit, seine Wohlredenheit, und vorzüglich liebe ich sein aufrichtiges christliches Gemüth." ***) — Mosellan macht in seinem Briefe

*) „Carolostadium è scriptis, credo, novisti. Bonus est vir et rara doctrina. — Coeterum apud nos magnae admirationi plerisque fuit Eckius ob varias et insignes ingenii dotes."

**) Schröckh's Reformationsgeschichte. I. Th. S. 185.

***) „In Luthero longo jam usu mihi familiariter cognito vivax ingenium, eruditionem et facundiam admiror, sincerum et pura christienum animum non possum non deamare."

an Julius Pflug von Luther eine sehr vortheilhafte und zugleich sehr unpartheyische Schilderung, da er schreibt: „Martin Luther ist von mittelmäſsiger Statur, und von einem so magern, durch Sorgen und Arbeiten so erschöpften Körper, daſs man ihm in der Nähe alle seine Gebeine zählen kann. Er ist noch im männlichen Alter, gesund, und hat eine eindringende, klare Stimme. Seine Gelehrtheit und seine Schriftkenntniſs ist bewundernswürdig, indem er alles gleichsam an den Fingern herzählen kann. Er versteht auch so viel griechisch und hebräisch, daſs er die Schriftausleger zu beurtheilen im Stande ist. Er weiſs immer etwas zu reden, denn er hat einen ungeheuren Vorrath an Sachen und Worten. Nur an der Ueberlegung und an der Anwendung scheint es ihm zu fehlen. Uebrigens ist er in seinem Leben und Sitten höflich und ungezwungen, und hat nicht allein nichts stoisches, nichts stolzes an sich, sondern weiſs sich vielmehr in alle Umstände zu fügen. Bey Zusammenkünften ist er angenehm, spaſshaft, munter, und man darf ihm trauen. Er sieht immer fröhlich darein, obwohlen ihm seine Feinde viel Uebels drohen. Aber das wird ihm von den meisten zur Last gelegt, daſs er im Disputiren unkluger und zum Theil beiſsender ist,

als man es von einem Manne, der auf seine Sicherheit denkt, und von einem Theologen erwarten sollte.“ *) — Daſs Eck selbst Luthers Ueberlegenheit gefühlt haben mag, läſst sich daraus schlieſsen, weil er sich nicht ganz auf seine Disputirkunst verlassen zu können, sondern auch zu Bezüchtigungen, die Luthers Ehre angriffen, seine Zuflucht nehmen zu müssen glaubte. So äuſserte er vor und während der Disputation öf-

*) „Martinus statura est mediocri, corpore gracilento, curis pariter ac studiis exhausto, sic ut proprius intuenti omnia pene ossa liceat dinumerare. Aetate virili adhuc et integra, voce acuta et clara. Doctrina vero et scripturae cognitio in eo admirabilis adeo, ut omnia pene in numerato habeat. Graece et hebraice interea didicit, ut de interpretationibus judicium facere possit. Nec deest dicendi materia; suppetit enim et rerum et verborum sylva ingens. Judicium fortasse et utendi rationem in eo derideres. Porro in ipsa vita et moribus civilis et facilis, nihil stoicum, nihil superciliosum praesefert, imo hominem omnium horarum agit. In congressibus festivus et jucundus nugator, alacris et securus, ubique et semper laeta facie florens, quantumvis atrocia comminentur adversarii. Sed quod ei vitio dant plerique, in reprehendo imprudentior, paulo et mordacior, quam vel tutum sit, vel decorum homini theologo.“

Mosellanus in epistola ad Joannem Pflug apud Schilter de libertate Ecclesiarum Germaniae, lib. 7. cap. 2. pag. 847.

ters die Besorgniſs, er möchte von Luther vergiftet, oder sonst in einem Aufruhr, den derselbe mit seinem Anhange leicht zu Stande bringen könnte, getödtet werden. — Er machte den Luther während der Disputation der Hussitischen Ketzerey verdächtig, weil er wuſste, daſs der Herzog Georg von Sachsen keine Hussiten leiden konnte. — Luther trug einen Ring, in welchem Haare waren. Eck sagte: Luther habe den Teufel in diesem Ringe u. s. w. — Mir ist genug, daſs selbst einer der besten katholischen Kirchengeschichtschreiber, Kosmas Schmalfuſs, sich folgendermaſsen ausdrückt: „Wenn wir unpartheyisch reden wollen, so wurde der Doctor von Ingolstadt an persönlicher Gelehrsamkeit von Luther übertroffen. Daher eilte er, um seinen Handel nicht ganz zu verlieren, nach Rom“ *) — In den litterarischen Ephemeriden, herausgegeben von Franz von Paula Schrank, Ingolstadt 1800 kömmt zwar im V. Hefte des ersten Bandes No. 3. ein Aufsatz unter dem Titel vor: „Dr. Johann Eck in dem im Jahre 15 9 zu

*) „Si abs partium studio loqui velimus, Doctor Ingolstadiensis in personali eruditione Luthero cessit: hinc caussae suae consulere volens Romam profectus est.“
Schmalfus Hist. eccl. T. VI. p. 8. Pragae 1793.

Leipzig gehaltenen Religionsgespräch von Dr. Martin Luther nicht überwunden." In diesem Aufsatze wird ein von der theologischen Fakultät dem Dr. Eck ausgestelltes Attestat angeführt, worin dessen Sieg über Luther deutlich ausgesprochen seyn solle. Es heifst in diesem Attestate: „Dr. Eck habe sich zur bestimmten Zeit an der Universität zu Leipzig eingefunden, sey fröhlich und munter auf den Kampfplatz gegangen, habe sich als einen tapferen, für jeden Fall wohlgerüsteten Streiter bewiesen, bewundernswürdige Beweise seines Gedächtnifses gegeben, viele Einwürfe des Gegentheils in der nämlichen Ordnung, wie sie gemacht worden, wiederholt, das Verwickelte aufgelöset, und die von ihm behaupteten Sätze mit grofser Schriftkenntnifs bestättiget, ohne zu Sophistereyen und eitelm Wortgepränge seine Zuflucht zu nehmen; er habe sich endlich in allen Stücken mit männlicher Sittsamkeit nach den vorgeschriebenen Gesetzen und nach den Wünschen der Universitäts-Vorstände betragen."*)

*) „Attestamur, egregium, clarissimum et doctissimum virum Joannem Eckium, Artium, Decretorum et Theologiae Doctorem, Canonicum Eystettensem ac Procancellarum Ingolstadiensem in nostra Lipsiensi Academia statuto tempore intrepidum se obtulisse, in arenam laeto animo et hilari vultu descendisse,

Dieses Attestat spricht ja doch nur aus, daſs Dr. Eck ein tapferer Streiter, nicht aber, daſs er Sieger gewesen; daſs er zwar viele verwickelte Einwürfe, aber nicht, daſs er alle aufgelöset habe. Hätte Luther ein Attest verlangt, man hätte es ihm in den nämlichen Ausdrücken geben müssen. Aber Luther wollte mit den Theologen von Leipzig nichts zu thun haben, von denen er wuſste, daſs sie der Universität Wittenberg wegen des groſsen Zulaufes von Studierenden, die sich unter Luther und Melanchton immer zahlreicher einfanden, nicht gut waren. — Wie übrigens Doctor Eck sich in dieser Disputation von So-

strenuum pugilem in omnem partem armatum gessisse, mira memoriae retinentia insignem, multa adversae partis objecta eodem, quo edebantur, ordine recensuisse, nodosque retexuisse, suas vero Sententias eximia Scripturarum peritia fretum confirmasse, non levibus Sophistarum tendiculis nixum, aut vanis verborum fumis instructum egisse, Disputandi denique legem per illustrissimi Principis nostri et Domini Domini Georgii Saxoniae Ducis consiliarios, Universitatis nostrae Majores praescriptam secutum, virili modestia in omni actu apparuisse, ad omnia Dominorum vota morigerum. Haea, ut praemisimus testamur. In cujus rei fidem et evidens testimonium praesentes nostras patentes Litteras Sigillo facultatis nostrae theologicae jussimus et fecimus appensione communiri. Datum Lipsiae 25. die mensis Julii Anno 1519."

phistereyen enthalten, und wie er die Einwürfe seiner Gegner aufgelöset habe, hierüber lese man die Stelle, die ich in meiner Kirchengeschichte ad §. 69. S. 399. aus Mosellan's Briefe an Julius Pflug angeführt habe. — Es war ferner dieses Attestat nicht von der ganzen Universität, sondern nur von der theologischen Fakultät ausgestellt. Die Universität enthielt sich ihres Urtheils, so wie auch der Universitäts-Rector Hofmann, der doch vor der Disputation zum Kampfrichter ernennt worden war. — Es ist endlich auffallend, daſs weder Dr. Eck, noch ein anderer Schriftsteller zur Reformationszeit sich auf dieses Attestat jemals berufen hat. Der erste, der es aus einem Manuscripte einer Augsburgischen Reichs-Prälatur zum Vorscheine brachte, war ein Unbekannter von 1654, und nachher der Karmelit P. Alexander in der Vorrede zum XXXIII. Theile der Kirchengeschichte von Fleury. Augsburg 1769. Soll man nicht Ursache haben, an der Aechtheit dieses Dokumentes zu zweifeln? — Luther konnte sich vorstellen, daſs ihn Dr. Eck zu Rom als einen Ketzer angeben würde, da er von demselben schon in der Disputation zu Leipzig verketzert worden war. Er brauchte daher die Klugheit, seine Orthodoxie noch in dem nämlichen Jahre 1519 durch eine Schrift zu recht-

fertigen, der er den Titel gab: „Resolutiones Lutheri super propositionibus suis Lipsiae disputatis." In dieser Schrift sagt er unter andern: „Ich glaube standhaft mit der ganzen christlichen Welt, daſs die Heiligen, diese Bürger des himmlischen Vaterlandes, verehrt und angerufen werden sollen. — Es ist auch kein Zweifel, daſs die Seelen der Abgestorbenen im Fegfeuer groſse Peinen leiden, und daſs es Liebespflicht sey, ihnen mit Fasten, Beten und Almosen zu Hülfe zu kommen. — Die Ablässe sind nur eine Nachlassung der zeitlichen Buſse, welche man nach der Lossprechung von Sünden zu verrichten hätte. — Die Gebote Gottes muſs man den Geboten der Kirche vorziehen, aber gehorchen muſs man beyden. — Gut sind die Werke, welche man mit Gottes Gnade wirkt. Aber darauf verlassen soll man sich nicht, sondern mehr auf Gottes Barmherzigkeit. — Die römische Kirche ist von Gott vorzüglich ausgezeichnet worden, und obwohl jetzt in Rom die Sachen so stehen, daſs man allerdings eine Verbesserung wünschen muſs, so ist doch dieser dermalige Zustand nicht so bedeutend, daſs wir uns deswegen von dieser Kirche trennen oder abführen lassen sollen. Man muſs vor Allen auf Einigkeit trachten, und den Verordnungen der römischen Päbste niemals den

Gehorsam verweigern " *) Man sieht, dafs Luther wieder gut machen wollte, was er in der Disputation zu Leipzig dadurch verdorben hatte, dafs er dort die Gewalt des Pabstes und der römischen Kirche nicht von Gott, sondern aus menschlicher Einsetzung herleitete. Aber alle Bemühungen Luthers, seine Orthodoxie zu beweisen, waren vergebens, da zu Rom ein und vierzig seiner Lehrsätze verdammt und verbrannt wurden, ohne ihn darüber vorher zu hören.

ad §. 70. a.

Mifsvergnügen in Deutschland über die päbstliche Verdammungs-Bulle.

Viele deutsche Bischöfe weigerten sich, die päbstliche Verdammungs-Bulle, welche Dr. Eck von Rom mit sich brachte, anzunehmen, und in ihren Kirchsprengeln promulgiren zu lassen. Vorzüglich widersetzte sich Bischof Philipp von Freysingen, ein geborner Herzog von Baiern, und erklärte: „Man müsse nach der Lehre des heiligen Paulus jeden Geist prüfen, ob er aus Gott sey; er müsse sich daher nach Anordnung der heiligen Kirchensatzungen zuvor bey seinem

*) Caspar Ulenberg de vita Lutheri. Coloniae 1622. pag. 58.

Metropolitan Raths erholen.“ Diese Sprache fand Dr. Eck für den römischen Stuhl beleidigend, und schrieb hierüber an den Bischof: „Der Pabst ist gewohnt, das promulgiren zu lassen, was er gut gefunden hat, nicht das vorzutragen, was andere erst gut finden sollen. Es ist Sünde, das in Zweifel ziehen zu wollen, was der Pabst als Statthalter Christi entschieden hat. Was die Berathschlagung mit dem Metropolitan betrifft, so steht nichts davon in den heiligen Kirchensatzungen, daſs man ihn um Rath fragen müsse, nachdem einmal päbstliche Befehle da sind. Wenn der Pabst entscheidet und befiehlt, so muſs der Metropolitan weichen, denn alles ist unmittelbar der Gewalt des Pabtes, als des obersten Hierarchen, unterworfen. Es wäre ja auch dir nicht angenehm, wenn dir ein Kaplan nicht gehorsamen wollte, ohne vorher seinen Dechant oder Pfarrer zu fragen. Gott gebe, daſs ich nicht wider meinen Willen gezwungen werde, härter mit den Bischöfen zu verfahren, als es ihnen von dem armen Eck lieb seyn wird. Sie sollen überlegen, daſs es um den Glauben zu thun sey, und um das Wohl der Kirche, und vorzüglich der Bischöfe. Wenn sie das recht überdenken, so werden sie finden, daſs sie mir eher Dank schuldig sind, als daſs sie mir etwas verargen sollen.

Ich ermahne dich also, und verlange im Namen des Pabstes, daſs die apostolische Bulle wider Luthers Irrthümer in Zeit von fünfzehn Tagen in deinem ganzen Kirchsprengel verkündigt werde. Wenn du, welches ich nicht hoffe, dieses zu thun unterlässest, so wird der Pabst durch andere schickliche Mittel dieses Unkraut in deinem Kirchsprengel auszurotten wissen. Du weiſst es ja selbst, daſs man die Füchse fangen müsse, welche den Weinberg des Herrn zerstören, und daſs man, wie der heilige Hieronymus sagt, den Ketzern in Eile begegnen solle. Verzögerung ist schädlich. Man muſs dem Uebel gleich im Anfange widerstehen." *) Wer kennt in diesen Ausdrücken den gemietheten Kurialisten nicht? Nur Schade, daſs sich ein deutscher Theolog dazu miſsbrauchen lieſs, die Bischöfe zu päbstlichen Kaplänen herab zu würdigen, und durchaus Grundsätze aufzustellen, die ganz nach den Isidorianischen Decretalen riechen, und den schönen Verordnungen der deutschen Kirchenversammlungen von Kostnitz und Basel gerade entgegen sind. Doch er siegte, und die päbstliche Verdammungs-Bulle wurde nach und nach in allen Kirchsprengeln und an allen katholischen Universitäten pro-

*) Bey Meichelbeck in Historia Frisingensi Tom. II. pag. 297.

mulgirt. Ungeachtet dieser endlich vor sich gegangenen Promulgation schrieb Herzog Wilhelm von Baiern an die baierischen Bischöfe: „Sie sollten ihren Beichtvätern und Predigern auftragen, Luthers Lehre und Schriften weder gut zu heifsen, noch zu verdammen, sondern davon zu schweigen, bis die Unterhandlung zu Worms mit Luther zu Ende wäre.“ *) Man sieht daraus, dafs man in Deutschland die päbstliche Verdammungs-Bulle für kein entscheidendes Urtheil hielt, sondern die Sache nochmals untersuchen, und den Luther selbst hören wollte. Luther wufste das wohl. Er achtete daher diese Verdammungs-Bulle so wenig, dafs er vielmehr dieselbe, wie auch das Corpus Juris Canonici zu Wittenberg öffentlich in das Feuer warf.

ad §. 70. b.

Luther verbrennt die päbstliche Bulle und das Corpus Juris Canonici. Mit welchem Erfolge?

Luther glaubte, wegen der in Rom geschehenen Verbrennung seiner Sätze Rache nehmen zu müssen, und verbrannte daher am neunten December 1520 die päbstliche Bulle und das Corpus

*) D. Winter's Geschichte der evangelischen Lehre in Baiern. I. Th. S. 63.

Juris Canonici. Wahrscheinlich hatte er dabey die Absicht, den Pabst und das kanonische Recht aufser Kredit zu setzen. Er erreichte aber seinen Zweck nicht. Selbst zu Wittenberg wurden die Vorlesungen über das Corpus Juris Canonici fortgesetzt, wie vorher. Und die nothwendige Beybehaltung desselben wurde von zween Wittenbergischen Professoren, Henning von Goeden und Hieronymus von Schurf, durch Schriften vertheidigt. *) — Zu Rom wurde bald darauf, nämlich am vierten Januar 1521, der grofse Bann über Luther ausgesprochen, und am zwölften Juni 1521 wurde seine Lehre öffentlich als ketzerisch erklärt, und sein Bild sammt seinen Schriften feyerlich verbrannt, wie in einem Buche: „Catalogus haereticorum pene omnium à Fratre Bernardo Lutzenburgo Ordinis Praedicatorum de anno 1527," umständlich erzählt wird. **)

*) Glück Praecognita Jurispr. eccles. §. 139. S. 342. Halae 1786.

**) „Nec praetereundem," heifst es in diesem Buche, „quod factum est Romae 1521 duodecima Junii hora X. secundum nostrum horologium in campo agonis coram infinita multitudine hominum utriusque sexus, ubi erecta erat machina. Ab una parte fuit depictus Martinus Lutherus in habitu Monachi, ab altera parte fuit scriptum in tabellis: Martini Lutheri haeresiarchae Doctrina haeretica de-

ad §. 71.

Luther in Worms.

Warum Luther in Worms so hartnäckig, und zu keinem Widerrufe zu bringen war, läſst sich zum Theil daraus erklären, weil er sich auf den deutschen Adel verlieſs, welcher durch Luther Klöster und Kirchengüter, wie der böhmische Adel durch die Hussiten, zu erobern hoffte. Der Ritter Franz von Sickingen war wirklich in der Nähe von Worms mit einigen Reitern, den Luther im Nothfalle zu schützen; auch die Ritter Hutten und Schaumburg. In diesem Vertrauen auf Ritterhülfe schrieb er schon vor seiner Abreise nach Worms an Spalatin: „Sorge nicht, daſs ich nur eine Sylbe widerrufen werde." Er wählte sich auch von dieser Zeit an zum Symbol: „Cedo Nemini." **) In Baiern verfuhr

clarata et reprobata, Et passim libri ejus fuerunt affixi, et coram hac machina praehabita fuit oratio et declaratio Sententiae per venerabilem Patrem Cyprianum Ord. Praedicat. sacrosanctae Theologiae Doctorem, Lectorem legentem de Sapientia de Domo vicarii Papae. Ignis quoque cum machina compositus fuit et accensus per byrros, id est, familiares Vicarii Papae, et sic libri cum imagine Auctoris adusti sunt."

Neuer litterarischer Anzeiger. No. XVII. Seite 270. 1806.

**) Ulenberg de vita Lutheri pag. 108.

man noch nach dem Reichstage zu Worms mit Luthers Lehre sehr schonend. Als aber Seehofer, ein Bürgerssohn aus München, in zwey Briefen sich für Luther erklärte, und die Sätze behauptete: a) daſs der Glaube allein ohne gute Werke selig mache, und b) daſs der Mensch keinen freyen Willen habe; da man auch hörte, daſs Luthers Anhänger die Beicht, das Abendmahl, die Verehrung der Heiligen, die Klostergelübde, die Messen angriffen, lieſs Herzog Wilhelm am fünften März 1522 am Aschermitwoch ein Religions-Edict bekannt machen, worin er gegen diese Lehren öffentlich zu predigen, und die Anhänger derselben gefangen zu nehmen befahl Wie dann auch noch im nämlichen Jahre 1522 der Quardian der Franziskaner zu Ingolstadt, ein Kaplan von Altenöttingen, Wolfgang Ruſs, und Stephan Agricola, sonst Kastenbaur, des Erzbischofs Matthäus Lang von Salzburg Beichtvater, in die Inquisition fielen. Der erste widerrief, der zweyte flüchtete zu Luther, der dritte saſs drey Jahre zu Mühldorf im Kerker. *) Auffallend ist, daſs die Anhänger Luthers eher, als Luther selbst, die Ohrenbeicht und andere katholische Grundsätze

*) D. Winter's Geschichte der evangelischen Lehre in Baiern. I. Th. S. 79.

verwarfen. Luther sagte noch im Buche de captivitate babylonica: „Die geheime Beicht gefällt mir über alles. Ich wollte ja nicht, daſs sie nicht wäre, da sie für das geängstigte Gewissen ein stattlich Mittel abgiebt.“ Und doch, wer wollte es glauben, nannte er bald darauf die geheime Beicht eine Innocentische Folter. — Die Nürnberger übergaben einige Zeit nach Abschaffung der Ohrenbeichte Kaiser Karl dem V. eine Bittschrift, worin sie sagten: „Er möchte ihrer Stadt dieses heilsame Stück der Kirchenzucht wieder herstellen, da die Sitten ihrer Bürger seit desselben Abgang nicht die vortheilhafteste Wendung genommen hätten.“ Dieses bezeugt ein gleichzeitiger, sehr glaubwürdiger Schriftsteller Dominicus Soto bey Pitroff. *)

ad §. 72. a.

Bauern-Aufruhr in Deutschland.

Die in meiner Kirchengeschichte angeführten und von den Bauern vor dem Ausbruche der Unruhen bekannt gemachten zwölf Artikel schickte der Kurfürst von der Pfalz, Ludwig, an Melanchton, und verlangte dessen Gutachten hierüber. Dieser erklärte sich ganz wider die Bauern.

*) In Pitroff's Pastoral-Theologie. II. Theil. §. 193. Seite 214. Prag 1783.

„Wenn gleich alle Artikel," schrieb er, „im Evangelium geboten wären, so handelten die Bauern doch wider Gott, da sie es mit Gewalt und Aufruhr erzwingen wollten." *) Ob Luther auch so, wie Melanchton, dachte, werden wir nachher untersuchen. Man hat bisher noch nicht mit Gewifsheit entdecken können, wer diese zwölf Artikel im Namen der Bauern verfafst habe. Stumpf schreibt in seinen Denkwürdigkeiten der Deutschen, besonders fränkischen Geschichte, II. Heft. Erfurt 1802: „Der Verfasser der ersteren zwölf Artikel war, wie man erst kürzlich in einer Handschrift des damals lebenden Würzburgischen Sekretärs Fries entdeckt hat, ein Mainzer Weigand." J. K. Bundschuh hingegen im ersten Hefte seiner Mannigfaltigkeiten aus der fränkischen Erdbeschreibung und Geschichte. Rudolstadt 1807. S. 149. sagt: „Der Verfasser der zwölf Artikel der Bauernschaft ist nicht Christoph Schappeler, Prediger zu Memmingen, sondern der Frühmesser in dem Ueberlingischen Pfarrdorfe Servatingen, Johann Heuglein." Von Weigand will also Bundschuh gar nichts wissen, und von seiner eigenen Angabe bringt er auch keinen Be-

*) In Luthers Werken nach Walch's Ausgabe, XVI. Theil. Seite 32.

weis. Es bleibt also der Name des wahren Verfassers noch in Ungewifsheit, und zwar um so mehr, da sich leicht denken läfst, dafs derselbe als Verfasser eines so heiklichen Aufsatzes verborgen bleiben wollte. — Eben so unbekannt ist noch bis jetzt der Verfasser der andern dreyssig Artikel, die heimlich unter den Bauern herum giengen. Arnold glaubt, der Verfasser davon sey Ulrich von Hutten, wegen Aehnlichkeit der Schreibart in anderen Schriften Huttens. Aber diese Aehnlichkeit, und folglich auch Arnolds Muthmafsung, ist noch nicht hinlänglich bewiesen. — Ich habe in meiner Kirchengeschichte einige dieser Artikel beygebracht. Doch, wer wird nicht neugierig seyn, dieses Aktenstück ganz kennen zu lernen? Ich will es hersetzen, wie ich es in Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie gefunden habe. *)

„Dreyfsig Artikel, so Junker Helfferich, Reiter Heinz und Karthans mit sammt ihrem Anhange hart und fest zu halten beschworen haben:“

1. „Dafs sie hinfort die Pfaffen, wie die jetzund leben, nicht geistliche Väter, sondern fleischliche Buben nennen wollen.“

*) No. VII. II. Th. 16. Buch. cap. 2. §. 10. S. 973.

2. „Daſs sie alle Münche für Gleiſsner halten wollen, und sich zu keiner Kutten Gutes nimmermehr versehen."

3. „Daſs sie hinfort der obgemeldten Pfaffen Bann gleich achten wollen, als ob sie eine Gans anblies."

4. „Hinfort an keine Stiftung, Bruderschaft, Wallfahrt, Kirchenablaſs, oder dergleichen keinen Pfenning mehr zu geben."

5. „Den Pabst zu Rom für einen Antichrist zu halten, und ihm in allen Dingen entgegen zu seyn."

6. „Daſs sie die Kardinäle, Protonotarien, Officialen, Bischöfe, Auditoren und andere zu Rom des Teufels Apostel nennen und halten wollen."

7. „Daſs sie den Hof zu Rom und des Pabstes Gesind die Vorhölle nennen wollen."

8. „Daſs sie Herrn Ulrichs von Hutten Helfer seyn wollen wider die Curtisanen und ihre Anhänger."

9. „Alle Curtisanen gleich den unsinnigen Hunden zu halten, und zu glauben, daſs ihnen die zu schlagen, fangen, würgen und tödten gezieme."

10. „Daſs sie einen jeden päbstlichen Legaten für einen Verräther deutscher Nation

und gemeinen Feind unsers Vaterlandes halten wollen."

11. „Daſs sie einen jeden Geistlichen hinfort, gleichwie einen andern, nach seinen Werken halten und urtheilen wollen."

12. „Verstopfte Ohren zu haben, so oft die Pfaffen, wie jetzund, von ihrer Freyheit und Weihe sagen."

13. „Schwören sie eine ewige Feindschaft den geistlichen Rechten, päbstlichen Bullen und Briefen, und allen denen, die sie umführen, ausgeben, oder über ihnen halten und sie beschirmen."

14. „Sich fortan kein Gewissen darüber zu machen, ob sie genugsam verursacht, einen Pfaffen oder Kleriker zu schlagen, oder zu treten."

15. „Daſs sie hinfort an Freytagen und anderen Fasttagen entweder gar fasten, oder aber ohne Unterschied Fleisch, Fisch, und was ihnen vorkommt, wie an anderen Tagen, essen wollen."

16. „Einem jeden Bettelmünch, der ihnen einen Käs abfordert, einen vierpfündigen Stein nachzuwerfen."

17. „In ihre Behausung keinen Münch zu lassen, und wenn einer unversehener Sache hin-

ein käme, ihn auszujagen, und ihm mit dem Besen bis über die Thürschwelle nachzukehren.“

18. „Auf keinen Send (geistliches Gericht) hinfort zu gehen, und auch ihren Nachbarn, so viel ihnen möglich, nicht zu gestatten, fortan, wie bisher, zu rügen, sondern wollen sie sich selbst brüderlich einander strafen, und zum besten unterweisen.“

19. „Wenn ein Official oder Sendpfaff zu ihnen käme, daſs sie ihn wollen mit Hunden ausbetzen, und von den Kindern mit Koth bewerfen lassen.“

20. „Daſs sie allen Pedellen, die Citations- oder Bannbriefe zu ihnen bringen, zum ersten die Ohren abschneiden, darnach, wenn sie wieder kämen, die Augen ausstechen wollen.“

21. „Daſs sie keinen Pfarrer bey ihnen leiden wollen, er seye denn genugsam, das Evangelium und christlich Gesetz zu predigen, und darneben eines erbaren frommen Lebens.“

22. „Hinfort nicht mehr zu gestatten, daſs einer eine Pfarr habe, und die nicht selbst besorge.“

23. „Kein Bildniſs fortan mehr, sie seyen von Stein, Holz, Gold, Silber, oder wie sie gemacht, sondern allein Gott im Geiste anzubeten, und ihm zu dienen.“

24. „Keinen Tag mehr, dann den einigen Sonntag zu feyern, und sich in dem nichts an der Pfaffen Gebot zu kehren.“

25. „Kein Brod, Wein, Salz, Wasser, Kraut, Wachs, oder anders hinfort weihen zu lassen, sondern alles, das sie mit Danksagung genieſsen, für geweihet und gesegnet zu halten.“

26. „Daſs sie den Stationirern (Ablaſspredigern), wo sie auf der Straſse ankommen, ihre Pferde nehmen, die Säckel räumen, sie mit trockenen Schlägen, wie viel sie Pfund haben, wohl überschlagen, darnach mit dem Heiligthum fahren lassen wollen.“

27. „Wenn ihrer einer einem geizigen, ungeistlichen Pfaffen etwas nehmen oder entfremden möchte, das wollen sie so Sünde achten, als hätten sie auf einen Würfel getretten.“

28. „Schwören sie Feindschaft allen Feinden und Abgönnern Doctor Luthers.“

29. „Der heimlichen Beicht halber Doctor Luthern und andere der Sach verständige und unpartheyische anzusuchen, und ihres Raths darinnen zu pflegen, unangesehen, wie es die geizigen Pfaffen bisher gehalten.“

30. „Daſs sie in allen obgeschriebenen Artikeln ihr Leib und Gut zusammen setzen wollen. Und rufen Gott zum Zeugen, daſs sie

hierin nicht ihre eigene Sache, sondern die göttliche Wahrheit, Christen-Glauben und des Vaterlandes Wohlfahrt bewegt. Und was sie thun, geschieht in einer christlichen, ehrbaren, guten Meynung."

Diese Artikel, wer immer der Verfasser davon seyn mag, zeugen von einem feindseligen Gemüth, und es lassen sich daraus gar leicht die Grausamkeiten erklären, welche die Bauern nachher ausgeübt haben. Sie giengen immer weiter, und entschieden zu Weinsberg durch einen engern Ausschufs: „Dafs sie keinen Fürsten, Grafen, Herrn, Edelmann, Reisigen, oder was Sporn trüge, desgleichen keinen Pfaffen, Münch, noch Müfsiggänger wollten leben lassen, sondern, wo sie dieselben überkämen, sie allesammt erwürgen und umbringen wollten." Darauf fiengen sie überall an, die Adelichen, und besonders den Grafen von Helfenstein, fürchterlich zu mifshandeln. Seiner Frau, die für ihn bat, rissen sie ihr Geschmeide vom Leibe, und liefsen sie auf einem Mistkarren nach Heilbronn führen; ihr Kind verwundeten sie. — Nach und nach brachten sie es so weit, dafs aus Furcht mehrere Edle und Ritter zu ihnen übergiengen. Sie nannten daher ihre Armee die christliche, und bezeichne-

ten ihre Leute mit einem weifsen Kreuze. *) — In Baiern konnte der Aufruhr der Bauern nicht eindringen. Es überfielen zwar vierzehn tausend schwäbische Bauern das Kloster Steingaden, plünderten und zerstörten selbes. Sie forderten auch die baierischen Bauern von und um Rottenbuch auf, sich mit ihnen zu vereinigen. Doch diese versammelten sich sogleich auf dem Peisenberge, nicht für, sondern wider die schwäbischen Bauern, denen sie sagen liefsen: „Sie hätten mit den schwäbischen Bauern nichts zu schaffen. Sie wollten bey ihrem gnädigen Herrn von Baiern, als ihrem Landesfürsten, bis in den Tod verbleiben, da sterben und genesen.“ Der Herzog von Baiern Wilhelm der IV. versprach entgegen seinen Bauern: „Er wolle die schwäbischen Bauern schlagen, dafs sie wollten, sie wären in Schwaben geblieben, ob ihrer gleich viermal so viel wären.“ **) — Die schwäbischen Bauern zogen sich darauf wieder zurück, und Baiern blieb ruhig. — Nicht so glücklich war das benachbarte, jetzt auch baierische Salzburgerland. Denn da entstund um eben diese Zeit ein Aufruhr der

*) Westenrieders historischer Kalender für 1799. Seite 290 und 301.

**) Ebendaselbst. S. 317.

Bauern, wozu zwar auch die Lehre Luthers Gelegenheit gab, wobey aber doch die dreyſsig Bauern Artikel nach meiner Ueberzeugung keinen Einfluſs hatten. Wenigstens kommt in der Geschichte des Salzburgischen Bauern-Aufruhrs nicht die mindeste Spur davon vor. Die an der Spitze der dreyſsig Artikel stehenden Namen sind offenbar von Würtembergern, und diese hatten nie einen thätigen Zusammenhang mit dem Lande Salzburg Ich kann daher nicht begreifen, wie Falkenstein in seiner Geschichte von Baiern im III. Theile S. 551. diese Artikel unmittelbar an die Erzählung des Salzburgischen Bauern-Aufruhrs anhängen kann, gleichsam als wenn auch die Salzburgischen Bauern diese Artikel beschworen, und die darin enthaltenen Grundsätze zu den ihrigen gemacht hätten. — Uebrigens hat die Geschichte dieses Salzburgischen Bauern-Aufruhrs so viel Interessantes, daſs ich sie mit Vergnügen umständlich hersetze. Meine Quellen sind Dückhers Salzburgische Chronik, und Hübners Beschreibung von Salzburg. — Schon im Jahre 1523 rebellirten unter Erzbischof Matthäus Lang die Bürger der Stadt Salzburg, weil sie von Wein und Bier ein sogenanntes Umgeld zahlen sollten. Der Erzbischof eilte nach Tyrol, erhielt dort etliche Fahnen Kriegsvolk unter dem Ober-

sten Leonhard von Völs, und zog damit gegen Salzburg. Es war auch im Schlosse ein Priester Wilhelm, der vortrefflich mit dem Geschütz umzugehen wufste, und der Stadt grofsen Schaden zufügen konnte. Die Bürger baten daher bald um Gnade. Der Erzbischof zog mit dem Obersten von Völs und einigem Kriegsvolk zu Pferde und ganz gepanzert in die Stadt, und nahm auf dem Marktplatze den Bürgern, welche fufsfällig Abbitte thaten, auf das Neue den Bürgereid und Huldigung ab. Auf diese Weise ward dieser Auflauf in kurzer Zeit geendiget, und man nannte ihn den lateinischen Krieg. Woher diese Benennung komme, hierüber findet man weder in einer Urkunde, noch in einem Schriftsteller einen Aufschlufs. Vielleicht wollte man nur dadurch diesen Bürger-Auflauf von dem bald darauf erfolgten Kriege mit den unwissenden, rohen Bauern unterscheiden. — Die Ursache zum Bauernkriege war folgende: Ein Priester, mit Namen Matthäus, hatte auf der Kanzel lutherische Grundsätze vorgetragen, und wurde daher auf ein Pferd geschmiedet, um nach Mittersil in ewige Gefangenschaft gebracht zu werden. Die Gerichtsdiener, welche ihn begleiteten, kehrten unterwegs in einem Wirthshause ein. Der gefangene Priester, der indessen vor dem Wirthshause auf dem

Pferde bleiben mufste, wurde bald von mehreren Zechleuten umringt, denen er wehmüthig klagte, dafs er wegen Verkündung des reinen Wortes Gottes verfolgt würde, und nun ein ewiger Kerker sein Loos sey. Ein Bauer, Stöckl, munterte einige seiner Kameraden auf, diesen Priester zu befreyen, und augenblicklich geschah es. Aber eben so geschwind wurde der Bauer Stöckl gefangen genommen, auf das Schlofs nach Salzburg geführt, und bald darauf enthauptet. Man wollte es heimlich thun, und führte ihn bey anbrechendem Tage durch das hintere Schlofsthor den Weingarten hinab in die Peterswiesen, wo er hingerichtet wurde. Allein es wurde doch bekannt, und des Enthaupteten Anverwandte durchliefen alle Berge und Thäler, und forderten alles zu den Waffen auf unter der Losung: „Rache der getödteten Unschuld, und Schützung des reinen Wortes Gottes!" Die Bauern ergriffen auch ohne weiteres die Waffen, welche in Prügeln, Gabeln und Spiefsen bestunden. Sie machten sich auch Kanonen theils aus Eichbäumen, theils aus Leder, und versammelten sich unter ihrem Anführer Kaspar Profsler zu Golling, vier Meilen von Salzburg, wo sich die Bergknappen mit ihnen vereinigten. Der Erzbischof mit den Domherrn zog sich in das Schlofs von Salzburg, und

liefs seine Truppen in der Stadt zurück. Er suchte zugleich die Bürger der Stadt durch abgesandte Commissarien auf seiner Seite zu erhalten, und in der Stille schickte er Eilboten nach Oesterreich und Baiern um Hülfe. Aber die Bürger, denen der lateinische Krieg noch im Kopfe war, blieben nicht ruhig. Ein Metzger, Georg Rädler, zog den Stadtrichter Johann Gold mit einer Helleparte über das Pferd herab, und hätte ihn ohne Zweifel ermordet, wenn nicht ein Bräu, Pühler genannt, sich mit dem ganzen Leibe auf ihn gelegt, und ihn auf diese Weise erhalten hätte. Indessen wurde er doch von andern Bürgern mit Maulschellen behandelt, es wurden ihm die Haare ausgerissen, und endlich wurde er in den Bürgerthurm geworfen. Die erzbischöflichen Commissarien erschracken uber diesen Auftritt, und eilten, so geschwind sie konnten, in das Schlofs. Nun nahmen die erzbischöflichen Soldaten auch die Parthey der Bürger, und der Erzbischof schien mit seinen Domherrn ganz verlassen zu seyn. Die zu Golling versammelten Bauern zogen nach Salzburg, plünderten die Residenz, die Domherrnhöfe, die Häuser der erzbischöflichen Beamten, und zerrissen viele Dokumente. Des enthaupteten Stöckls Bruder schlug an die Domherrnhöfe und Beamtenhäuser Zettel mit der Aufschrift an: „Die-

ses Haus gehört mein, bis ich den Tod meines unschuldigen Bruders gerächt habe." Die Bergknappen wollten sogar das Schloſs unterminiren. Allein da diese Arbeit zu weit aussehend, und auch zu schwer war, gaben sie ihr Vorhaben wieder auf. — Indessen rückte auf Befehl des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich Christoph von Dietrichstein, Landhauptmann in Steiermark, mit fünf tausend Mann gegen die Baiern an. Diese zogen ihm entgegen, überfielen sein Lager bey Schlamming, schlugen drey tausend todt, und führten ihn selbst gefangen auf das Schloſs Hohenwerffen. — Nach vierzehn Tagen kam Herzog Ludwig von Baiern in Begleitung der Generäle Freundsberg und Löfflholz mit acht tausend Mann dem Erzbischofe zu Hülfe. Freundsberg rieth, kein Blut zu vergieſsen, und schloſs im Namen des Herzogs mit den Bauern einen Vergleich, daſs sie die Rädelsführer ausliefern, und hundert tausend Gulden Kriegskosten bezahlen sollten. Die Bauern schienen nun ruhig zu seyn. Da man aber die Auslieferung der Rädelsführer nicht auf der Stelle betrieb, widersetzten sich die Bauern auf das Neue, plünderten und verbrannten viele Ortschaften, siegten öfters, wurden aber zuletzt doch besiegt, und muſsten zu Täxenbach sich zur Huldigung stellen. Man befahl ihnen,

das Gewehr abzulegen, und für ein Haus acht Gulden Brandschatzung zu bezahlen, wofür sie gegen einen halben Gulden ein rothes Kreuz von Papier erhielten, das sie dann zu ihrer Sicherheit vor aller ferneren obrigkeitlichen Strafe an ihre Hausthüren annagelten. Die übrigen Rebellen, welche nicht nachgeben wollten, und sich daher zu Täxenbach nicht eingefunden hatten, mufsten zu Radstadt huldigen, wo sieben und zwanzig Rädelsführer von vier hierzu bestellten Henkern auf der Stelle enthauptet wurden. Der Erzbischof kam durch diesen Bauernkrieg so sehr in Schaden, dafs er nach Endigung desselben von seinem eigenen Münzmeister Johann Tenn zehn tausend Gulden entlehnen mufste. *)

ad §. 72. a.

Hatte auch Luther Antheil an dem Bauern-Aufruhr in Deutschland?

Unmittelbaren Antheil an dem Bauern-Aufruhr hatte Luther gewifs nicht. Denn in seinen Ermahnungen zum Frieden, Wittenberg 1525 sagte er den Bauern ja ausdrücklich: „ihr Aufruhr sey

*) Dückhers Salzburgische Chronica. S. 235 — 241. Salzburg 1666.

Hübners Beschreibung von Salzburg. II. Band. S. 9. Salzburg 1793.

den göttlichen und menschlichen Gesetzen entgegen; wahre Christen dürfen sich der Obrigkeit niemals, auch nicht einmal einer ungerechten Obrigkeit widersetzen; nie habe ein Aufruhr ein gutes Ende genommen" u. s. w. — Und als er sah, dafs seine Ermahnungen keinen Eindruck machten, gab er eine andere Schrift heraus unter dem Titel: „An die Bauerschaft in Schwaben wider die räuberischen und mörderischen Bauern." In dieser Schrift fordert er nicht allein alle Obrigkeiten auf, „die treulosen, meineidigen, ungehorsamen, aufrührischen, mörderischen Bauern zu strafen, und mit dem Schwerte unter sie zu schlagen, so lange sie einen Arm rühren könnten," sondern er machte es auch allen Menschen zur Pflicht, „wider sie aufzustehen, und sie wie rasende Hunde todt zu schlagen, mit der Versicherung, dafs Niemand einen seligern Tod sterben könnte, als der im Streite wider sie umkommen würde." *) — Thomas Münzer, der es mit den Bauern hielt, schrieb daher wider Luthers Schrift eine Schutzrede, worin er den Luther „ein geistloses Fleisch, den Wittenbergischen

*) D. Wolfter's Geschichte von Martin Luthers Reformation S. 220.

Luthers Werke nach Walchs Ausgabe. XVI. Th. S. 30 — 91.

Pabst, den Doctor Lügner, Doctor Ludibrii, einen Erzheiden, einen Erzbuben, einen unverschämten Mönch, des Teufels Erzkanzler" nennt.*) Luther würde von Münzer nicht so geschimpft worden seyn, wenn er es selbst mit den Bauern gehalten hätte. — Melanchton, der den Luther vor allen kannte, schreibt in dessen Leben von ihm: „Daſs er im öffentlichen Umgange sich sorgfältig gehütet habe, an aufrührischen Berathschlagungen Theil zu nehmen." **) Daſs aber Luther an dem Bauern-Aufruhr doch mittelbaren Antheil hatte, indem er in seinen Schriften die Fürsten gar zu sehr herabsetzte, und sie in den Augen ihrer Unterthanen äuſserst verächtlich machte, läſst sich kaum läugnen. Vorzüglich bitter gegen die Fürsten schrieb Luther kurz vor Anfang des Bauern-Aufruhrs in seinem Buche von der weltlichen Obrigkeit. Er war unzufrieden, daſs die Fürsten auf dem Reichstage zu Nürnberg, der am achtzehnsten April 1524 geendiget wurde, dem Kaiser Hülfe gegen die Türken ver-

*) Schröckh im I. Theile der Reformationsgeschichte Seite 347.

**) „In politica consuetudine constantissime vitavit omnia seditiosa consilia."
Melanchton in vita Lutheri in Declamat. Operum. Tom. IV. pag 512.

sprachen, und auch die Vollziehung des Wormser Ediktes gegen Luther auf das Neue beschlossen. Er schreibt daher in dem eben genannten Buche: „Die Fürsten zu Nürnberg waren rauschig und wüthend. — Fürsten! wenn ihr Ohren hättet, zu hören, wollte ich euch was seltsames und wunderliches sagen. Wie wenn vor Gott Luthers Leben so kostbar wäre, daſs, wenn er nicht lebte, keiner von euch seines Lebens und auch seines Fürstenthumes sicher wäre? Wie wenn sein Tod das gröſste Unglück für euch alle wäre? Gott läſst seiner nicht spotten. Machet nur fort, tödtet, verbrennet mich. Ich werde, will's Gott, doch nicht nachgeben. Hier bin ich, und bitte euch, daſs ihr mich nach meinem Tode nicht wieder lebendig machet, um mich nochmals tödten zu können. Ich sehe, daſs ich mit keinen vernünftigen Menschen zu thun habe. Tödten müssen sie mich, die deutschen Bestien, als wenn mich Wölfe und Schweine zerrissen. Aber meinen Tod werden sie und ihre Kinder zu büſsen haben. Ich wollte sie hierüber gerne vorher warnen. Aber es hilft nichts. Gott hat sie verblendet und hartnäckig gemacht Wahrlich, wahrlich, es ist ein groſses Unglück vor der Thür. Der Zorn Gottes bricht über euch herein, denn es stehet geschrieben: Gott hat die

Mächtigen vom Throne gestofsen. Meine gute Herrn! das geht jetzt euch an, wenn ihr's merken wollt. — Es ist gar ein seltsamer Vogel um einen klugen Fürsten, und noch viel seltsamer um einen frommen Fürsten. Sie sind gemeiniglich die gröfsten Narren oder die ärgsten Buben auf Erden. Sie sind Gottes Stockmeister und Henker. Er ist ein grofser Herr, unser Gott. Darum mufs er auch solche edle, hochgeborne, reiche Henker und Büttel haben. Es geht nach dem Spruche Jesaiae III: „Ich will ihnen Kinder zu Fürsten geben, und Maulaffen sollen ihre Herren seyn." — Das sind unsere christlichen Fürsten, die den Glauben vertheidigen, und den Türken fressen. Feine Gesellen! Sie werden mit ihrer feinen Klugheit etwas ausrichten, nämlich dafs sie den Hals brechen. — Ich bitte alle Christen, dafs sie für diese armseligen und verblendeten Fürsten beten wollen. Aber Niemand soll ihnen wider die Türken mit Geld oder persönlich beystehen. Denn der Türk ist zehnmal klüger und gerechter als unsere Fürsten. Was könnten solche Narren und Gotteslästerer wider die Türken wohl ausrichten? Sehet da, wie sich der Kaiser, dieser armselige, sterbliche Wurmsack, der seines Lebens keinen Augenblick sicher ist, unverschämt prahlt, dafs er der wahre und höchste Beschützer des christlichen

Glaubens sey. Ich klage das aus dem innersten Grunde meines Herzens allen Christen, damit sie, wie ich, mit so unsinnigen, dummen, thörichten, wahnsinnigen und wüthenden Narren Mitleiden haben. Gott wolle uns von solchen Fürsten befreyen, und in Gnaden andere Regenten geben. Amen." *) — Solche Reden von einem solchen Manne, wie Luther war, konnten unmöglich ohne Wirkung bleiben. Und es scheint, daſs Luther es gerne sah, wenn seine Lehre Lärm in der Welt machte. Denn schon auf dem Reichstage zu Worms, als man ihn an die vielen Unruhen erinnerte, die wegen seiner Lehre bereits entstanden seyen, und noch entstehen könnten, sagte er: „Mir ist's wahrlich die allergröſste Lust und Freude, zu sehen, daſs um Gottes Wort willen Zwietracht und Uneinigkeit entsteht. Denn dies ist Gottes Worts Art, Lauf und Glück." **) Daſs aber diese Zwietracht so groſs und so blutig werden sollte, wie sie nachher wirklich geworden war, konnte Luther sich damals nicht vorstellen. Sonst würde er eine andere Sprache geführt haben. —

*) Operum Lutheri Editionis Wittenbergensis. Tomo IX. pag. 100.

**) Bey Plank in der Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs. I. Th. S. 387.

Der Bauernkrieg nahm ein Ende durch Hinrichtung des Thomas Münzer, der sich in seinen letzten Stunden so zaghaft betrug, daſs er nicht einmal das apostolische Glaubensbekenntniſs recht auswendig sprechen konnte, sondern Herzog Heinrich von Braunschweig ihm darauf helfen muſste. — Münzer führte ein ansehnliches Siegel, worauf ein mit einem Schwerdte durchbohrtes Herz war. — Bemerkenswerth ist, daſs unter Kaiser Joseph dem II. der Siebenbürgische Aufrührer Horja, der sich König von Dacien nannte, eben ein solches Siegel führte. — Melanchton äuſserte nach Vollendung des Bauernkrieges in einem Briefe den Wunsch: „Gott wolle künftig die Gebrechen der Kirche auf eine gelindere Art verbessern.“ *) Aber durch diesen Wunsch waren die tiefen Wunden nicht geheilt, welche nach diesem Kriege ganz Deutschland noch lange fühlte.

ad §. 73.

Von Luthers Heirath.

Ich sagte in meiner Kirchengeschichte mit Henke, daſs unter den Geistlichen, welche schon vor Luther heiratheten, der erste ein Baier, Bar-

*) Epist. lib. IV. pag. 19. Edit. Lond.

tholomaeus Bernhardi, gewesen sey. Aber die neue Leipziger Litteratur-Zeitung vom fünften December 1806. No. 157. machte mich auf einen mir bisher unbekannten Brief von Johann Georg Kapp aufmerksam, in welchem bewiesen wird, daſs schon vor Bartholomaeus Bernhardi die Geistlichen Knade, Seydler und Brunner geheirathet haben. *) — Den Bürger von Torgau, Leonhard Koppe, welcher die Katharina von Bore, Luthers nachmalige Frau, mit acht andern Nonnen in der Nacht vor dem Charfreitage des Jahres 1523 entführt hatte, lobte Luther mit folgenden Worten: „Deine That ist neu. Länder und Leute werden davon sprechen. Viele werden die Sache als höchst ungereimt ansehen. Die aber eines Sinnes mit Gott sind, werden deine Handlung als sehr nützlich preisen. Sey daher überzeugt, daſs es Gott so gewollt habe, und daſs es nicht dein eigener Gedanke und dein eigenes Werk sey. Sage mir nicht, daſs das ganze Kloster Nimptsch gegen dich aufgebracht seyn werde, wenn sie hören, daſs du dieser Räuber

*) Bartholomaeus Bernhardi Feldkirchius, Praepositus Kembergensis Pastorum Evangelii Lutheri, qui tempore Reformationis matrimonium inierunt, neutiquam primus. Epistola Joanni Georgii Kappii. Bayreuthae, 1792. in 4.

gewesen bist. Ich antworte dir: du warest ein sehr glücklicher Räuber, ein Räuber, wie Christus war, da er auf der Erde herum wanderte, und durch seinen Tod dem Fürsten der Welt seine Waffen und seine ihm ergebenen Geschöpfe raubte, und ihn selbst zum Gefangenen machte. Eben so hast auch du diese arme Seele aus dem Kerker der menschlichen Tyranney gerettet, und zwar zur schicklichsten Zeit, nämlich um Ostern, da auch Christus die Seinigen aus der Gefangenschaft befreyet hat." *) — Luther wünschte auf seinen Brief, worin er den Erzbischof Albert von Mainz zum Heirathen aufforderte, eine befriedigende Antwort. Da er aber gar keine erhielt, ward er aufgebracht, und schrieb nun öffentlich: „Mir nicht des Schimpfs! Man muſs anders davon singen und hören. Der Luther wird ein Spiel mit dem Kardinal von Mainz anfangen, das sich viele nicht versehen." **)

ad §. 74.

Von der Bigamie des Landgrafen Philipp von Hessen.

Landgraf Philipp hatte zur Ehe Christine, des Herzogs von Sachsen Tochter. Aber mit

*) Operum Lutheri Tom. II. Edit. Jen. pag. 231.

**) Nicolaus Vogt, Europäische Staats - Relationen. VI. Band, II. Heft. Seite 91. Frankf. a. M. 1806.

Luthers Einwilligung heirathete er, wie in meiner Kirchengeschichte vorkömmt, die Margaretha von Saal, Hofjungfer bey der Schwester des Landgrafen, der sogenannten Prinzessin von Rochlitz. Er liefs sich mit Margaretha trauen am vierten März 1540, und im darauf folgenden May gebar sie ihm einen Sohn. Als diese Neben-Ehe und der Lärm der Theologen darüber bekannt wurde, fiel Melanchton, der an dem für den Landgrafen ausgestellten Gutachten auch Antheil hatte, zu Weimar in eine tödtliche Krankheit. Luther, dem selbst bey der Sache nicht wohl war, tröstete ihn in einem Briefe vom achtzehnten Junius 1540 mit folgenden Worten: *) „Wegen dem Macedonischen Geschäft (unter

*) „De Macedonio negotio velim, ne affligeres te nimium, postquam eo res venit, ut nec moerore neo gaudio possit illi consuli. Quare ergo frustra nos occidimus. Qui vicit Diabolum, nonne et cum eo vicit hoc scandalum? Si Caesar et Imperium vellent, sicut tandem velle cogentur, huic scandalo facile occurrere poterunt novo statuto, ne liceat hoc factum vel jus, vel exemplum fieri. Tu scis, narrationem fuisse in isto facto, quasi casus sit extremae necessitatis, quae legem vel non fert, vel moderatur. Quare sis, quaeso per Christum, animo quieto, et agant illi etiam aliquid, quorum interest, nec gravent nos solos, quos arguere non possunt ullius criminis, nisi vel misericordiae, vel

diesem Namen verbargen sie die ganze Sache) sollst du dich nicht so sehr kümmern. Denn es ist die Sache bereits so weit gekommen, dafs sie weder durch Traurigkeit, noch durch Freude mehr zu ändern ist. Warum sollen wir also uns umsonst todt martern? Der den Teufel überwunden hat, der hat mit demselben auch dieses Scandal überwunden. Wenn der Kaiser und das Reich wollten, wie sie endlich werden wollen müssen, so könnten sie leicht durch eine Verordnung helfen, dafs sich auf dieses Factum Niemand als auf ein Recht oder Beyspiel berufen dürfe. Du weifst ja, was von dieser Sache geredet worden ist, dafs es nämlich ein Fall von der äufsersten Nothwendigkeit sey, der entweder unter gar keinem Gesetze steht, oder wobey doch das Gesetz eine Milderung leidet. Sey daher, ich bitte dich durch Christus, ruhig, und lasse diejenigen auch etwas thun, denen an der Sache gelegen ist. Uns allein sollen sie nicht beschweren, indem sie uns ja kein Verbrechen vorwerfen können, als Mitleiden und die mensch-

humanissimae facilitatis. In Christo autem Domino laetemur et exultemus: ipse deducet in nihilum omnes inimicos nostros."

Dr. Luthers bisher ungedruckte Briefe von D. Schütze. 1781. V. Band. S. 137.

lichste Nachgiebigkeit. Wir wollen uns daher in Christus dem Herrn freuen und fröhlich seyn, der alle unsere Feinde vernichten wird.“ Doch der Erfolg zeigte es, und selbst Luthers Betragen verrieth es, daſs er gar keine Ursache hatte, sich über diese Begebenheit in dem Herrn zu erfreuen. — Das Buch, welches Lorenz Böger über des Landgrafen Philipp von Hessen Vermählungsgeschichte herausgegeben, führte den Titel: „Betrachtung des in dem Natur- und Völkerrecht gegründeten heiligen Ehestandes.“ — Der Kurfürst von der Pfalz Karl Ludwig suchte durch Bekanntmachung dieses Buches und durch des Landgrafen Philipp Beyspiel die Entlassung seiner rechtmäſsigen Gemahlin und die Antrauung der Louise von Degenfeld zu beschönigen.

ad §. 75.

Luther und Schwenkfeld.

Luther wollte über die Gegenwart Christi im Abendmahle die Erklärung der Sakramentirer nicht anerkennen, aber auch die Transsubstantiation der Katholiken nicht zulassen, sondern behaupten, daſs Christus mit Leib und Blut gegenwärtig sey, daſs aber auch Brod und Wein unveränderlich und ohne Verwandlung verbleiben. Um dieses dem Volke faſslich zu machen, sagte er in

seiner Predigt vom Sakramente des Leibes und Blutes Christi: „Wenn uns Jemand einen Sack voll Geld, oder in einem Löffel voll Wasser eine Arzeney giebt, und sagt: das ist das Geld, das ist die Arzeney; so weiſs ein Kind, daſs der Sack nicht das Geld und das Wasser nicht die Arzeney ist, sondern daſs das Geld in dem Sacke und die Arzeney in dem Wasser sey. Eben so ist auch das Brod nicht der Leib, sondern es enthält den Leib Christi, wie der Sack das Geld, das Wasser die Arzeney enthält." *) — Gegen die Sakramentirer in der Schweiz war er noch mehr aufgebracht, als gegen die Katholiken. Er sagt von ihnen in seinem kurzen Bekenntniſse vom heiligen Sakramente: „Die Sakramentirer haben ein eingeteufelt, durchteufelt, überteufelt, lästerlich Herz und Lügenmaul. Ich wollte mich hundertmal lieber zerreiſsen oder verbrennen lassen, ehe ich mit ihnen eines Sinnes werden, oder in ihre Lehre willigen wollte." **) Am meisten haſste er den Kaspar Schwenkfeld, weil dieser

*) Ernst Salomon Cyprian Unterricht von der kirchlichen Vereinigung der Protestanten. Seite 101. Frankf. u. Leipz. 1722.

**) Henke Magazin für Religions-Philosophie, Exegese und Kirchengeschichte. Helmstädt 1793. I. Bandes 3. St. S. 428.

öfters seine Unzufriedenheit mit Luthers Anhängern, und zuletzt mit Luther selbst äufserte. In einer seiner ersten Schriften sagt Schwenkfeld: „Da sitzen jetzt alle Bierhäuser voll unnützer Prediger, lassen sich bedünken, so sie nur einen Zank mit Gottes Wort anrichten, Widerpart halten könnten, und sehr schreyen, saufen und alle Eitelkeit treiben, es stünde ganz wohl in der Christenheit. Sie reden stets von Gott, und sagen, sie stehen bey Gottes Wort. Wenn sie aber den Spruch Christi zu Herzen nähmen: meine Worte sind Geist und Leben, so würden sie nicht so unschicklich damit würfeln, sondern in anderer Weise dem Worte nachtrachten." — Von Luther schreibt er: „Luther hat einen Haufen toller, unsinniger Menschen, die an der Kette gelegen, losgemacht, für die es, so wie für das Ganze, besser gewesen wäre, wenn er sie an der Kette gelassen hätte, da sie nun mit ihrer Tollheit viel mehr, als vorher, schaden können." Zuletzt erklärte er: „dafs er die Gründe der verschiedenen Religionspartheyen untersucht, und, nachdem er nun die Wahrheit gefunden, sich lieber an die Papisten, als an die Lutherischen anschliefsen wollte." Diese Aeufserungen konnten dem Luther unmöglich gefallen. Er nannte daher den Schwenkfeld in öffentlichen Schriften „einen

tollen Geist, einen unsinnigen Narren, der keine Schrift, noch Bücher lese, sondern aus seinem eigenen tollen Kopfe von solchen hohen Sachen träume, und ein selbst gewachsener Meister und Klügel sey." — Dennoch bat ihn Schwenkfeld in einem Briefe auf das demüthigste, „dafs er seine Meynungen mit Gelassenheit prüfen möge." Aber Luther gab blos dem Boten, der ihm das Schreiben überbrachte, einen offenen Brief, worin er den Boten anredet, und dessen Herrn, Kaspar Schwenkfeld, einen unsinnigen Thoren nennt, der vom Teufel besessen sey, und nicht wisse, was er lalle, und ihn mit seinen Büchlein, die der Teufel aus ihm speyet und schmeisset, ungeheyet lassen solle." — Selbst der sonst sanfte Melanchton schimpfte mit Bitterkeit auf Schwenkfeld, und nannte ihn zum Spott Stinkfeld. — Nachher fällte auch das Braunschweigische und Hannöverische Ministerium ein Urtheil über Schwenkfeld mit folgenden ganz sonderbaren Ausdrücken: „Der Teufel habe noch in keinem Ketzer sein Wesen so meisterlich gehabt, als in der stinkenden, unflätigen und unreinen Kachel Kaspar Schwenkfeld. Wir halten also," heifst es am Schlufse des Urtheils, „von Schwenkfeld und seiner Lehre, dafs er ein unsinniger, toller Teufel ist, über welchen die Hölle ihren Rachen

aufgesperrt, und ihn voll gespeyet hat aller ihrer Grundsuppen von Gift und Galle, davon er auch so toll und voll worden, daſs er taumelt, und nicht weiſs, was er geifert. Er ist nebst dem Pabste und andern Schwärmern eine Geissel und Staupbesen des grimmigen Zorns Gottes vom Himmel.“ *)

ad §. 77.

Augsburgische Confession.

Was bey Uebergabe der Augsburgischen Confession Melanchton zu dem päbstlichen Legaten Kampegius gesprochen hatte, ist gerade das Gegentheil von dem, was Luther um eben diese Zeit, nämlich am Margarethentage 1530, von Koburg nach Augsburg an Melanchton schrieb: „Man darf auf keine Einigkeit denken, so viel die Lehre betrifft. Ich will wahrlich für meine Person nicht ein Haar breit weichen, oder Neuerung anrichten lassen, und sollt mir's gleich das Leben kosten. Der Kaiser mag thuen, was er kann. Doch weil die lügenhaftige Teufelsköpf also spielen mit Zusage eines freyen Concilii, so

*) Geschichte der protestantischen Theologie von Luthers Tode bis zur Einführung der Concordien-Formel von D. G J. Plank, Konsistorialrath und Professor in Göttingen. II. Band. 1. Th. Leipzig 1798. S. 84. 111. 131. 136. 137.

wollt ich auch mit ihnen spielen, und wollt von ihrem Drohen appelliren eben auf dasselbe Concilium (welches doch niemals werden wird) auf dafs ich dieweil Fried hätte." *) — Er hatte auch bereits den protestantischen Fürsten, die auf dem Reichstage zu Augsburg waren, die Meynung beygebracht: „dafs, wenn sie sich mit der Lehre der Katholiken vereinigen würden, es so viel wäre, als wenn sie Gott und das Evangelium verläugneten." Daher sagte Fürst Wolfgang von Anhalt zum Kaiser: „Die protestantischen Fürsten, ehe sie Gott und dessen Evangelium verläugnen wollten, so wollten sie ihnen lieber die Köpfe abschlagen lassen." Worauf der Kaiser antwortete: „Lieber Vetter! nicht Kopf ab, nicht Kopf ab; so bös ist es nicht gemeynt." **) — Am deutlichsten hat Luther seine Gesinnungen in Hinsicht der Augsburgischen Confession in einer gedruckten Schrift geäufsert, welche er dem Erzbischof von Mainz im Juli 1530 von Koburg nach Augsburg schickte, und worin es unter andern heifst: „Ich kann wohl achten, dafs unser Gegentheil die Lehre unserer übergebenen Be-

*) Chytraei Historia der Augsburgischen Confession, Frankf. 1577. S. 106.

**) Karl Moser's patriotisches Archiv für Deutschland. II. Bd. S. 420. Frankf. u. Leipz. 1785.

kenntnifs nicht annehmen werde, habe auch gar keine Hoffnung, dafs wir der Lehre sollten eins werden. Aber die Gedanken habe ich, ob doch so viel zu erlangen wäre, dafs unser Widertheil Friede hielte. Dafs sie unsere Lehre nicht annehmen, müssen wir lassen geschehen. Wir zwingen Niemand, auch zur Wahrheit nicht, wie sie uns zwingen zu Lügen. Man weifs ja, dafs man Niemand soll, noch kann zum Glauben zwingen. Es stehet das weder in des Kaisers, noch des Pabstes Gewalt. — Dafs aber der Pabst sich rühmet, der Kaiser werde ihm alles restituiren, das wird ihm fehlen, das weifs ich wohl. Denn was wäre das anders, als dafs wir sollten alles widerrufen, was wir je gelehrt haben, auch diese jetzige überantwortete Bekenntnifs, und dagegen alle vorige Lügen preisen, und all das unschuldige Blut, das von ihrem Theil vergossen ist, auf uns laden. Ja, lieber Pabst und Papisten! gebt uns zuvor den Leonhard Keiser wieder, und alle, die ihr unschuldig erwürgt habt, alle Seelen, die ihr mit Lügen verführet habt, alles Geld und Gut, das ihr mit Bescheisserey geraubt habt, alle Ehre, die ihr Gott mit Lästern gestohlen habt, so wollen wir von der Restitution handeln. Es soll in eine Historie geschrieben werden, dafs der Pabst und seine Papisten solche

Lästerung unverschämt und öffentlich begehren, als wären eitel Klötze in deutschem Lande, und auf dem Reichstage eitel Affen, dazu alle Fürsten, die es mit treiben, dafs sie bey unsern Nachkommen ein ewiger Stank seyn sollen, dafür man speyen und göcken müsse. — Ich bin kein Prophet, aber ich bitte euch Herren alle, sehet euch wohl für, und lafst euch ja nicht dünken, dafs ihr mit Menschen handelt, wenn ihr mit dem Pabste und den Seinigen handelt, sondern mit eitel Teufeln, denn es sind auch eitel Teufels Tücke dahinten. Gott der Allmächtige helfe euch, dafs zum Frieden alles gerathe. Amen." *) Wer konnte glauben, dafs es Luther mit dem Frieden Ernst wäre, da er in diesem Schreiben den Pabst und seine Anhänger, mit denen er doch den Frieden schliefsen sollte, öffentlich als Teufel, denen nicht zu trauen wäre, brandmarkte, und deutlich erklärte, dafs er von dem, was er bisher gelehrt hatte, kein Haar breit weichen wollte? —. Wie wenig Luther sich mit der katholischen Kirche wieder auszusöhnen und zu vereinigen suchte, erhellet aus den von ihm aufgesetzten Schmalkaldischen Artikeln, welche als das

*) Chytraei Historia der Augsburgischen Confession. 1577. S. 107.

ächte protestantische Glaubensbekenntniſs der nächsten Kirchenversammlung vorgelegt werden sollten. In diesen Artikeln herrscht nicht mehr der sanftmüthige Ton Melanchtons, wie in der Augsburgischen Confession, sondern durchaus die Sprache der Leidenschaft und der Unversönlichkeit. Zum Beweise will ich nur den Schluſs des Artikels über den Pabst hersetzen, wo es heiſst: „So wenig wir den Teufel selbst für einen Herrn und Gott anbeten können, so wenig können wir auch seinen Apostel, den Pabst oder Antichrist, in seinem Regiment zum Haupt oder Herrn leiden. Dann Lügen und Mord, Leib und Seel zu verderben, das ist ein päbstlich Reich eigentlich." *)

ad §. 78. a.

Luthers Tod und Charakter.

Endlich starb der stürmische Mann am achtzehnten Februar 1546. — Noch in der letzten Nacht, ehe er zu Bette gieng, gab er einen Beweis von seinem Hasse gegen den Pabst, indem er an eine hölzerne Wand den Vers schrieb:

„Pestis eram vivus, moriens ero mors tua Papa." **)

*) Karl Freyherrn von Moser's patriotisches Archiv. XI. Band. S 152.

**) Walter's Nachrichten von Luthers Lebensgeschichte. I. Th. S. 135.

Von dem richtigen Verstande der heiligen Schrift, dis immer sein Lieblingsbuch war, schrieb er zween Tage vor seinem Tode folgende merkwürdige Worte auf einen Zettel: „Virgilium in Bucolicis nemo potest intelligere, nisi fuerit quinque annis pastor. Virgilium in Georgicis nemo potest intelligere, nisi fuerit quinque annis agricola. Ciceronem in epistolis (sic praecipio) nemo integre intelligit, nisi viginti annis sit versatus in republica insigni. Scripturas sanctas nemo disgustavit satis, nisi centum annis cum Prophetis, Christo et Apostolis Ecclesias gubernarit. Wir sind Bettler, hoc est verum. XVI. Februarii 1546.“ *) Wenn aber die heilige Schrift so schwer zu verstehen, und doch zugleich eine nothwendige Glaubensquelle ist, so hätte Luther eben deswegen die katholische Tradition und die Erklärungen der Kirche als Auslegungsmittel dunkler Schriftstellen nicht verwerfen sollen. — Seine Anhänger nahmen nach seinem Tode alles, was sie erhalten konnten, sogar Splitter von seiner Bettstadt, oder vom Holze seines Hauses, das aber nachher verbrannte, wie Reliquien eines Heiligen zu sich, und brauchten dieselben auch als Heilmittel in Krankheiten.

*) Luthers Tischreden durch Johann Aurifaber. Fol. 3. Frankf. a. M. 1571.

Noch im Jahre 1782 rühmte sich Züge, ein Protestant und in der Folge russischer Kolonist, in seiner eigenen Lebensbeschreibung: „dafs er nie von Zahnschmerzen geplagt werde, indem er einen Zahnstocher aus Luthers Bettstatt besitze.“ — Die Urtheile über Luthers Charakter fielen bisher sehr verschieden aus. Bald wurde er übertrieben gelobt, bald übertrieben getadelt. Einige Urtheile, die ich anführen will, sollen meine Behauptung bestättigen. Pallavicini, der Verfasser der Geschichte der tridentinischen Kirchenversammlung, schreibt von ihm: „Luther hatte eine starke Seele, die aber mehr zum Zerstören, als zum Erbauen geeignet war. Daher sehen wir, wie durch ihn die katholische Religion in vielen Ländern vertilgt, aber auch seine Lehre nur in einem engen Kreise verbreitet worden ist. Seine Gelehrsamkeit glich einem Wolkenbruche, der das Erdreich mit Gewalt überschüttet, aber nicht zur Fruchtbarkeit wässert. Er sprach und schrieb mit Beredsamkeit, aber wie ein Sturmwind, der nur Staub in die Augen jagt, und nicht wie eine sanfte Silberquelle, welche die Augen erfrischt. In allen seinen Schriften findet man nicht eine einzige Periode, welche nicht etwas Rohes und Bäuerisches an sich hät-

te." *) Der französische Schriftsteller Ancillon schildert den Luther so: „Seine Handlungen flossen mehr aus Leidenschaften, als aus festen Grundsätzen, und wenn auch keine absoluten Laster seinen Charakter befleckten, so zierten ihn doch auch keine sanften Tugenden, und im Ganzen ist die moralische Seite desselben offenbar ohne hervorspringenden Werth." **) Hingegen spricht ein anderer neuer Schriftsteller, Simon Erhardt, vielleicht zu viel zu Luthers Lobe, da er sagt: „Es ist Lästerung der Manen des grofsen Mannes, ihn wie einen gemeinen Menschen vor Gericht zu stellen, und von gemeinen Men-

*) „Mens quidem illi robusta, sed vastatori aptior, quam aedificatori: atque ita spectamus religionem catholicam ab eo pluribus in regnis eversam, sed ejusdem doctrinam angusta in regione fundatam. Eruditionis suae affluentia usus fuerat veluti quaedam imbris aestivi procella, quae tellurem usque quaque obruit, nusquam ad foecunditatem imbuit. Fuit eloquens lingua et calamo, sed instar turbinis pulverem attollentis ad oculos excoecandos, non placidi fontis pellucidam aquam effundentis ad recreandos, cum in tot ejus operibus ne unam quidem periodum invenire liceat, quae incultum et aggreste quiddam non praeseferat."

Pallaviciai Historia Concilii Tridentini. Lib. VI. Cap. 10. No. 2.

**) Ueber den Geist und die Folgen der Reformation. Deutschland 1810. S. 381.

schen richten zu lassen. Sein Name ist ein welthistorischer Name, und wer ihn nicht lieben kann, der habe wenigstens Achtung vor der Seelenkraft, die dieser Mann entfaltete; der habe wenigstens so viel Religion, um den Weltgeist, der in ihm und durch ihn wirkte, zu ehren. Welch ewig frischer Ruhm krönt den Namen dieses Mannes, der für Recht, Wahrheit und Gewissensfreyheit kämpfte, nicht mit dem Schwerte des Kriegers, sondern mit der Fülle und den Blitzen seines Geistes, der einer erschlafften Zeit neuen Aufschwung gab, und die ganze Gedankenmasse rüttelte und erregte, der der neueren europäischen Bildung einen kräftigen Stoſs gab, daſs sie in Lauf kam, und noch im Laufe ist."*) Wie sehr wünschte ich, dieses schöne Urtheil unterschreiben zu können, wenn nur auch die Geschichte damit ganz übereinstimmte, und wenn nicht Männer von Bedeutung aus den neueren und älteren Zeiten gerade das Gegentheil behaupteten! Ich will hierüber, denn der Gegenstand verdient es, nur noch einige Urtheile von solchen Männern anführen. Der Protestant Ruhkopf

*) Vorlesungen über die Theologie und das Studium derselben, von Simon Erhardt. Erlangen 1810. Seite 204.

erzählt in seiner Geschichte des Schul- und Erziehungswesens, daſs man zur Zeit der Reformation öffentlich sagte: „wo das Lutherthum ist, da ist das Grab der Wissenschaften." *) Heinrich Stephani, ebenfalls ein Protestant, sagt von Luther: „Er hat durch seine Idee von der Kirche einen wahrhaft anarchischen Zustand herbey geführt. Luther verstand nur zu zerstören, aber nicht wieder aufzubauen" u. s. w. **) Nun will ich noch ein Paar Männer aus der Reformationszeit reden lassen, die theils wegen ihrer Einsichten, theils weil sie von den damaligen Religions-Händeln Augen- und Ohrenzeugen waren, allerdings Glauben verdienen. Der erstere ist Erasmus von Rotterdam, welcher schreibt: „Ich beneide Luthern um seinen Ruhm nicht. Lieber wollte ich unbekannt seyn, wie ein Hund, als seinen Ruf haben. Täglich erfahre ich mehr, wie viele mächtige, gelehrte und gute Männer Luthers Namen verwerfen, Männer von solcher Gelehrsamkeit, von einem solchen Lebenswandel, daſs ich kaum argwöhnen sollte, sie

*) Ruhkopf Geschichte des Schul- und Erziehungswesens. I. Th. S. 311.

**) Ueber die absolute Einheit der Kirche und des Staats. S. 205. 206. Würzburg u. Sulzbach 1802.

könnten aus Leidenschaft, oder aus Mangel von Beurtheilung irren." *) Er nannte auch Luthers Reformation gewöhnlich Tragoediam Lutheranam. — Der zweyte, welcher sich mit aller Aufrichtigkeit gegen Luther und seine Reformation erklärt, ist der berühmte Wilibald Pirkheimer von Nürnberg, indem er in einem Briefe vom Jahre 1528 an Johann Tscherte, Kaiser Karls des V. Bau- und Brückenmeister in Wien, folgendermaſsen sich ausdrückt: „Es liegt am Tage, wie weit der Lutherischen Wort und Werk von einander sind. Die, so sie hören so süſs vom Glauben und heiligen Evangelium reden, meynen, es sey eitel Gold, und ist kaum Messing. Ich bekenne, daſs ich anfänglich auch gut lutherisch gewesen bin, wie auch unser Albert Dürer seliger. Denn wir hofften, die römisch Büberey, auch der Mönch und Pfaffen Schalkheit sollte gebessert werden. Aber wie man sieht, hat sich die Sache also verschlimmert, daſs die evangelischen Buben jene Buben fromm machen. Die vorigen haben uns mit Gleiſsnerey und Listigkeit betrogen, und die jetzigen wollen öffentlich ein schändlich und sträfliches Wesen führen, und dabey die Leute mit sehenden Augen blind reden

*) Erasmus in spongia adversus aspergines Hutteni.

und sagen, man könne sie aus ihren Werken nicht urtheilen, da doch Christus ein anderes gelehrt hat. Obwohl die guten Werke nicht leicht erkannt werden können, so zeigt doch jener, der bös und sträflich handelt, damit an, daſs er kein Biedermann ist, er möge sich auf den Glauben beziehen, wie er will. Denn ohne Werke ist der Glaube todt, wie auch die Werke ohne den Glauben. Ich weiſs, und ist die Wahrheit, daſs die Unglaubigen solche Schalkheit und Büberey nicht unter sich leiden würden, wie die, so sich evangelisch nennen. Zuletzt werden wir ganz thierisch, halb sind wir es schon. Luther wollte gern wieder viel seines Dings herumwenden. Aber es ist so grob gehandelt, daſs es sich nicht mehr verblümen läſst. Die Papisten sind doch wenigstens unter sich selbst eins. Aber die, so sich evangelisch nennen, sind höchstens uneins untereinander, und in Sekten getheilt. Diese müssen ihren Lauf haben, wie die schwärmenden Bauern, bis sie endlich auswüthen. Gott behüt alle Land und Leut vor solcher Lehr. Wo die hinkommt, da kann kein Fried, Ruh und Einigkeit seyn. Wir erwarten täglich Mandat von kaiserlicher Majestät zu Abstellung der neuen Lehr. Gott geb uns Glück. Es leben unsere Prediger, Pfaffen und ausgeloffene

Münche nicht anders, als wären sie behaftet. Sie fluchen, schelten und schmähen über Kaiser und Pabst." *) Wenn Pirkheimer schon im Jahre 1528 eine solche Sprache führte, was würde er erst später haben sagen können? — Selbst Melanchton, Luthers innigster Freund, schrieb nach Luthers Tode an den sächsischen Rath Christoph Karlowiz folgende merkwürdige Worte: „Ich habe unter Doctor Luther eine beynahe schändliche Dienstbarkeit ertragen, indem derselbe oft mehr den Trieb seiner Natur, in welcher nicht wenige Zankliebe lag, befolgte, als daſs er auf eine Person, oder auf das allgemeine Wohl Rücksicht genommen hätte." **) Aus diesen Worten läſst sich vieles von Luthers Leben und Reformation erklären. Er würde gewiſs manches nicht geredet und manches nicht gethan haben, wenn er sein zanksüchtiges Naturell hätte in Schranken halten können oder wollen. —

*) In Christoph Gottlieb von Murr Journal zur Kunstgeschichte und Litteratur. X. Theil. S. 36. Nürnberg 1781.

**) „Tuli et antea Servitutem pene deformem, cum saepe Doctor Lutherus magis suae naturae, in qua Φιλονειχια erat non exigua, quam vel personae, vel utilitati communi serviret."

Schlüsselburg in Catal. Haereticorum. Lib. 13. pag. 624.

Luther machte auch, und zwar schon vier Jahre vor seinem Tode, ein Testament, das allerdings gelesen zu werden verdient.

ad §. 67. b.

Dr. Martin Luthers Testament.

Ich Martinus Luther D. bekenne mit dieser meiner eigenen Handschrift, daſs ich meiner lieben und treuen Hausfrauen Catharinen gegeben habe zum Leibgedinge (oder wie man das nennen kann) auf ihr Lebenlang, damit sie ihres Gefallens und ihrem Besten gebaren möge, und gebe ihr das in Kraft dieses Briefes gegenwärtiges und heutiges Tages. Nämlich das Gütlein Zulsdorf, wie ich dasselbe gekauft und zugerichtet habe. Zum andern das Haus Bru zur Wohnung, so ich unter meines Wolfs Namen gekauft habe. Zum dritten die Becher und Kleinod, als Ringe, Ketten, Schenkgroschen, gülden und silbern, welche ungefährlich bey 1000 Gülden werth seyn.

Das thu ich darum:

1. Daſs sie mich als ein fromm, treue, ehrliche Gemahl allezeit lieb, werth und schön gehalten, und mir durch reichen Gottes-Segen fünf lebendige Kinder (die noch vorhanden, Gott gebe lange) geboren und gezogen hat.

2. Daſs sie die Schuld, so ich noch schul-

dig bin, (wo ich sie nicht bey Leben ablege) auf sich nehmen und bezahlen soll, welche mag seyn ohngefähr mir bewufst 450 Gülden; mögen sich vielleicht wohl mehr befinden.

3. Und allermeist darum, dafs ich will, sie müsse nicht den Kindern, sondern die Kinder sollen ihr in die Hände sehen, sie in Ehren halten, und unterworfen seyn, wie Gott geboten hat. Denn ich habe wohl gesehen und erfahren, wie der Teufel wider dies Gebot die Kinder hetzet und reizet, wenn sie gleich fromm sind, durch böse und neidische Mäuler, besonders wenn die Mütter Wittwen sind, und die Söhne Ehefrauen und die Töchter Ehemänner kriegen, und wiederum Socrus Nurum und Nurus Socrum. Denn ich halte, dafs die Mutter werde ihrer eigenen Kinder der beste Vormund seyn, und solch Gütlein und Leibgedinge nicht zu ihrem Schaden oder Nachtheil, sondern zu Nutz und Besserung brauchen, als die ihr Fleisch und Blut sind, und sie unter ihrem Herzen getragen hat.

Und ob sie nach meinem Tode genöthiget oder sonst verursachet würde, (denn ich Gott in seinen Werken und Willen kein Ziel setzen kann) sich zu verändern, so vertraue ich doch, und will hiemit solches Vertrauen haben, sie werde sich mütterlich gegen unser beyder Kinder

halten, und alles treulich, es sey Leibgeding oder anders, wie recht ist, mit ihnen theilen.

Und bitte auch hiemit unterthäniglich meinen gnädigsten Herrn Herzog Johann Friedrich, Churfürstlich Sächsische Gnaden wollen solche Begabung und Leibgedinge gnädiglich schützen und handhaben.

Auch bitte ich, alle meine guten Freunde wollen meiner lieben Käthe Zeugen seyn, und sie entschuldigen helfen, wo etliche unnütze Mäuler sie beschweren oder verläumden wollten, als sollte sie etwa eine Baarschaft hinter sich haben, die sie den armen Kindern entwenden oder unterschlagen würde. Ich bin defs Zeuge, dafs da keine Baarschaft ist, ohne die Becher und Kleinod, droben im Leibgedinge erzählt. Und zwar kann solches die Rechnung bey jedermann öffentlich geben, weil man weifs, wie viel ich Einkommens gehabt von meinem gnädigen Herrn, und sonst nicht ein Heller noch Körnlein von jemanden Einkommen gehabt, ohn was Geschenk ist gewesen, welches droben unter den Kleinoden, zum Theil auch noch in der Schuld stecket und zu finden ist, und ich doch von solchem Einkommen und Geschenken so viel gebauet, gekaufet, grofse und schwere Haushaltung geführet, dafs ichs mufs neben andern

selbst für einen sonderlichen und wunderlichen Segen erkennen, dafs ichs habe können erschwingen, und nicht Wunder ist, dafs keine Baarschaft, sondern dafs nicht mehr Schuld da ist.

Dies bitte ich darum, denn der Teufel, so er mir nicht könnte näher kommen, sollte er wohl meiner Käthe allein der Ursachen halber auf alle Weise zu schaden suchen, dafs sie des Mannes Doctor Martin Luthers eheliche Hausfrau gewesen, und Gott Lob noch ist.

Zuletzt bin ich auch iedermann, weil ich in dieser Begabung oder Leibgedinge nicht gebraucht der Juristen Form und Wörter, (dazu ich Ursach gehabt) man wolle mich lassen seyn die Person, die ich doch in der Wahrheit bin, nämlich öffentlich, und die im Himmel, auf Erden und in der Höllen bekannt, Ansehens und Autorität genug hat, der man trauen und glauben mag, mehr denn keinem Notario. Denn so mir verdammten, armen, elenden Sünder Gott, der Vater aller Barmherzigkeit, das Evangelium seines lieben Sohnes vertrauet, darzu mich auch treu und wahrhaftig darinnen gemachet, bisher erhalten und gefunden hat, so, dafs auch viele in der Welt dasselbe durch mich angenommen, und mich für einen Lehrer der Wahrheit halten, ungeachtet des Pabstes Bann, des Kaisers, Königen

Fürsten, Pfaffen, ja aller Teufel Zorn, soll man ja vielmehr mir hier in diesen geringen Sachen glauben, sonderlich weil hier ist meine Hand fast wohl bekannt, der Hoffnung, es soll genug seyn, wenn man sagen und beweisen kann, dies ist Dr. Martin Luthers, der Gottes Notarius und Zeuge ist in meinem Evangelio, ernstliche und wohlbedachte Meynung, mit seiner eigenen Hand und Siegel zu beweisen. Geschehen und gegeben am Tage Euphemiae 1542.

M. Luther.

Ego Philipp Melanchton testor, hanc esse et Sententiam et voluntatem et Manum Reverendi Domini Doctoris Martini Lutheri, Praeceptoris et Patris nostri Charissimi.

Ego Caspar Cruciger Doctor testor, hanc esse et Sententiam et voluntatem et Manum Reverendi Domini Doctoris Martini Lutheri, charissimi Patris nostri. Quare ipse mea Manu subscripsi.

Et Ego Johannes Bugenhagius, Pomeranus, Doctor, idem testor Manu mea.

Es wurde dieses Testament auch von Churfürst Johann Friedrich am Sonntage Judica zu Wittenberg bestättigt. *)

*) Luthers sämmtliche Schriften. 21. Th. in der Nachlese S. 270. nach der Ausgabe von Johann Georg Walch. Halle 1749.

Ich will über dieses Testament, das nach meiner Ueberzeugung dem Luther nicht zur Unehre gereicht, keine weitere Bemerkungen machen. Was aber zween andere Schriftsteller darüber bemerkt haben, kann ich nicht verschweigen, und zwar um so weniger, weil ihre Bemerkungen gerade einander widersprechen. Justus Möser in seinen vermischten Schriften sagt: „Luther hatte ein grofses, freygebiges, offenes Herz, das mit dem Unglücke seines Nebenmenschen Mitleiden fühlte. Bey diesen Eigenschaften ist man niemals das, was man gewöhnlich ehrgeizig nennt. Sein Testament bezeuget es, welches fast das einzige in seiner Art ist." *) — Nicht so gut denkt von diesem Testamente der Verfasser der Schrift: „Ueber den Geist und die Folgen der Reformation," indem er am Schlusse seines Werkes S. 384. schreibt: „Man lese unter andern Luthers Testament, und frage sich selbst, ob ein Mensch, der den vollen Gebrauch seiner fünf gesunden Sinne hat, wohl so etwas schreiben könne?" Welcher aus diesen beyden Schriftstellern hat nun wohl Recht? Mir scheint, dafs auch hier, wie in so vielen andern Fällen, die

*) Möser's vermischte Schriften. I. Th. S. 155. Berlin und Stettin 1797.

Wahrheit in der Mitte liege. — Ueber Luther und Reformation verdient gelesen zu werden ein Aufsatz von Hegewisch, in seinen kleinen historischen und litterarischen Schriften. Altona 1809. Seite 195.

ad §. 80. a.

Gebhard, Erzbischof zu Köln, heirathet und wird abgesetzt.

Daß im Religions - Frieden vom Jahre 1555 aufgestellte Reservatum ecclesiasticum gab zu Gebhards Absetzung Gelegenheit. Der Hergang der Sache war folgender: Herzog Ernst von Baiern, der schon Bischof zu Freysingen, Hildesheim und Lüttich war, wollte auch noch Erzbischof und Churfürst zu Köln werden. Aber Gebhard, damals Domdechant zu Strasburg und Domprobst zu Augsburg, wufste durch den Grafen von Nuenar die Mehrheit der Stimmen zu gewinnen. Pabst Gregor der XIII. bestättigte Gebhards Wahl mit Vergnügen durch ein Breve vom neunzehnten März 1580, weil er ihn für einen Mann hielt, der alles anwenden würde, die Anfälle der Ketzer zu unterdrücken und die katholische Religion vor Schaden zu sichern. Die Jesuiten, denen er zu Köln eine Kirche zu bauen versprach, hatten ihn bey dem Pabste auf das beste empfohlen. Doch kaum war er Erzbischof, wählte er sich eine

Kanonissin aus dem Stifte Germersheim, Agnes von Mannsfeld, die er bey einer Klostervisitation kennen gelernt hatte, zur Beyschläferin, welches bald bekannt wurde. Die Brüder und Verwandten der Gräfin erklärten sich gegen ihn, daſs sie, wenn er die Gräfin nicht heirathen, sondern nur als Mätresse brauchen wollte, ihn aus dem Wege räumen würden. Gebhard kam dadurch in groſse Verlegenheit, weil er von seiner Agnes nicht mehr ablassen wollte, und sie als katholischer Bischof doch auch nicht heirathen konnte. Er gieng daher zur reformirten Religion über, und lieſs sich darauf am zweyten Februar 1583 durch Pantaleon Kandidus, Superintendenten und Pfarrer zu Zweybrücken, mit seiner Agnes zu Bonn ehelich verbinden. Trauungszeugen waren Adolf Graf zu Nuenar, Karl Freyherr von Waldburg, Joachim Graf zu Hohenzollern, und Heinrich Schwebel, zweybrückischer Rath. Diese Heirath, so wie seinen Uebergang zur reformirten Religion, lieſs er dann durch ein öffentliches Edict bekannt machen. Sogleich traten wider ihn die Katholiken mit dem Reservatum ecclesiasticum auf. Er glaubte indessen durch die Macht der Reformirten die Sache so weit durchzusetzen, daſs er zwar nicht Erzbischof, doch aber Churfürst zu Köln bleiben dürfte. Aber die Refor-

mirten waren zu schwach, ihm zu helfen, und der Pabst, der Kaiser, die katholischen Reichsstände, das Kölnische Domkapitel und das Volk drangen auf seine Absetzung. Diese erfolgte, und Herzog Ernst von Baiern wurde durch eine neue Wahl Erzbischof und Churfürst. Gebhard aber mußte mit seiner Frau aus dem Lande fliehen. Die Frau gieng nach England zur Königin Elisabeth. Aber auch diese, als sie der Churfürstin nächtliche Zusammenkünfte mit dem Grafen von Essex, dem bekannten Favoriten der Elisabeth, erfuhr, gab ihr sogleich den Befehl, England wieder zu verlassen. Gebhard gieng anfangs nach Holland zu dem Prinzen von Oranien, der ihm auf einige Zeit Dillenburg zum Wohnorte anwies, jedoch dieses theuren Gastes bald müde wurde. Ein Glück war es, daß Gebhard noch Domdechant zu Straßburg, und das dortige Domkapitel damals halb katholisch, und halb protestantisch war. Er zog also dahin, und lebte noch zwanzig Jahre, aber in so großer Armuth, daß er seine eigenen Bedienten nicht zahlen konnte, sondern vielmehr diese sich öfters für ihn verbürgen mußten. Er starb den ein und zwanzigsten May im Jahre 1601. — Merkwürdig ist, daß er ein Testament machte, und den Herzog von Würtemberg zum Universalerben

einsetzte, dem aber kein anderes Erbrecht blieb, als die vielen von dem unglücklichen Gebhard hinterlassenen Schulden zu bezahlen. *)

ad §. 80. b.
Unruhen in Donauwörth.

Es kömmt in dem Religions-Frieden §. 27. auch ein Artikel von den Reichsstädten vor, wo es heifst: „Derselben Frey- und Reichs-Städt Bürger, und andere Einwohner geistlichs und weltlichs Standes sollen friedlich und ruhig bey und neben einander wohnen, und kein Theil des andern Religion, Kirchengebräuch oder Ceremonien abzuthun, oder ihn davon zu dringen unterstehen." **) Wider diesen Artikel verfehlten sich im Jahre 1606 die protestantischen Bürger zu Donauwörth, wozu die Katholiken durch eine Prozession Gelegenheit gaben, mit der sie, wie sonst, am Feste des heiligen Markus von dem Benedictiner-Kloster zum heiligen Kreuze ausgiengen, und durch die ganze Stadt zogen. Die Protestanten sahen das für eine Neuerung in Religionssachen an, und widersetzten sich den

*) Karl Freyherrn von Moser's patriotisches Archiv. XII. Band. S. 175.

**) Johann Jakob Schmaufs, Corpus Juris publici. Leipzig 1774. S. 164.

durchziehenden Katholiken mit Gewalt. Sie zerbrachen ihre Kreuze, zerrissen ihre Fahnen, und behandelten einige sogar mit Schlägen Der Prälat vom heiligen Kreuze kam mit seinen Geistlichen mit genauer Noth ohne körperliche Mifshandlung in sein Kloster zurück. Der Stadtmagistrat war bey diesem Auftritte ein müfsiger Zuschauer, ohne eine Abstellung zu machen. Der Prälat stellte daher seine Klage bey Kaiser Rudolph dem II. und drang auf Genugthuung. Der Kaiser gab dem Prälaten sogleich ein Schreiben an die protestantischen Bürger, des Inhalts, dafs sie sich in Zeit von sechs Monaten verantworten sollten. Dieses kaiserliche Schreiben war vom vier und zwanzigsten October 1605. — Zugleich erhielt der Prälat ein Pönal-Mandat, welches den Reichs-Bann über die Bürger aussprach, und welches ihnen der Prälat promulgiren sollte, wenn sie sich in der bestimmten Zeit nicht verantwortet haben würden. Der Prälat übergab aber das erste Schreiben vom vier und zwanzigsten October 1605 dem bürgerlichen Magistrat erst am acht und zwanzigsten Februar 1606. Den Bürgern blieben dadurch von dem bestimmten Verantwortungs-Termine nur zwey Monate übrig, und auch diese wartete der Prälat nicht ab, sondern promulgirte schon im Monate März 1606

das den Reichsbann enthaltende kaiserliche Poenal-Mandat, und hielt darauf am eilften April wieder eine Prozession durch die Stadt, welche aber wieder nicht ruhig ablief. Es kam nun auf die Vollziehung des Reichsbannes an. Von Rechtswegen hätte diese dem Herzoge von Würtemberg als Director des schwäbischen Kreises, in welchem die Stadt Donauwörth gelegen war, übertragen werden sollen. Aber der Kaiser traute dem Herzoge von Würtemberg nicht, weil derselbe Protestant war. Er übertrug daher die Vollziehung dem Herzoge in Baiern, der auch im Jahre 1607 die Stadt in Besitz nahm, und sie für ein Unterpfand der Kriegskosten behielt. Da aber die Bürger weder damals, noch später die Kriegskosten zu bezahlen im Stande waren, so wurde diese Reichsstadt im Jahre 1785 dem baierischen Churfürsten Karl Theodor als eine Provincialstadt für immer überlassen. *)

ad §. 81.

Zwingli und Oecolampadius.

Da Zwingli anfieng, die Reformation in der Schweiz zu verbreiten, fand er Beyfall bey Luther. Da er aber in einigen Stücken eigene

*) Anton Schmidt in Thesauro Juris eccles. Tom. I. pag. 465.

Grundsätze aufstellte, und besonders in der Lehre vom Abendmahl vom lutherischen Lehrbegriffe abwich, hatte Luther für ihn keine Achtung mehr. „Zwingel,“ schreibt er an einen Freund, „ist in der Dialektik so unwissend, wie ein Esel.“ *) Und Zwingli war, wie seine Schriften beweisen, doch wahrlich kein Esel. Nicht allein für die Theologie arbeitete er, sondern er zeigte auch pädagogische Kenntnisse, wie eine seiner Schriften von Bildung junger Leute beweiset, die voll von guten Grundsätzen ist. **) In dieser Schrift empfiehlt er unter anderen die Lesung der Bibel in den Grundsprachen, lobt dabey vorzüglich die griechische Sprache, und sagt am Ende: „Man erlaube mir, aufrichtig zu sagen, was ich denke. Ich habe bemerkt, dass schon vom Anfange her die christliche Lehre von den Lateinern nicht so würdig behandelt worden sey, wie von den Griechen.“ Er sagt auch: „Einem Christen steht es zu, seinen Glauben nicht mit prahlerischen Worten, sondern

*) „Zwingel in Dialectica sic est rudis, ut asino comparari queat.“
Operum Lutheri. Tom. II. Edit. Jen.

**) Quo pacto ingenui adolescentes formandi sint. Basileae 1523 in 8.
Neuer litt. Anzeiger 1806. No. XIII.

durch ausgezeichnete Handlungen zu erheben.“ Ferner rathet er, „daſs Jeder, auch der künftige Pfarrer, eine Kunst oder Handwerk lernen solle, um den Körper zu stärken, und sich vor Müssiggang zu retten.“ Denen, die heirathen wollen, macht er den Vorschlag, „daſs sie sich nicht übereilen, sondern eine Person wählen sollen, mit der sie lebenslänglich gut und friedlich auskommen können. Sie sollen sich daher bis zum Ehestande unbefleckt erhalten, und mit keiner anderen Weibsperson, als mit der, welche sie heirathen wollen, Bekanntschaft machen.“ Zwingli starb als Feldprediger in der Schlacht zwischen den katholischen und reformirten Schweizern.*)

Mit Zwingli war innigst verbunden Joannes Oecolampadius, sonst Hausschein genannt, der auch einige Jahre Klostergeistlicher zu Altomünster in Baiern war. Ich will von diesem merkwürdigen Manne einige besondere Nachrichten mittheilen. In einem noch ungedruckten Manuscripte des ehemaligen Klosters Altomünster heiſst es am zweyten Blatte: „P. Joannes. — Dieser ist jener Joannes Oecolampadius, der mit seinem

*) Mehrere Nachrichten von Zwingli liefert Ludwig Wirz in seiner helvetischen Kirchengeschichte. III. Th. S. 456. Zürich 1810.

Geburtsnamen Hausschein oder Husschin hiefs, welchen Namen er aber, um mehr zu glänzen, in den aus dem Griechischen gebildeten Namen Oecolampadius umänderte. Er war geboren zu Winsperg oder Weinsberg. Man nannte ihn Naso wegen seiner abentheuerlich grofsen Nase. Die Weihen empfieng er, ehe er in das Kloster gieng, und ward, da er geweiht war, zu Weinsberg als Prediger aufgestellt. Nachher wurde er Poenitentiar zu Basel, bis er den Ruf als Domprediger in Augsburg erhielt. Nachdem er dieses Amt einige Jahre versehen hatte, trat er in unsern Orden, und legte im vierzigsten Jahre seines Alters hier zu Altomünster die klösterlichen Gelübde ab. In welchem Jahre dieses geschehen sey, ist mir nicht bekannt. Das aber weifs ich, dafs er im Jahre 1521, wahrscheinlich am Sonntage nach dem Frohnleichnams-Feste, eine christkatholische Predigt von dem heiligen Altars-Sakramente gehalten habe. Einen Theil davon habe ich selbst gelesen. Im Jahre 1524 war er noch Brigittiner, und da er zu einem Colloquium geschickt wurde, um, wie ich gehört habe, die Ketzer zu widerlegen, hat er sich zu ihnen gesellt, und ist von dem Orden abtrünnig geworden. Ehe er die Clausur verliefs, (so geht das Gerücht unter den Unsrigen) sagte er noch bey

der kleineren Gartenthüre zum Klosterpförtner: „Euch kann man glücklich nennen; denn ihr kommet mit eurer Einfalt in den Himmel, da wir Doctoren mit unserer Gelehrsamkeit zur Hölle fahren." — Herr Pfarrer Köberle von Leutershofen in dem Augsburgischen Kirchsprengel, der für die Wissenschaften und für seine Freunde viel zu früh gestorben ist, theilte mir auch einen noch nicht gedruckten Brief mit, welchen Bernhard Adelmann von Adelmannsfelden, Domherr von Augsburg, an Wilibald Kirchheimer, Rathsherrn von Nürnberg, im Jahre 1520 den acht und zwanzigsten April in lateinischer Sprache geschrieben hat. In diesem Briefe kömmt von Oecolampadius folgendes vor: „Ich schreibe dir etwas Neues. Den Tag vorher, ehe ich diesen Brief schrieb, gieng unser Prediger in das Kloster Altomünster, und zwar, so viel bekannt ist, ohne Vorwissen der Eltern und aller seiner Freunde. Gott gebe, dafs er in diesem Kloster sein Heil finde! Es ist aber in diesem Orte kein Ueberflufs, sondern vielmehr ein Mangel am Nothwendigen. Die Klostergeistlichen leben elend, und Nonnen, welche im nämlichen Gebäude wohnen, führen das Hauswesen. Mir schrieb er am nämlichen Tage, da er in das Kloster eingieng, einen Brief, in welchem er sich wegen

26 *

seines mir verborgen gehaltenen Entschlusses entschuldiget, und unter mehreren Ursachen, warum er in das Kloster gegangen sey, auch seine körperliche Schwachheit angiebt. Der Arme bedauerte mich. Denn ich glaube nicht, daſs er klug gehandelt habe. Urtheile nur selbst, ob der Klosterstand ein Stand für Schwächlinge sey. Ich könnte dir auch viele Beweise anführen, wie unbeständig, wie wenig Herr er über sich selbst, wie ängstlich er sey. Ich fürchte, dieser gemachte Schritt werde ihn bald wieder reuen. Er wird ihn aber nicht mehr gut machen können. Da er bey uns war, sagte er mir öfters, er sey in die Sklaverey gerathen. Ich besorge, er sey jetzt gar in einen ewigen Kerker gekommen. Du wirst dich noch erinnern, was ich dir einst geschrieben habe: daſs du mir an ihm einen groſsen Melancholiker empfohlen hättest. Könnten seine jetzigen Handlungen nicht Folgen der Melancholie seyn? In dem an mich geschriebenen Briefe heiſst es: „Er hätte mich freylich nicht verlassen sollen. Indessen könnten wir uns jetzt, vielleicht besser als sonst, über wissenschaftliche und religiöse Gegenstände durch einen täglichen Briefwechsel unterhalten. Er wolle nicht, wie unsere gewöhnlichen Mönche, ein Faullenzer werden, sondern, da er jetzt gute Gelegenheit

hätte, sich und anderen mit Gottes Hülfe nützlich zu werden suchen.“ Aber der gute Mann bedenkt nicht, daſs er eben jetzt ganz nach dem Willen anderer leben müsse.“ — Was Melanchton von Oecolampadius dachte, äuſserte er öfters gegen einen Studenten von Wittenberg, Valentin Braun, nachmals General-Superintendenten des Stiftes Wurzen, den er sehr lieb hatte. Dieser Valentin Braun war in der Gesichtsbildung dem Oecolampadius sehr ähnlich. Daher sagte Melanchton oftmals zu ihm: „Du bist mein Oecolampadius. Doch ich sage dir: folge ihm nach in seiner Gelehrsamkeit, aber fliehe seine Religion.“ *) Es hatte nämlich Oecolampadius in den Augen Melanchtons dadurch wider die Religion gesündiget, daſs er in der Lehre von der Gegenwart Christi im Abendmahle mit Luthers Erklärung nicht übereinstimmte.

ad §. 82.

Servet und Kalvin.

Bey Gericht wurde als Ursache von Servets Verdammung angegeben sein Buch: de Restitutione Christianismi, welches eines der seltensten Bü-

*) Nützliche Sammlung verschiedener meistens ungedruckter Schriften von Christian Gottlieb Buder. S. 662. Frankf. u. Leipz. 1735.

cher ist, indem sich Kalvin äufserst bemühte, alle Exemplare davon zu vertilgen. Dieses Buch wurde dem Servet, da man ihn verbrannte, an den Schenkel gebunden, um so sammt dem Verfasser ein Raub der Flammen zu werden. *) Kalvin drang so sehr auf Servets Tod, dafs er selbst die peinliche Klage gegen ihn aufsetzte. Er widersetzte sich heftig der gelinderen Parthey, die dem Servet das Leben retten wollte. Er drohte, auf diesem Falle die Gemeinde zu Genf zu verlassen. Als er nebst den übrigen Geistlichen von dem Rathe zu Genf gefragt wurde, was mit Servet zu thun sey, antwortete er öffentlich, dafs man diesen Ketzer nicht gelinder, als mit dem Tode strafen könne. Kalvin war in dieser Sache Kläger, Sachwalter, und durch sein Ansehen fast Richter zugleich. Servet sagte daher mit Recht zu Kalvin: „Läugne, dafs du mein Mörder seyest, und ich will es aus den Acten beweisen.“ Kalvin läugnete es auch nicht, sondern rechtfertigte sich hierüber nach Servets Tode durch eine eigene Schrift. **) Er machte

*) Joannes Vogt in Catalogo hist. crit. librorum rar. Art. Servet. pag. 782. Francof. et Lips. 1793.

**) Joannis Calvini Defensio orthodoxae fidei de sacra Trinitate contra podigiosos errores Michaelis Serveti, ubi ostenditur, haereticos jure gladii coer-

sich aber dadurch bey vernünftigen Leuten nur verhaſst, und gesteht es selbst in einem Briefe an Heinrich Bullinger, dem er schreibt: „Einige verfahren mit mir sehr hart, indem sie mich den Magister der Wuth und Grausamkeit nennen, weil ich einen schon todten Menschen, der durch mich zu Grunde gegangen ist, noch mit der Feder verfolge." *) — Kalvin hatte vielleicht nicht Ursache, den Servet als einen Feind der Dreyeinigkeit anzusehen, da er sich selbst in seinen Schriften über diesen Glaubensartikel sehr zweydeutig ausdrückt. So schreibt er in seiner Ermahnung an die Pohlen: „Ich kann das Gebet nicht billigen: o du heilige Dreyeinigkeit! Es schmeckt nach der Barbarey. Das Wort Dreyeinigkeit ist barbarisch, abgeschmackt, profan, eine menschliche Erfindung, auf keinem Zeugniſs aus Gottes Wort gegründet, der päbstliche Gott,

———— der

cendos esse, et nominatim de homine hoc tam impio juste et merito Genevae sumtum fuisse Supplicium. 1654. in 8.

*) „Alii me durius exagitant, quod saevitiae et atrocitatis sim Magister, quod mortuum hominem, qui manibus meis periit, calamo proscindam."

Mosheims Nachrichten von Michael Servet. Helmstädt 1750. in 4. S. 107.

unbekannt den Propheten und Aposteln." *) — Wer sollte es glauben, daſs auch der sanfte Melanchton eine Freude an Servets Verbrennung gehabt habe? Doch es ist so. Er schrieb nach Servets Tode an Kalvin: „Allerliebster Bruder! der Sohn Gottes wird dein Lohn seyn, und unsere Nachkommen werden dir danken." **)

ad §. 84. a.

Wiedertäufer.

Johann Bockold war nicht der erste König der Wiedertäufer. Schon vor ihm herrschte zu Münster ein Bäcker von Harlem, Johann Mathias, auf dessen Befehl die Einwohner alles Gold und Silber ausliefern, alle Bücher, auſser der Bibel, verbrennen, und miteinander speisen muſsten. Die Speisen schrieb er selbst vor. Er verlor sein Leben in einem Ausfalle gegen die Belagerungs - Armee des Bischofs von Münster. Nach diesem trat Johann Bockold auf, der nackend durch die Straſsen lief, und schrie: „Das Königreich Zion ist vor der Thüre. Alles Hohe auf Erden soll erniedriget, und alles Niedrige erhöhet

*) Neue Apologie des Sokrates von Johann August Eberhard. II. Th. S. 505 Berlin u. Stettin 1778.

**) Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie. II. Band. S. 27. 598. 1119. Schafhausen 1741.

werden." Da er sich als König ausrufen liefs, war er erst fünf und zwanzig Jahre alt. *) Als Luther von diesem Johann hörte, schrieb er: „Man kann es ja mit Händen greifen, dafs der Teufel in der Stadt Münster wohnt. Doch ist es ein dummer Teufel. Denn sich mit solcher Unverschämtheit eine Königskrone aufsetzen, und Weiber nehmen, so viel beliebt, das kann nur ein dummer ABCTeufel, der noch im Schulstaube steckt, und noch nicht recht buchstabiren gelernt hat. Jener feine Teufel, welchen man den Tausendkünstler nennt, würde die Sache nicht so dumm angegriffen haben. **)

Auch in Baiern waren Wiedertäufer, welche in der Schrift eines Convertiten, Hansen Jedelshausers von Ulm, seines Handwerks ein Nadler, nicht gut geschildert werden. Die Schrift führt den Titel: „Zwölf wichtige und starke Ursachen, warum er mit seinem ehelichen Weibe und vier Kindern von den Wiedertäufern, so man hutterische Brüder nennt, abgetreten. Ingolstadt bey Wolfgang Eder. 1587." In dieser Schrift heifst es: „Die Wiedertäufer führen immer im Munde, dafs sie das auserwählte, fromme, im Geist ver-

*) Westenrieders hist. Kal. für 1800. S. 204.

**) Tom. VI. Operum Lutheri. pag. 315. Edit. Jen.

sammelte Volk Gottes ohne alle Mackel und Flecken wären; daſs man nur bey ihnen allein die Seligkeit finden könnte u. s. w. Aber dieses Selbstlob steht im Widerspruche mit den unter ihnen täglich vorfallenden Lastern des Ungehorsams, der Lügen, der Trunkenheit, der Ehebrüche und Diebstähle. Doch werden nur die Gemeinen, nicht aber die Anführer, die jene oft an Lastern, wie am Ansehen übertreffen, gestraft. Selbst bey den Gemeinen werden die Verbrechen, so viel möglich, wenigstens vor Auswärtigen, verheimlichet. Daher haben sie sogar neue Wörter erfunden, um die groben Verbrechen gelinder auszudrücken. Betrunken seyn heiſst bey ihnen überzucken, ehebrechen heiſst fürwitzen, stehlen heiſst begegnen u. s. w. Die so gepriesene Gütergemeinschaft ist nur ein leerer Klang. Die Obersten und ihre Weiber haben Gesottenes und Gebratenes, Wildpret und Wein. Die Gemeinen haben Kraut, Rüben und saures Bier. Jene erhalten in ihren Krankheiten alle mögliche Labung, diese, wenn auch einer tausend Gulden zu ihnen gebracht hat, eine Kässuppe und eine lange Predigt von Geduld. Erstere schlafen auf Federbetten, letztere auf Rohrkolben. Eine Hauptmaxime ihrer Lehre ist diese: „Ein Christ kann keine Obrigkeit, und eine Obrigkeit kein Christ seyn.“

Sie sind äusserst intolerant, besonders gegen Katholiken und ihre Priester, die sie mit Hunden und sogar mit Schweinen hetzen. Sie werden selbst den Staaten gefährlich, weil sie Leute ausschicken, um mit Tücken und Ränken Menschen aus Baiern, Schwaben, Tyrol wegzuführen." Und wirklich haben sie in dem einzigen Jahre 1586 sechs hundert Unterthanen aus Baiern nach Mähren geführt. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Fürsten strenge gegen sie waren. — In Baiern nannte man sie Gartenbrüder, weil sie gerne in den Gärten neben den Städten sich aufhielten. *) — Zu Augsburg fand man im Jahre 1527 in drey Gartenhäusern ausser der Stadt mehr als eilf hundert Wiedertäufer, Männer und Weiber, reiche und arme. Diese Leute bekannten sich alle zu folgenden Artikeln, welche Doctor Balthasar in Mähren, in der Stadt Niklasburg, öffentlich geprediget hatte: 1. „Das Evangelium solle man nicht in den Kirchen, sondern nur in Privathäusern predigen. 2) Christus sey in der Erbsünde empfangen worden. 3. Maria sey nicht Mutter Gottes, sondern nur

*) Siehe D. Vit. Anton Winter's Geschichte der baierischen Wiedertäufer im XVI. Jahrhundert. München 1809.

Mutter Christi zu nennen. 4. Christus sey nicht Gott, sondern nur ein Prophet, dem das Wort Gottes anvertrauet worden. 5. Christus habe nicht genug gethan für alle Sünden der ganzen Welt. 6. Unter den Christen solle keine Obrigkeit und kein Magistrat seyn. 7. Nach zwey Jahren werde der jüngste Tag kommen. 8. Die Engel seyen mit Christus Fleisch geworden. 9. Welche nicht an Gott glauben können, sollen nicht getauft werden. 10. Wer ein Eigenthum hat, solle keinen Theil haben am Tische des Herrn. 11. Die Teufel und die bösen Menschen würden am Ende doch selig werden. 12. Die heilige Schrift sey nicht den Gerechten, sondern den Sündern gegeben. 13. Alle Gelehrte, welche das Evangelium öffentlich verkündigen, seyen Verderber der heiligen Schrift. 14. In dem Abendmahle sey nichts anders, als Brod und Wein, und keinesweges der Leib Christi." Der Verfasser dieser Artikel, Doctor Balthasar, war ein Baier von Fridberg, und wurde zu Wien verbrannt, vorher aber in jeder Gasse, durch die man ihn führte, mit glühenden Zangen gezwickt. Sein Weib wurde am nämlichen Tage erträn kt. *) Merkwürdig ist, daſs die Wieder-

*) Aus einer Chronik des Reichsstiftes St. Ulrich in Augsburg in der Vorrede zum XXXIII. Theile der

täufer fast alle mit Freuden in den Tod giengen, und daſs besonders die Weibspersonen eine unüberwindliche Standhaftigkeit zeigten.

ad §. 84. b.

Die Quäcker.

Ich hatte in meiner Kirchengeschichte die Meynung derjenigen angenommen, welche den Namen Quäcker oder Zitterer von dem Zittern bey ihren Andachtsübungen herleiten. Aber William Sewel, selbst ein Quäcker, erzählt den Ursprung dieser Benennung so: „Ein Richter, welchen Fox mit den Worten angeredet hatte: zittert vor dem Worte des Herrn! nannte ihn und seine Freunde spottweise Zitterer, Quäcker, und bald ward die ganze Gesellschaft mit diesem Namen bezeichnet.“ *) Diese letztere Erklärung hat auch wirklich mehr Wahrscheinlichkeit, als die erstere. —

Die Quäcker entblöſsen vor Niemanden den Kopf, selbst vor dem Könige nicht, weil, wie

lateinischen Ausgabe von der Kirchengeschichte des Fleury. S. 41 u. 52.

*) William Sewel Geschichte von dem Ursprunge, Zunehmen und Fortgange des christlichen Volkes, so Quaecker genannt werden, deutsch übersetzt. 1724. S. 23.

sie sagen, diese Ehrenbezeugung nur Gott, und nicht dem Menschen gebührt. Sie neigen daher auch das Haupt nicht, beugen kein Knie, und grüſsen Niemand. Sie reden Jedermann durch Du an, weil, wie sie sich erklären, Gott selbst auf diese Weise angeredet wird, und weil es einen lächerlichen Hochmuth verräth, wenn ein Mensch so angeredet seyn will, als wenn er aus vielen Personen bestünde. Sie enthalten sich daher in Briefen sowohl, wie in Gesprächen, aller Titel. Sie unterlassen die allgemeine Gewohnheit des Gesundheittrinkens, weil sie oft Gelegenheit zur Sünde der Völlerey giebt. Sie benennen die Monate und Tage nicht mit den gewöhnlichen Namen, weil diese heidnischen Ursprunges sind. — Man mag diese Gesinnungen schwärmerisch nennen. Sie sind doch immer ein Beweis von einem reinen Naturgefühl, und von dem rastlosen Bestreben, alles, was ihren einfachen und unschuldigen Sitten schädlich werden könnte, von ihrer Gesellschaft zu entfernen. — Ein vorzügliches Verdienst erwarben sich die Quäcker um die Negersclaven in Amerika, denen sie theils durch Schriften, theils durch öffentlich gehaltene Reden die Freyheit bewirkten. Im Jahre 1780 beschloſs die Generalversammlung zu Philadelphia, auf vorhergegangene Vorstellung eines Quäckers,

die Aufhebung der Sclaverey, und dreyſsig tausend Neger erhielten ihre Freyheit. Diesem schönen Beyspiele Pensylvaniens folgten bald die übrigen nördlichen Provinzen in Amerika. Nur in dem südlichen blieb die Sclaverey, weil dort wenige Quäker, folglich wenige Freunde der Neger sind. — Sogar eine Schule für Neger wurde zu Philadelphia von den Quäckern gestiftet, um denselben auch die Freyheit des Geistes durch Bildung des Verstandes und Herzens zu verschaffen. *)

ad §. 84. c.

Die Arminianer.

Da die Arminianer Kalvins Lehre vom unbedingten Rathschlusse Gottes nicht annahmen, wurden sie Remonstranten genannt, und im Jahre 1618 wurde ihre Lehre auf der Synode zu Dordrecht von den Reformirten verworfen. Die Arminianer protestirten wider dieses Verdammungs-Urtheil, und sagten: „Sie könnten sich von Brüdern und Mitpastoren nicht richten lassen, denn diese könnten ja nicht Richter und Parthey zugleich seyn.“ Die Reformirten gaben zur Antwort: „Die Synode befremde sehr, daſs die Be-

*) Schröckh's Reformationsgeschichte, IX. Th. fortgesetzt von Tzschirner. Leipzig 1810. S. 415—420.

klagten ihren Richtern Gesetze vorschreiben wollen. Sie beschimpften dadurch nicht allein die Synode, sondern auch die Generalstaaten, welche die Synode zusammen berufen, und ihr das Urtheil anvertrauet haben. Die Beklagten hätten also nichts anderes zu thun, als zu gehorsamen. Sie wären Leute, die Neuerungen anfiengen, die folglich durch die gröſsere und ältere Parthey, die im Besitz wäre, und die bisherige Lehre vertheidigte, müſsten gerichtet werden." — Wer bemerkt hier nicht, daſs die Reformirten etwas von den Arminianern verlangten, das eben so gut die Katholiken von den Reformirten hätten verlangen können. Es waren ja auch die Reformirten Leute, die in Religionssachen Neuerungen anfiengen. Warum wollten denn sie die katholische Kirche, als die gröſsere und ältere Parthey, die im Besitze der alten Lehre war, nicht als Richterin anerkennen?

Kurz vorher wurden die Arminianer auch auf einer Synode zu Delpht von den Reformirten verdammt. Aber die Arminianer antworteten: „Die Synode wäre nicht unfehlbar, verbände sie also nicht im Gewissen." Worauf die Reformirten erwiederten: „Christus, der den Aposteln den Geist der Wahrheit verheiſsen, hat auch seiner Kirche versprochen, bis an das Ende der

Welt bey ihr zu seyn, und sich mitten unter zween oder dreyen einzufinden, die sich in seinem Namen versammeln würden. Wenn sich daher aus verschiedenen Ländern die Pastoren versammelten, um das, was man in der Kirche lehren sollte, nach dem Worte Gottes zu entscheiden, müfste man mit festem Vertrauen glauben, Jesus werde nach seinen Verheifsungen unter ihnen seyn.“ Warum glaubten denn das die Reformirten selbst nicht, als sie von der katholischen Kirche, die lange vor Kalvin existirte, aufgefordert wurden, sich den kirchlichen Entscheidungen, die vom Geiste der Wahrheit, nach dem Versprechen Jesu, geleitet würden, zu unterwerfen? Haben sie hier nicht eine offenbare Inconsequenz in ihren Grundsätzen verrathen? *)

— ad §. 84. d.

Quietisten.

Neben den bisher angeführten Sekten, die gröfstentheils aus der Reformation entsprungen sind, will ich noch einige andere nachtragen, die in diesem Zeitraume auch Aufsehen machten, und die ich in meiner Kirchengeschichte über-

*) Bossuet's Geschichte von den Veränderungen der protestantischen Kirchen. II. Band, S. 1095.

gangen habe. — Hieher gehören die Quietisten, eine Art von Mystikern, deren Urheber Michael Molinos, ein spanischer Priester von Sarragossa war. Dieser gab im Jahre 1681 zu Rom ein Buch heraus, unter dem Titel: „Der geistliche Wegweiser zum beschaulichen und mystischen Leben.“ Dieses Buch wurde aus der spanischen bald in mehrere Sprachen übersetzt. Der Inhalt desselben geht dahin: „Daſs der Mensch nichts wichtigeres zu thun habe, als mit reiner Liebe in Gott zu ruhen, und sich im übrigen mehr leidend, als thätig zu verhalten. — Daſs er Gott um nichts bitten solle, weil er sonst will, daſs sich Gottes Wille nach dem seinigen richte. — Daſs er für die Strafen seiner Sünden keinen Ablaſs suchen solle, weil reine, uneigennützige Liebe das Kreuz wünscht, nicht flieht. — Daſs der Eckel am Guten die Seele reinige. — Daſs der mystische Tod nichts sey, als keinen Willen mehr haben, und weiter nichts wollen, als was Gott will. — Daſs es ein inneres Gebet gebe, wozu keine Worte nöthig sind, und daſs so ein Gebet Gott mehr gefalle, als zerstreuende Wallfahrten.“

Diese Sätze, so paradox sie scheinen, lassen alle eine gute Auslegung zu. Doch lieſs Pabst Innocenz der XI. im Jahre 1685 den Molinos,

dessen Buch er als Kardinal selbst erbaulich fand, gefangen setzen, und verdammte auf Verlangen des französischen Hofes einige Sätze desselben als Irrthümer. Man glaubt aber, dafs Molinos deswegen unglücklich geworden sey, dafs er sich in Staatsgeschäfte gemischt, und zu Rom das Interesse des spanischen Hofes gegen Frankreich befördert habe. Nach einer zweyjährigen Gefangenschaft wurde er in der Kleidung eines Büfsenden, mit einer brennenden Wachskerze in der Hand, aus dem Kerker in eine Kirche geführt, wo er die ihm beygemessenen und vorgelesenen Irrthümer abschwur, zugleich aber den begleitenden Geistlichen seiner Unschuld versicherte. Er wurde darauf absolvirt, und zu einem lebenslänglichen Aufenthalt in das Dominikanerkloster gebracht. Zur Bufse wurde ihm aufgelegt, täglich einmal das apostolische Symbolum, und zweymal den Rosenkranz zu beten, auch dreymal in jeder Woche zu fasten, viermal im Jahre zu beichten, und das Abendmahl so oft zu empfangen, als es sein Beichtvater für gut finden würde. Es scheint, man habe diese äufserlichen Bufswerke geflissentlich seinem Grundsatze vom inneren Gebete entgegen gestellt. — Er starb in diesem Kloster im Jahre 1696. *)

*) Weismann Introductio in memorabilia ecclesiastica

ad §. 84. e.

Pietisten.

»Wie die Quietisten die innere Andacht zu befördern suchten, so trachteten die Pietisten, auch die äufsere Strenge der Sitten, welche durch den dreyfsigjährigen Krieg sehr verdorben worden waren, wieder herzustellen. Zu diesem Ende führte Philipp Jakob Spener, Prediger zu Strafsburg, nachher Senior zu Frankfurt, und endlich Oberhofprediger zu Dresden, im Jahre 1670 Collegia Pietatis ein, um unter frommen Seelen eine genauere Freundschaft zu stiften, uud dann durch diese auch auf andere zu wirken. Von diesen Collegiis Pietatis wurden Speners Anhänger Pietisten genannt. In ihren frommen Versammlungen wurde gepredigt, die heilige Schrift vorgelesen, gebetet und gesungen. Spener tröstete seine Anhänger mit der Hoffnung besserer Zeiten, und der Erwartung eines neuen Reiches Gottes. Er versprach ihnen eine geistliche Wiedergeburt, und sagte auch eine allgemeine Bekehrung der Juden vor. Seine Absicht dabey war Verbesserung der

historiae sacrae novi Testamenti. Tom. II. p. 227. Halae 1745.

Arnold unpartheyische Kirchen- und Ketzer-Historie. II. B. III. Th. Kap. 17. S. 488.

Sitten und Erneuerung des praktischen Christenthums. Er sagte, der gröſste Ketzer sey der alte Adam, dieser müſste vorzüglich bestritten werden. — Derley Grundsätze, mit Mäſsigung vorgetragen, konnten gute Früchte bringen. Doch einige von Speners Anhängern übertrieben die Sache, gaben Träume und Erscheinungen vor, verachteten die Philosophie, zogen die Betrachtung der heiligen Schrift allen Wissenschaften vor, wollten keine Tänze, Schauspiele, aufmunternde Bücher, Zeitungen, Musik gedulden. Dadurch wurde der Pietismus verhaſst, und Spener, der seine Sache gut gemeynt hatte, durch die Verläumdungen der protestantischen Geistlichen aus Dresden vertrieben. *)

ad §. 84. f.

Methodisten.

Diese Sekte hat ebenfalls zum Zweck die Verbesserung des inneren Menschen durch unmittelbare Leitung des heiligen Geistes, der, wie sie vorgeben, sich besonders bey ihren Andachten in den deutlichsten Wirkungen äuſsert. Man legt dieser Sekte den Namen der Methodisten bey, wegen ihrer besondern Methode in ihrer Lebens-

*) Mosheims Kirchengeschichte. IV. Band. S. 353. Heilbronn 1780.

art, in ihren Studien und in ihren Bekehrungen. Die Urheber dieser neuen Religionsparthey waren die beyden Brüder Johann und Karl Wesley, und ihr Freund Georg Whitefield, im Jahre 1735. Von Johann Wesley wird erzählt, er habe schon in seiner frühen Jugend von den Schulbänken herab Strafreden an seine Mitschüler gehalten. Von einem Lehrer einst wegen dieser Freymüthigkeit getadelt, rief er mit Miltons Satan aus: „Besser in der Hölle herrschen, als im Himmel dienen."

Im Ganzen gehören die Methodisten zur engländischen bischöflichen Kirche. Sie vereinigten sich nachher, aber nur auf eine kurze Zeit, mit den Herrenhuthern. Heut zu Tage nehmen sie von mehreren Sekten, was ihnen von jeder taugt, haben aber zugleich ihre eigenen Schwärmereyen. Ihre Tempel, worin gepredigt wird, heifsen sie nicht Kirchen, sondern Tabernakeln. Anfangs predigten sie auf Strafsen und Feldern. Bey einer Predigt, die auf sie Eindruck macht, haben sie die Gewohnheit, nicht allein laut zu seufzen, sondern auch öfters laut Amen zu sagen. „Es ist auch," schreibt ein methodistischer Geistlicher, Saunders, „bey uns etwas sehr gewöhnliches, dafs Männer und Weiber während der Ermahnung wie todt zur Erde fallen. Noch

häufiger geschieht dies während des Gebets, wo wohl zwanzig auf einmal zu Boden fallen. Andere, die dieses nicht thun, bezeugen ihre Angst durch Händeringen, an die Brust schlagen und Flehen um Fürbitte. In diesem Falle ist der Durchbruch der Gnade gemeiniglich sehr schnell. Bey einigen wird er innerhalb einer Woche vollendet, bey anderen in zwey oder drey Tagen, bey einigen oft schon in drey Stunden. Wir haben sogar ein Beyspiel, daſs eine Frauensperson sehr gleichgültig ihre Brüder während des Gebets verlieſs, und zu Bette gieng, aber bald nachher jämmerlich schreyend erklärte, daſs sie ihre Gleichgültigkeit verloren habe, und es dauerte nicht fünfzehn Minuten, so wurde sie schon in dem Herrn froh.“ *)

Ihre Lebensart ist eben so seltsam, wie ihre Andacht. Sie haben hierüber verschiedene Vorschriften; z. B. alle Fehler und Sünden, die sie an andern bemerken, ihnen in das Angesicht vorzuhalten; — beym Kauf nichts abzubrechen, und beym Verkauf nichts zu überbieten; — keine Ohrenringe, Spitzen oder Manschetten zu tragen; — keinen Schnupftaback zu gebrauchen; —

*) A Brief of the revival of religion in Virginia, in a lettre to a friend. London 1779.

keine starke Getränke, wenn sie nicht der Arzt vorschreibt, zu trinken; — alle Wochen zum Abendmahle zu gehen; — alle Freytage zu fasten u. s. w. Vormals war bey ihnen auch das Däumeln oder Bibelaufschlagen gewöhnlich, woraus sie Gottes Rathschlufs über Gegenwart und Zukunft erforschten, und auch oft theologische Streitigkeiten entschieden.

Ungeachtet ihrer Sonderlichkeiten stehen sie doch wegen der Reinheit ihrer Sitten sehr in Achtung, und verbreiten sich in England von Tag zu Tage mehr. *) Nach öffentlichen Listen vom Jahre 1806 existiren wirkliche Methodisten 2,70,918, — dem Geiste nach und noch nicht eingetragene 109,000, — geheime Methodisten beyläufig 218,000. — Eine solche bedeutende Gesellschaft verdient allerdings ein wachsames Auge der Regierung. **)

ad §. 84. g.

Schwedenborgianer.

Eine Religionssekte von besonderer Art sind die Schwedenborgianer, gestiftet von Emanuel

*) Mosheims Kirchengeschichte. VI. Band. §. 214. S. 736. Heilbronn 1788.

**) London und Paris. XII. Jahrgang. No. II. S. 126. Rudolstadt 1808.

Schwedenborg, einem gelehrten schwedischen Mineralogen, der erst im Jahre 1772 starb. Er gab vor, Geister zu sehen, zu hören, und sich mit ihnen über Theologie und Philosophie zu unterreden. Aus diesen Unterredungen kamen, wie er sagte, seine Offenbarungen über Religion, und sein Beruf, eine Religionsverbesserung, ein drittes Testament, das neue Jerusalem, eine neue Kirche, eine neue Oekonomie Gottes bekannt zu machen. Er berief sich auf die Apokalypse, wo von einem neuen Jerusalem mit Mauern von Jaspis und Edelsteinen, mit Thoren von Perlen und mit Gassen von lauterem Golde die Rede ist. — Schwedenborg nahm das apokalyptische Jerusalem als ein Symbol seiner neuen Religion. Aber einige seiner Anhänger glaubten, dafs das neue Jerusalem mit seinen Mauern von Jaspis wirklich, und zwar in dem innern Afrika vorhanden sey. Man spricht sogar von geheimen Reisen zur Aufsuchung dieser heiligen Stadt.

In Stockholm besteht eine eigene exegetische und philantropische Gesellschaft, die sich mit Erklärungen über Schwedenborgs Grundsätze abgiebt. Diese Gesellschaft hat ein Schreiben an die Gesellschaft der vereinigten Freunde zu Strafsburg vom achtzehnten Juli 1787 bekannt gemacht, worin Schwedenborgs Lehre von dem

Umgange mit guten und bösen Geistern aus dem Somnambulismus und Magnetismus erklärt wird. Es heifst in diesem Schreiben: „Die Erscheinung des Magnetismus und Somnambulismus sind der Einwirkung gewisser Geister zuzuschreiben, die sich in die Sache mischen, und während des Zustandes von unterbrochener und zurückgehaltener Thätigkeit, worein die Seele des Kranken durch den magnetischen Einflufs gesetzt wird, sich seiner Fakultäten bemächtigen, und vermöge der ihnen eigenen höheren Kenntnifse diese Reihe erstaunlicher Wirkungen und Manifestationen durch die Organe desselben hervorbringen. — Jeder Magnetisirer, sobald er es so weit gebracht hat, seinen Patienten endlich zum Schlafredner zu machen, wird in seiner Gewalt haben, sich zu überzeugen, dafs der durch das Organ des Patienten redende ein anderer ist, als der Patient, und sich zu erkundigen, wer es ist, und zu erforschen tausend andere erstaunliche Dinge über das zukünftige Leben, über die Wahrheiten der Religion und über das Innere des Menschen. — Nach der Versicherung des inspirirten Auslegers der göttlichen Wahrheit (Schwedenborg) ist der Mensch ursprünglich dazu erschaffen, zu gleicher Zeit ein Bewohner der Erde und ein Bürger des Himmels zu seyn, und zu eben der Zeit, da

seine äufsere Augen und Ohren offen sind, Menschen zu sehen, und mit ihnen umzugehen, das innere Gesicht und Gehör zum Anschauen und Umgang der Engel offen zu haben. Der Somnambulismus ist das Bild des primitiven Zustandes der unmittelbaren Gemeinschaft mit der andern Welt. Alle Krankheiten, selbst die, welche uns, durch zufällige Veranlassungen befallen, so wie diese zufälligen Veranlassungen selbst, sind Folgen von den Einflüssen der Hölle" u. s. w. Wer kennt aus diesen schwärmerischen Aeufserungen die Verirrungen des menschlichen Geistes nicht, wozu der tiefdenkende Schwedenborg vielleicht nur den Namen herleihen mufste? —

Schwedenborgs Werke sind im Jahre 1763 zu Amsterdam in lateinischer Sprache in XIII Quartbänden erschienen. In Deutschland hat davon F. Chr. Oettinger einen Auszug geliefert unter dem Titel: „Schwedenborgs und anderer irdische und himmlische Philosophie zur Prüfung des Besten ans Licht gestellt. Frankfurt und Leipzig. 1765." II Theile in 8. — Die Schwedenborgianer geben vor, es wären von ihrem Stifter noch über hundert Bände in Handschriften vorhanden. *)

*) Mosheims Kirchengeschichte. VI. Band. S. 1088. Deutscher Merkur. November 1787. S. 153.

ad §. 84. h.

Separatisten.

Diese Sonderlinge existiren vorzüglich im Würtembergischen, und vermehrten sich am stärksten zur Zeit der französischen Revolution. Sie sprachen damals auch von Freyheit und Gleichheit, von dem bald kommenden tausendjährigen Reiche, von Erfüllung der Danielischen und apokalyptischen Weissagungen. Sie liefsen sich die Bärte wachsen, und versicherten, die Kelter des Zorns werde nun getreten werden. Sie erwarteten das neue goldene Jerusalem, und beriefen sich auf ihr inneres Licht, wodurch jeder Bruder den andern versteht, aber nicht von denen verstanden werden, die von der Welt sind, und noch zu Babel, zur alten Kirche, gehören. — Ihre wichtigsten Grundsätze sind noch dermalen folgende:

Von der Kirche sagen sie: „Wir glauben zwar eine christliche Kirche, aber verbunden mit der Freyheit zu reden, wie uns der Geist überzeugt. Daher halten wir es für besser, eine eigene Gemeinschaft zu formiren. Denn Gott ist an keinen Ort gebunden.“

Von der Taufe behaupten sie: „Es wäre zwar besser, die Kinder nicht zu taufen, weil die Taufe nur demjenigen nützlich ist, der zuvor

von Gott berührt, und in Leidenschaften der Reue und Buſse durch Erkenntniſs seines bösen Lebens passiv gemacht worden ist. Doch haben wir bisher noch unsere Kinder getauft, weil in der Schrift zwar kein Gebot, aber auch kein Verbot darüber vorhanden ist.“

Das heilige Abendmahl empfangen sie auf folgende Weise: An dem Orte, wo sich die Brüderschaft versammelt, wird von einem dazu gewählten Bruder eine Rede gehalten. Nach der Rede wird gebeichtet, heimlich und öffentlich, nach Gestalt der Umstände. Nachher giebt jeder seine Gabe, die er mitgebracht. Alsdann wird gemeinschaftlich gegessen. Nach der Mahlzeit wird es stille. Dann wird Brod und Wein aufgetragen und gesegnet, und ein Bruder theilt es aus. —

Sie wollen keine öffentlichen Schulen. „Damit unsere Kinder,“ sagen sie, „nicht aus ihrer einfältigen Verfassung kommen, wird bey uns für besser erkannt, sie selbst zu lehren, oder einen Informator zu halten. So sie aber nicht in unsern Fuſsstapfen wandeln wollen, lassen wir ihnen die Freyheit, zu welcher Religion sie sich begeben wollen, sie heiſse lutherisch, reformirt oder katholisch, da ohnehin nie vollkommen bewiesen worden, welche die beste sey, indem

der geheime Neid und Streit bis auf diese Stunde fortdauert.“

Sie wollen auch, wie die Quaecker, vom Militärstande nichts wissen. „Unsere Söhne,“ sagen sie, „können sich des Militärstandes nicht annehmen. Denn sie könnten ihren inneren Frieden nicht bewahren, oder sie könnten gar um ihren edlen Stand der Wiedergeburt kommen. Ein solcher Mensch könnte sich seines Daseyns nicht freuen. Doch Geld zu bezahlen, oder Steuer deswegen auf uns legen zu lassen, sind wir geneigt. Aber diejenigen Söhne, die nicht in unsern Schranken laufen, sind verbunden, Gehorsam und Treue zu beweisen, wie sie das Loos oder der Rang trifft, bis nach Jesaiae Weissagung bessere Zeiten kommen, wo man nimmer kriegen lernt.“

Ueber Obrigkeit und über den Eid drücken sie sich so aus: „Da ist unser Gefühl warm, und wir sind hinlänglich überzeugt, nach eigener Erfahrung, daſs die Obrigkeit gut und nützlich und daſs man sie nicht entbehren kann. Auch hätte uns der Priesterstand und das gemeine Volk schon an die Gränzen der Erdkugel getrieben, wenn der Schutz der Obern nicht gewesen wäre. — Daſs wir uns aber nicht mit körperlichen Eiden verbinden, ist unsere Meynung gar nicht,

üblen Gesinnungen Statt zu geben, sondern die Liebe und Pflicht gegen unsern Herrn Jesum.“

Es ist unter ihnen immer ein kluger Bauer, der ihren Glauben bestimmt, gleichsam ihr Bischof ist, und auch ihr bürgerliches Betragen leitet, so daſs er in letzter Instanz entscheidet, welchen landesherrlichen Verfügungen Gewissens halber Folge geleistet werden darf, oder nicht. Daher sagen sie in zweifelhaften Fällen: „Wir müssen warten, was von oben herunter kömmt“ u. s. w. *)

Henke, aus dessen Religionsannalen ich die eben angeführten Nachrichten von den Separatisten genommen habe, erzählt in einer besonderen Schrift die Geschichte einer Separatistin, aus welcher erhellet, daſs die Separatisten bey all ihrer vorgegebenen inneren Begeisterung schwache Adamskinder verbleiben, wie alle andere Menschen. Diese Separatistin war Maria Gottlieb Kummer, geboren zu Kleebronn im Zabergau oder Amt Brackenheim im Königreiche Würtemberg. Ihr Vater war ein Bauer und Weingärtner, hielt in seinem Hause Erbauungsstunden, und stand als ein wiedergeborner, auserwählter und hochbegnadigter in groſsem Ansehen. Er weis-

*) Philipp Konrad Henke Religionsannalen, X. Stück. No. 3. Jahrgang 1804.

sagte von seiner Tochter, sie würde einmal grofse Dinge zu Stande bringen. Doch bis in ihr zwey und dreyfsigstes Jahr fiel nichts besonderes vor. Als sie aber eine Stiefmutter erhielt, mit der sie sich nicht vertragen konnte, gieng sie anfangs nach Augsburg zu einem Vetter, der ein Orgelmacher war, und dann nach Wien. Gegen Ende des Jahres 1791 kam sie in ihr Vaterland zurück, und fieng an, durch Entzückungen in das Geisterreich Aufsehen zu machen. Der Pfarrer von Mainsheim oder Mönsheim glaubte auch, bey ihren Visionen etwas Göttliches zu bemerken, warnte sie aber doch vor Satans Versuchungen. Sie aber erklärte ihm, dafs sie von Gott ausersehen sey, die Offenbarung Johannis zu ergänzen. Er sollte sie daher von Jesus über sich nehmen, wie Jesus dem Johannes die Maria übergeben hat. Bald darauf erklärte sie sich für eine Braut Jesu, liefs sich als solche ankleiden, und rief dazu den Pfarrer als Zeugen. Dieser erschien im Priesterornat, liefs sich von ihr angeloben, dafs sie als eine Braut Jesu nur ihrem Seelenbräutigam ergeben bleiben wolle, und verrichtete sodann ein Dankgebet. Aber im Frühjahre 1797 war sie in gesegneten Leibesumständen, und am achten Junius gebar sie einen Knaben, den ersten apokalyptischen Zeugen, und

zwar, wie sie nachher gestand, von dem durch sie verführten Pfarrer, welchem sie sagte, „den zweyten Zeugen müsse er von seiner Frau erhalten." Der Pfarrer wollte anfangs nichts davon gestehen. Aber nach Vorlegung der Protokolle bekannte er alles reumüthig, und ward darauf zur Strafe vom Pfarramte abgesetzt, sie aber wurde auf drey Jahre in das Correctionshaus nach Ludwigsburg geschickt. *)

ad §. 85.

Deisten in Böhmen.

Der Socinianismus ist in unsern Zeiten weiter nichts mehr, als ein Deismus und Naturalismus, und hat in dieser Unterhandlung, besonders unter Leuten vom Stande und Gelehrsamkeit, mächtig um sich gegriffen. Die gemeinen Leute sind bisher gröfstentheils bey einer positiven Religion geblieben, und ein Deist oder Naturalist ist eine Seltenheit unter ihnen. Um so auffallender war es, daſs unter dem Kaiser Joseph dem II., da sein Toleranz-Edict bekannt gemacht worden, auf einmal zwey und fünfzig Familien aus

*) Actenmäſsige Geschichte einer Würtembergischen neuen Prophetin von D. Heinrich Philipp Konrad Henke. 1808. in 8.

den Dörfern Rokitno und Chwoynez im Chrudimer Kreise, lauter gemeine Leute, aufstunden, und anfangs ihrem Oberamtmann, dann dem Bischof Hay von Königsgräz zu Pardubiz auf der Kanzleystube durch drey Männer ihr Glaubensbekenntniſs von der Religion eines einzigen Gottes (Bozy Wira) folgenden Inhaltes übergaben:

„Könige und Fürsten, tausend und mehr tausend denken so, wie wir. Aber sie schweigen, und sind darum klüger. Wir reden, und sind darum ehrlicher. Wir glauben an einen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erden, aber an die Dreyeinigkeit, als Mehrgötterey, glauben wir nicht. Wir nehmen die Geschichte von Christus an, wie die Geschichte eines Huſs und dergleichen. Wir glauben, er sey nicht anders Gottes Sohn gewesen, als wir es selbst sind. Denn alle Menschen, und vorzüglich die Gerechten, sind Geschöpfe und Kinder Gottes. Daſs aber ein Gott Mensch geworden, können wir eben so wenig glauben, als daſs ein Mensch Gott werde. An den Geist Gottes glauben wir, so wie wir glauben, daſs jeder Mensch seinen eigenen Geist habe. Der göttliche Geist ist für uns der Geist des guten Rathes und der Stärke. Er leitet und tröstet uns. Daſs aber dieser Geist eine ganz besondere Person in der Gottheit sey,

können wir eben so wenig glauben, als daſs unser Geist eine andere Person in uns ausmache. Wir glauben eine unsterbliche Seele. Die auf dieser Welt geplagten, unschuldigen und gerechten Menschen werden in der andern ihre Belohnung empfangen, ewig mit Gott seyn, und ihn lieben. Die ewigen Höllenstrafen glauben wir nicht, weil sie gerade gegen die unendliche Barmherzigkeit des besten Vaters sind. Die Sünder werden nach der Gröſse ihrer Verbrechen gezüchtiget oder vernichtet werden. — Unser Gesetzbuch sind die zehn Gebote. Gott hat sie mit seinem Finger in die steinernen Tafeln, und zu gleicher Zeit in die Herzen aller Menschen geschrieben. Unser Gottesdienst ist für die Gerechten das schöne Gebet der Christen, das Vaterunser, welches wir in unserer Jugend gelernt haben. Für die Sünder, welche sich wieder mit Gott aussöhnen müssen, sind das Gebet die Psalmen Davids, die wir in unserern Zusammenkünften singen, und dabey Reue und Zerknirschung des Herzens empfinden. Wir sind zwar getauft worden, weil wir uns als Kinder diesem Gebrauche nicht widersetzen konnten. Wir lassen auch unsere Kinder taufen, weil es die vaterländischen Gesetze und Ordnung befehlen, und so verhalten wir uns auch bey den Ehen und

übrigen Kontrakten. Aber im Grunde halten wir auf die Taufe eben so wenig, als auf die Erbsünde, und glauben festiglich, daſs zur Seligkeit nichts, als der Glaube an einen Gott und die Haltung seiner zehn Gebote nothwendig sey. Aller Ueberrest ist Menschenerfindung, die wir nie für göttlich annehmen werden. Unser Gesetz besteht in zwey Worten: Cyin dobrzu a Warug se zleho, d. i. Handle gut und fliehe das Böse." *)

Dieses Glaubensbekenntniſs ist für Bauern zu gelehrt. Es muſsten andere mit gewirkt haben, die vielleicht eine Revolution in den österreichischen Staaten bezweckten. Selbst Kaiser Joseph muſs so was besorgt haben, weil er diese zwey und fünfzig Familien auf der Stelle nach Siebenbürgen übersetzte. Gegenwärtig hört man nichts mehr von ihnen. — Uebrigens sind die Socinianer eben deswegen, weil man sie für Deisten hält, bey allen ächt christlichen Gemeinden sehr verhaſst. Als im Jahre 1787 der König in Preuſsen der Gemeinde des Dorfes Brockhagen in der Grafschaft Ravensberg einen Pfarrer mit Namen Wendt geben wollte, protestirten die Bauern aus dem Grunde, „weil man sie zuver-

*) Etwas von den Deisten in Böhmen im deutschen Merkur 1783. September. S. 250.

lässig versichert hätte, Wendt seye ein Socius" (Socinianer.) *)

ad §. 89. a.

Jesuiten.

Die Jesuiten hatten Feinde unter den Katholiken und Protestanten. Die Protestanten waren den Jesuiten ungeneigt, weil diese sich's zu ihrem Hauptgeschäft machten, die protestantische Religion in Kontroverspredigten und polemischen Schriften zu widerlegen. — Die Katholiken, besonders die Klostergeistlichen, waren nicht zufrieden, daſs die Jesuiten schon bey ihrem Entstehen von den Päbsten vorzüglich begünstiget, mit Privilegien überhäufet, und mit vielen Klostergütern, die man den Klostergeistlichen gleichsam mit Gewalt entriſs, bereichert wurden. — Was die Privilegien der Jesuiten betraf, so hatten sie nicht allein ihre eigenen, sondern sie nahmen auch Antheil an dem sogenannten Mare magnum, einer ungeheuren Privilegiensammlung der Bettelmönche. Gemäſs diesen Privilegien konnten sie, wo sie immer hinkamen, predigen, Beicht sitzen, und andere geistliche Verrichtungen machen, ohne dazu die Erlaubniſs eines Bi-

*) Journal von und für Deutschland. XII. St. 1787. S. 190.

schofes oder Pfarrers zu brauchen. Dem berühmten amerikanischen Bischofe Palafox war dieses auffallend. Er verlangte daher, die Jesuiten sollten ihm so ein Privilegium aufweisen, welches sie in einer fremden Dioeces ohne Erlaubniſs des Bischofes oder Pfarrers zur Seelsorge berechtigte. Aber die Jesuiten gaben ihm zur Antwort: „sie seyen diese Aufweisung nicht schuldig, denn sie hätten auch ein Privilegium, ihre Privilegien Niemanden vorlegen zu müssen.“ — Daſs die Jesuiten auch viele fremde Klöster erhielten, und daſs bey Uebergebung derselben die vorigen Besitzer nicht allemal nach der strengsten Gerechtigkeit behandelt wurden, hat seine Richtigkeit. Unter mehreren Beyspielen wähle ich nur das ehemalige baierische Kloster Ebersberg, welches im Jahre 1596 den Benedictinern abgenommen, und den Jesuiten eingeräumt wurde. Als Ursachen, warum den Benedictinern dieses Kloster abgenommen werden sollte, wurden in der Bittschrift an den Pabst folgende angegeben: „Das Kloster Ebersberg liege auſser, aber nahe bey den Mauern der Stadt München, und es seyen in demselben nur noch etwa fünf Mönche übrig, welche aber ein so ausschweifendes und ordenswidriges Leben führen, daſs sie gar keine Hoffnung zur Besserung, und daher mehr Gelegenheit

zur Aergernifs, als zur Erbauung geben." *) Das Ungegründete dieser vorgegebenen Ursachen liegt am Tage. Das Kloster Ebersberg liegt zwar aufser, aber doch nicht so gar nahe bey der Stadt München, indem es sieben Stunden davon entfernt ist. — Es soll auch die Zahl der damals in Ebersberg lebenden Benedictiner viel gröfser gewesen seyn, als sie angegeben wurde. — Ueber ihre Sittenlosigkeit war vorher nirgends eine Klage. — Warum erlaubte man nicht vorher dem Abte Johann von Benedictbeuren, welchen Pabst Klemens der VIII. im Jahre 1594 zum Generalvisitator der baierischen Klöster aufgestellt hatte, die Sittlichkeit der Benedictiner zu Ebersberg durch eine Visitation zu untersuchen,

*) In der vom Pabste Klemens dem VIII. hierüber erlassenen Bulle heifst es:

„Sane Ducis Bavariae nobis nuper exhibita petitio continebat, quod in Monasterio Ebersberg prope et extra muros oppidi Monachii Ordinis S. Benedicti Frisingensis Dioecesis quinque Monachi vel circa supersint, ipsique vitam licentiosam et regularibus Institutis dicti Ordinis parum conformem ducant, et vix aliquod futurae emendationis specimen praeseferant, atque ita scandali potius, quam aedificationis occasionem praebeant."

Apud Hundium in Metropoli Salisburgensi Tom. II. pag. 285.

wie zur nämlichen Zeit ein päbstlicher Gesandter, Peter Paul ex Monasterio Cassinensi, die Klöster der Augsburger Dioeces als Visitator untersucht hatte? — Warum übergab man dieses Kloster, das nicht exemt war, den Jesuiten ohne Vorwissen des Dioecesan-Bischofes von Freysingen, der doch des baierischen Herzogs Wilhelm Bruder war, und dem als Bischofe die Beschwerden über die Unsittlichkeit der dortigen Benedictiner am ersten zur Untersuchung hätten vorgelegt werden sollen? — Man hörte von diesen Benedictinern auch nach ihrer Vertreibung nichts Schlechtes. Sie wurden in andere Klöster vertheilt, und überall mit Freuden aufgenommen. Ihr letzter Administrator, Cyriacus Empel, kam nach Kloster Weltenburg, und wurde dort wegen seinen guten Eigenschaften zum Abte erwählt. — Die in der Bittschrift an den Pabst vorgegebenen Ursachen waren also nicht gegründet. Die eigentliche Ursache der geschehenen Abänderung bestund darin, weil das Jesuiten-Collegium zu München eine bessere Dotation brauchte, und Ebersberg sehr einträglich, und auch sehr gelegen war. Uebrigens wäre es, wie der gelehrte Benedictiner Meichelbeck bezeugt, den Jesuiten selbst lieber gewesen, wenn sie vom Herzog Wilhelm einen andern Fond als dieses Kloster erhalten

hätten, weil sie voraus sahen, daſs diese Sache ein allgemeines Aufsehen machen würde. *)

Andere Klagen, die man gegen die Jesuiten besonders an fürstlichen Höfen führte, liegen noch zu sehr im Dunkeln, als daſs man darüber mit voller Gewiſsheit entscheiden könnte. — Darin kommen doch die meisten Gelehrten, selbst unter den Protestanten, überein, daſs sich die Jesuiten um die Erziehung der Jugend sehr verdient gemacht haben. Bako von Verulam sagt von ihnen: „Wenn ich den Fleiſs und die Sorgfalt betrachte, mit der sie die Jugend in Wissenschaften und Sitten bilden, so fällt mir ein, was Agesilaus von Pharnabazus sagte: „da du so bist, wollte ich, daſs du unser wärest.“ In Sachen, welche die Paedagogik betreffen, soll man nur die Schulen der Jesuiten zu Rathe ziehen. Denn man findet das, was man einst braucht, nirgends besser, als in diesen Schu-

*) „Vidi ego, et dum haec scribo, prae manibus habeo autographum litterarum P. Christophori Mariani S. J. Collegii Monacensis Rectoris datum secunda Aprilis 1597, quo graviter testatur, Societati Jesu difficillimum fuisse Monasterium illud acceptare, eoquod facile praeviderint Patres, eam translationem multorum crises esse excitaturam.“ Meichelbeck Hist. Frising. Tom. II. pag. 353.

len.“ *) — Hugo Grotius hat mehrere gelehrte und fromme Männer hervorgebracht, als jede andere.“ **) — Sturm, der erste protestantische Schulverbesserer, gesteht in seiner Abhandlung de institutione scholastica, daſs die Jesuiten vor den Protestanten einen Vorsprung in Schulen haben, und diese sich Mühe geben müssen, sie einzuholen. — Der groſse preussische König Friedrich der II., der bekanntermaſsen mit der Aufhebung des Jesuitenordens nicht zufrieden war, wurde gewarnt, sich vor ihnen zu hüten, indem sie schon mehreren Fürsten gefährlich gewesen wären. Aber Friedrich gab zur Antwort: „Ich habe von den Jesuiten nichts zu fürchten. Der Franziskaner Ganganelli hat ihnen die Klauen

*) „Jesuitarum quum intueor industriam, solertiamque tam in doctrina excolenda, quam in moribus informandis, illud obcurrit Agesilai de Pharnabazo talis quum sis, utinam noster esses. — Ad Paedagogicam quod adtinet, brevissimum foret dictu: consule Scholas Jesuitarum. Nihil enim, quod in usum venit, hismelius.“

Baco Verulamius de dignitate et augment. scientiarum lib. 1 et 6.

**) „Jesuitarum Societas plures protulit viros in omni genere scientiarum eruditos, et vitae inculpatae, quam ulla alia.“

Hugo Grotius in libro pro pace Ecclesiae. pag. 658.

abgeschnitten, auch die Backenzähne ausgerissen, so daſs sie weder kratzen, noch beiſsen, wohl aber die Jugend unterrichten können, wozu sie fähiger sind, als der ganze übrige Haufe der Mönchskappen." *)

Daſs aber die Jesuiten eben wegen ihrer vorzüglichen Fähigkeiten selbst von einigen Katholiken sehr beneidet und gehaſst worden seyen, glaubte wenigstens der groſse Leibnitz, der dem Jesuitenorden ein schönes, und doch zugleich sehr unpartheyisches Zeugniſs giebt, da er in einem Briefe vom Jahre 1692 an Tenzeln schreibt: „Daſs die Jesuiten so viele Feinde haben bey ihren eigenen Glaubensgenossen, kömmt groſsen Theils daher, daſs sie sich vor andern hervorthuen und floriren. Benedictus Arias Montanus, der die Welt gegen sie warnen wollen, mag es wohl gut gemeynt haben. Ich glaube aber, man thue den guten Leuten oft zu viel, und lege ihnen solche Consilia bey, wovon sie nie geträumt haben, wie Titus Oates, der so abgeschmackte Dinge von ihnen ausgesagt, gleich als ob ihre Generäle die Civil- und Militärämter in England hätten austheilen wollen, und was der Grillen

*) In einem Briefe an d'Alembert im XI. Bande seiner Werke. S. 163.

mehr sind, dergleichen auch der träumende Autor des Büchleins „l'Empereur et l'Empire trahi“ sich eingebildet. Es ist kein Zweifel, daſs es ehrliche und wackere Leute unter ihnen giebt. Dies aber ist nicht ohne Zweifel, daſs sie oft zu hitzig, und manche unter ihnen dem Orden per fas et nefas dienen wollen. Aber es geht überall nicht anders her. Bey den Jesuiten ist es merklicher, als bey anderen, weil sie auch vor anderen den Leuten in den Augen sind.“ *)

ad §. 89. b.

Die Väter vom Glauben Jesu.

Baccanari, ein päbstlicher Offizier, wollte den aufgehobenen Jesuitenorden ersetzen, und stiftete daher im Jahre 1797 eine Gesellschaft, die den Beruf hatte, den Glauben zu predigen und die Jugend zu unterrichten. Er nannte sie die Gesellschaft der Väter vom Glauben Jesu, gab den Mitgliedern eine Kleidung, wie sie die Jesuiten hatten. Nur Schade, daſs er ihnen den Geist und die Fähigkeiten der Jesuiten nicht geben konnte. Diese Väter erhielten eine Niederlassung in Dillingen, die von vier bis auf dreys-

*) Leibnitii Epistolae ad Diversos. Edit. Christ. Kortholt. Vol. III. pag. 397.

sig anwuchs. Da aber unser König im December 1802 von Dillingen Besitz nahm, wanderten sie aus, und zerstreuten sich in verschiedene Gegenden. Man nahm sie anfangs nicht ungerne auf, weil sie mit ihrem Lebensunterhalt Niemand belästigten, und auch für die Erziehung der Jugend keine Belohnung verlangten. Wenn man sie fragte, wovon sie lebten, gaben sie zur Antwort: „Gott hat uns bisher erhalten, und wird uns ferner erhalten.“ Im Jahre 1805 hatten sie schon dreyſsig Kirchen in verschiedenen Ländern, auch eine in Amerika. In Deutschland hört man immer weniger von ihnen. In Frankreich fanden sie auch keinen Beyfall, weil sie an den zu Lyon entstandenen Unruhen in geistlichen Sachen Antheil genommen hatten. Ich glaube, sie werden auch an andern Orten bald wieder eben so still verschwinden, als sie gekommen sind. Den Zweck, den man ihnen zumuthet, die Schulen der Jesuiten zu ersetzen, erreichen sie gewiſs nicht. *)

ad §. 89. c.

Die Trappisten.

Auch diese Väter, die eigentlich in Frankreich zu Hause waren, aber durch die Revolution

*) Göttingisches Museum der Theologie und Litteratur von D. Johann Horn. Hannover 1805.

aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, nahmen sich nach Aufhebung der Jesuiten um die Erziehung der Jugend an. Vor der Revolution hatten sie in Deutschland ein einziges Kloster unweit Düsseldorf, auf den sogenannten Stöcköfen, welches sie von dem pfälzischen Churfürsten Johann Wilhelm zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts erhielten. Aber nach ihrer Vertreibung aus Frankreich kamen sie nach Paderborn, Westphalen, England und andern Gegenden von Europa. Eine besonders gute Aufnahme fanden sie in der Schweiz. Sie erhielten bald eine Pensionsanstalt in Freyburg, und die Primärschulen in den Städten Stäfis, Romont, Boll, Greyers u. s w. Sie hatten anfangs, wie die Väter vom Glauben Jesu, deswegen vielen Beyfall, weil sie, durch auswärtiges Geld unterstützt, der Jugend unentgeldlichen Unterricht geben, und auch noch Wohlthaten austheilen konnten. Da aber diese Zuflüsse aufhörten, und auch die Unterrichtsmethode der Trappisten von der feinen Erziehungsweise der Jesuiten himmelweit entfernt war, sank der Beyfall allmählig; die Pensionsanstalt in Freyburg wurde aufgelöset, und im Jahre 1806 hatten sie nur noch die Schule zu Stäfis, und diese nicht mit Zufriedenheit der Einwohner. *)

*) Allgem. deutsche Justiz- und Polizey-Fama. No. 56. 1806.

Da ich eben von den Trappisten rede, will ich auch von ihrem Ursprunge und von ihrem berühmten Reformator Armand Bouthillier de Rancé eine Meldung machen. Ein Graf von Perche machte im Jahre 1140 in einem Sturme auf dem Meere das Gelübde, wenn er gerettet würde, ein Kloster zu stiften. Er ward gerettet, und stiftete das Kloster in einer wilden Gegend, vier und dreyſsig Meilen von Paris. Wegen des engen Zuganges zu dieser Wildniſs ward das Kloster la Trappe, die Fallthüre, genannt. Das Dach bey der Klosterkirche hatte die Gestalt eines Schiffschnabels, um an das von dem Stifter gemachte Gelübde zu erinnern. Die ersten Mönche waren Bernhardiner, und lebten nach der gewöhnlichen Ordensregel. Aber im Jahre 1662 kam ein Mann von sechs und dreyſsig Jahren, Armand Bouthillier de Rancé, nach la Trappe, und führte, nachdem er Prior geworden, eine neue äuſserst strenge Regel ein. Er starb im Jahre 1700 auf einem Lager von Stroh und Asche, unter Ermahnungen an seine Mitbrüder. Nach dieser neuen Regel dauerte ihr Chor und Andacht in der Kirche von Mitternacht bis Mittag. Um zwey Uhr Morgens giengen sie schon zur Messe. Ihr Chorgesang war anstrengend, aber rührend. Ihr Noviziat dauerte zwey Jahre. Sie lebten fast

nur von Rettig und Kohl, und pflanzten sich ihre Nahrung selbst. Wein tranken sie das Jahr nur siebenmal, und jedesmal nur einen halben Schoppen. Fleisch afsen sie gar nicht. An ihren Abstinenztagen afsen sie weder Butter, noch Käse, noch Eyer. An Fasttagen hatten sie nichts, als Brod und Wasser. An hohen Festen hatten sie Mittags Fische, und Abends Suppe, Butter und Käse. Nach dem Essen arbeiteten sie anderthalb Stunden in dem Garten, und am Abend gieng jeder zu seinem immer bereiteten Grabe, wo er betend drey Schaufeln Erde heraus oder hinein warf. Wenn sie einander begegneten, war ihr Grufs: Memento mori. Die Sterbenden wurden in einen düstern Saal auf ein Lager von Stroh und Asche gebracht, und starben unter ihren versammelten Mitbrüdern. Man senkte sie dann ohne Sarg, blos im Habit, in die Erde. — Diese strengen Regeln hielten die Trappisten, so lange ihr Reformator lebte. Aber nach seinem Tode machten sie sich vieles leichter.

Von Armandus Bouthillier de Rancé ist noch zu bemerken, dafs er schon in seiner Jugend grofse Talente verrieth. Im zehnten Jahre seines Alters wufste er den ganzen Homer zu erklären, und im dreyzehnten gab er Anakreons Gedichte mit gelehrten Anmerkungen heraus. Aber eben

diese anakreontischen Gedichte liefsen in seiner Phantasie so viele wollüstige Bilder zurück, dafs er auch noch als Theolog sich ganz der sinnlichen Liebe hingab. Er hatte zu Paris ein Mädchen, das er vorzüglich liebte, und sich wegen Berufsgeschäften einst auf einige Wochen ungern von ihr entfernte. Da er zurück kam, war sein erster Gedanke, seine Geliebte zu besuchen. Aber er fand sie todt, und wirklich in dem Sarge liegen. Dieser unvermuthete traurige Anblick zerrifs sein Herz. Er bekam auf einmal einen Eckel an der vergänglichen Wollust, verliefs die Welt, und gieng in das Kloster la Trappe. — Als Prior des Klosters schrieb er ein Buch von den Verrichtungen der Mönche, worin er den Grundsatz aufstellte, dafs die Mönche sich nie mit Wissenschaften, sondern nur mit Gebet und Handarbeit abgeben sollten. Seine Gründe waren folgende: „Es ist," sagte er, „der allgemeine Beruf, oder vielmehr die durch Adam verdiente allgemeine Strafe des Menschengeschlechts, dafs wir alle unser Brod im Schweifse des Angesichtes gewinnen sollen. — Christus und die Apostel hielten nichts auf Wissenschaften, die, wie Paulus sich ausdrückt, den Menschen nur aufblähen. — Die ersten Mönche beteten und arbeiteten. Aber mit Wissenschaften gaben sie sich

nicht ab. — Wer auf die Folgen sieht, muſs die Handarbeit den Wissenschaften vorziehen. Durch die Handarbeit erhält man einen gesunden Körper und einen reinen heiteren Geist, man besiegt den Müſsiggang und bleibt Herr seiner Leidenschaften; man ernähret sich selbst, und wird auch ein Wohlthäter der Armen. — Die Wissenschaften hingegen schwächen den Körper, zerstreuen den Geist, machen verschiedene Leidenschaften rege, und sind von jeher die Quelle von tausend Uebeln gewesen. — Es bleibt wahr, was Thomas von Kempis schreibt: „Ein demüthiger Bauer ist mehr werth, als ein stolzer Weltweiser“ u. s. w. — Diese Gründe machten Aufsehen, besonders in Frankreich, weil eben damals die Benedictiner die Kongregation des heiligen Maurus errichtet hatten, die sich die Beförderung der Wissenschaften zum Hauptzwecke machte, und die Handarbeit einigen Laienbrüdern überlieſe. Es wurde daher der gelehrte Benedictiner Mabillonius aufgefordert, die Ehre seines Ordens und dessen wissenschaftliche Anstalten durch eine öffentliche Schrift zu vertheidigen. Mabillonius schrieb darauf das berühmte Buch von den Klosterstudien, in welchem er sagt: „Schon der heilige Mönch Pachomius im vierten Jahrhunderte habe dem Volke geistlichen Unterricht gegeben

und die schwereren Stellen der heiligen Schrift erklärt, welches voraussetzt, dafs er selbst einige wissenschaftliche Kenntnifse gehabt haben müsse. — In der Regel des heiligen Benedict werde im vier und sechzigsten Kapitel gefordert, dafs der Abt ein gelehrter, und in dem göttlichen Gesetz erfahrner Mann seyn solle, der altes und neues vorzutragen wisse. — Es seyen daher schon in den ersten Klöstern gleich bey der Stiftung Schulen errichtet worden, in welchen die dem heiligen Benedict geopferten Kinder und auch andere wissenschaftlichen Unterricht erhielten. — Schon in den ersten Jahrhunderten des Mönchthums seyen viele Mönche Priester und sogar Bischöfe geworden, woraus man schliefsen könne, dafs ihnen die einem Priester und Bischofe nothwendigen Kenntnifse nicht fremd waren. — Es lasse sich auch der Nutzen nicht verkennen, welchen bisher die gelehrten Mönche der Menschheit geleistet haben, indem sie die alten Klassiker und andere wichtige Dokumente des Alterthumes durch Abschreiben der Nachwelt erhielten, Bibliotheken errichteten, dieselben mit ihren eigenen zahlreichen Geistesprodukten bereicherten, die verwilderten Nationen durch ihren Unterricht bildeten, das Evangelium in ganz Europa verbreiteten und selbst an den Höfen der Fürsten als einsichtsvolle

Rathgeber gebraucht wurden. — Die Erfahrung habe gelehrt, daſs in jenen Klöstern, wo die Wissenschaften blühten, auch eine gute Disciplin war, so wie jene, wo die Wissenschaften in Verfall kamen, auch bald von der Klosterzucht abwichen. — Der Klosterstand schlieſse die Handarbeit nicht ganz aus. Es solle aber doch der Unterschied gemacht werden, daſs man denjenigen, die stark am Körper, aber schwach am Geiste sind, die Handarbeit überlasse, hingegen denen, welche sich durch Geisteskraft auszeichnen, der Gelehrsamkeit sich zu widmen erlaube" u. s. w. Man kann sich vorstellen, daſs die Gründe des Mabillonius die Oberhand behielten, und die Klosterstudien mit Eifer und Nutzen, vorzüglich in Frankreich, fortgesetzt wurden.

ad §. 91.

Jansenismus.

Der Verfasser des Buches: „Jansenismus ein Schreckenbild für Kinder," behauptet, die fünf Sätze, welche man dem Jansenius zuschrieb, aber in dessen Buche nicht fand, seyen von dem Jesuiten P. Cornet erdichtet worden, aber diese Erdichtung habe P. Cornet erst im Jahre 1649 gemacht, da er nicht mehr Jesuit, sondern Syn-

dikus an der Universität zu Paris war. *) Wenn das ist, so haben ja die Jesuiten an dieser Erdichtung keine Schuld, und können hiemit für die aus dieser Erdichtung entstandenen Folgen nicht verantwortlich gemacht werden. P. Cornet konnte wohl als Jesuit, aber nicht mehr als Syndikus der Universität zu Paris das Organ der Societät seyn. — Schön war die Grabschrift, welche dem Jansenius sein Domkapitel setzen liefs, die aber, nachdem Jansenius wieder ausgegraben werden mufste, sammt dem schönen Grabsteine vertilgt wurde. Sie lautete so:

„Cornelius Jansenius hic situs est: satis dixi. Virtus, Eruditio, Fama cetera loquentur. Lovanii diu fuit admirationi. Hic coepit tantum. Ad episcopale fastigium evectus est, ut Belgio ostenderetur. Ut fulgur luxit, mox extinctus. Si humana omnia, etiam brevia, cum longa sunt. Funeri suo tamen superstes vivit in Augustino, arcanarum cogitationum ejus, siquis unquam, interpres fidelissimus. Ingenium divinum, vitam totam huic operi pio et arduo collocavit, et in eo finitus est. Ecclesia in terris fructum capiet. Ipse jam recepit mercedem in coelis. Sic vove lector et adprecare." **)

*) Der Jansenismus ein Schreckenbild für Kinder. Friedburg (München) 1776. S. 362.

**) Ebendaselbst. Seite 124.

ad §. 93.

Wunder des Franz von Paris.

Unbegreiflich war es, daſs die Bischöfe von Frankreich diesen Wundern zwar keinen öffentlichen Beyfall gaben, aber auch keine officielle Untersuchung derselben veranstalteten. Man erlaubte jedem Individuum, nach eigener Ueberzeugung darüber zu urtheilen, und so verwarf die Vernunft des einen, was der andere mit Augen gesehen zu haben vorgab, so wie dieser, vom ersten sinnlichen Eindrucke hingerissen, allen vernünftigen Vorstellungen widersprach. Der Mangel einer legalen Untersuchung machte manches dieser Wunder nicht allein schon damals unerklärbar, sondern noch heut zu Tage dürfte es schwer fallen, über alles, was in dieser Sache vorgegangen ist, beruhigende Aufschlüſse zu geben. Wer wird z. B. die Konvulsionen erklären können, welche nicht allein erwachsene Personen, sondern auch Kinder bekommen haben sollen, wenn sie auf das Grab des Franz von Paris gelegt wurden? Man müſste nur sagen, diese Konvulsionen seyen eine Erdichtung. Es ist aber schwer, die Menge von Zeugniſsen umzustoſsen, die darüber vorhanden sind, so wie es im Gegentheile schwer ist, diesen Zeugniſsen zu glauben, deren Glaubwürdigkeit jetzt nicht mehr unter-

sucht werden kann, und zur Zeit, da es hätte seyn können und sollen, nicht legal untersucht worden ist. — Im deutschen Merkur 1788 kömmt ein Aufsatz vor, in welchem so ein Wunder erzählt und vertheidiget wird, wobey man am Ende nicht weiſs, ob man glauben oder zweifeln soll. Die Erzählung ist folgende: „Don Alphonso de Palacios, der Sohn eines vornehmen Spaniers, hatte das linke Auge verloren, und bekam an dem rechten schlimme Zufälle. Man führte ihn zu Herrn Gendron, dem gröſsten Okulisten von Frankreich. Dieser erklärt das Uebel für unheilbar, den Verlust des Auges für unvermeidlich. Der glaubige Patient bindet ein Stück von der Kleidung des Franz von Paris auf das für unheilbar erklärte Auge, und bald ist der Schmerz weg, und die Sehkraft hergestellt. Herr Gendron besieht das Auge, erklärt es für gesund, und die Heilung für übernatürlich.“

Als Zeugen dieser Geschichte werden angeführt:

1. Der Patient selbst, der einen Bericht von seiner Genesung bey einem öffentlichen, geschwornen Notarius in Gegenwart von zwölf Zeugen deponirte.

2. Der Vater des Patienten, der in mehreren Briefen bezeugte, er könne die Heilung sei-

nes Sohnes für nichts anders als ein Wunder ansehen.

3. Der Arzt Gendron, der ein eigenhändiges Certifikat ausstellte, daſs er das Auge des Patienten für unheilbar gehalten, und die völlige Heilung zwey Tage nachher selbst gesehen habe. Es ist zu bemerken, daſs Gendron ein sehr philosophischer Mann, auch der Arzt und Freund des berühmten Montesquieu war.

4. Zween geschworene Wundärzte des Königs, welche das Auge coram Notario besichtiget, und dessen Heilung attestirt haben.

5. Herr Pinault, Hofmeister des Patienten.

6. Herr von Filtieres, ein vornehmer Mann, der durch dieses Wunder bekehrt wurde.

7. Herr Linguet, Regens des Navarrischen Kollegiums, der sich lieber absetzen, als zum Widerrufe dieses von ihm bezeugten Wunders zwingen lieſs.

8. Rollin, der gelehrte Verfasser der römischen Geschichte.

Wer kann solchen Zeugen widerstehen? — Wie viele Facta werden ohne Bedenklichkeit angenommen, die doch bey weitem keine so bedeutende Zeugniſse für sich haben? — Wie kann man noch mit Grunde an einer Begebenheit zweifeln, die durch die unverwerflichsten Zeugniſse

schon bis zur historischen Gewifsheit erhoben ist? — „Oder hat vielleicht," sagt der Verfasser dieses Aufsatzes im deutschen Merkur, „dieses und andere dergleichen Wunder keinen vernünftigen, wichtigen, Gott anständigen Endzweck? Doch, der du das sagest, ist denn deine Vernunft Gottes Vernunft? Ist da kein Endzweck, wo du keinen erblinzeln kannst? Solltest du nicht vielmehr aus der Begebenheit selbst, für welche so viele wichtige Männer zeugen, schliefsen, dafs sie einen der Gottheit anständigen, obgleich dir unbekannten Endzweck haben müsse?" *)

Doch man erlaube mir, einige Bemerkungen über diese Erzählung zu machen. Die Hauptsache dabey beruht auf dem Zeugnifse des Arztes Gendron. Wie, wenn nun dieser ein heimlicher Jansenist gewesen wäre, und diese Gelegenheit benützt hätte, die Heiligkeit des Franz von Paris durch ein Wunder zu beurkunden? Wie, wenn der Vater des Patienten und die übrigen Zeugen in diesen Plan aus gleichem Grunde mit eingestimmt hätten? Oder wenn sie schon durch das Ansehen dieses Arztes sich zur Ablegung gleicher Zeugnifse hätten hinreifsen lassen? — Und wie leicht war alles das möglich? — Was wird aber

*) Deutscher Merkur. Januar 1788. S. 191.

alsdann aus dem Wunder? — Oder wenn wirklich etwas wunderbares an der Sache war, warum nahm sich die Geistlichkeit nicht darum an? Warum setzte sie vielmehr den Regens des Navarrischen Kollegiums ab, der diese Begebenheit durch sein Zeugniſs als ein Wunder bestättigte? u. s. w. Dergleichen Zweifel könnte man noch mehrere vorbringen, um die angeführten Zeugniſse, und hiemit auch den Glauben an dieses Wunder zu entkräften. Man sieht hieraus, wie wenig man eine Thatsache für wahr annehmen kann, die entweder im Anfange nicht legal untersucht worden ist, oder später nicht mehr so untersucht werden kann.

ad §. 95.

Mission der Jesuiten in China.

D. Maigrot, welchen der Pabst zur Untersuchung der Gebräuche bey Verehrung des Confucius nach China geschickt hatte, wurde dem chinesischen Kaiser nicht allein von dem Pabste, sondern auch von dem Kardinal Tournon als ein der chinesischen Bücher und Sprache höchst kundiger Mann empfohlen. Nach einer kurzen Untersuchung erklärte derselbe die Gebräuche, welche bey der Verehrung des Confucius vorkommen, für gottesdienstlich, und daher mit dem

Christenthume nicht verträglich. Auch wollte er das Wort Tien, die Gottheit damit auszudrücken, nicht hinreichend finden. Der Kaiser ward darüber unwillig, und fieng an zu zweifeln, ob D. Maigrot eine hinlängliche Kenntniſs von den chinesischen Gebräuchen und von der chinesischen Sprache habe. Er lieſs ihn daher zu sich rufen, und es zeigte sich, daſs D. Maigrot weder die chinesischen Gebräuche erklären, noch die vier Buchstaben, welche ihm der Kaiser auf eine Tafel geschrieben, auslegen konnte. Zwey von diesen Buchstaben kannte er gar nicht, und einem gab er eine unrechte Deutung. Der Kaiser sagte darauf zürnend zu ihm: „Wie hat es der Patriarch Tournon wagen können, dich bey mir als einen in der chinesischen Sprache und Gebräuchen höchst erfahrnen Mann zu empfehlen, da du in allen höchst unwissend bist?“ D. Maigrot antwortete: „Der Patriarch kennt mich nur aus den Berichten von andern.“ „Damit also,“ widersetzte der Kaiser, „der ganzen Welt kund werde, daſs ihr despotisch mit mir verfahret, so setze dich nieder, und schreibe mit eigener Hand und Aufdrückung deines Siegels, daſs du höchst unwissend seyest, und von den chinesischen Büchern und Sprache gar nichts verstehest.“ D. Maigrot muſste diesen Befehl vollziehen, und so

ein feierliches Bekenntniſs seiner Unwissenheit ablegen. Bald darauf wurde er mit seinem Gefährten D. Guetti ganz aus China verwiesen. *) Diese Nachricht ist wörtlich aus einem Briefe genommen, welchen Pater Benedict Werkmeister, ein Jesuit aus Bahia, den achten August 1708 an den Jesuiten-Assistenten in Deutschland geschrieben, und Christoph Gottlieb von Murr im

*) „D. Maigrot Episcopus Cononiensis Roma Chinam ad eliminandos Ritus Sinenses missus, ac à Cardinale Tournon Patriarcha Antiocheno Imperatori Sinensi ob rerum et litterarum Sinensium peritiam summe laudatus, ideoque honorifice in Imperatoris conspectum admissus neque Ritus Sinenses exponere, neque quatuor litteras in pariete depictas explicare potuit, dum duas ex illis omnino non novit, unam vero male interpretatus est. Imperator desuper in iram versus ait: „Quomodo Patriarcha ausus est, te tanquam rerum et litterarum Sinensium peritissimum mihi proponere, quam ignorantissimus sis in omnibus?" Reposuit D. Maigrot: „Quia Patriarcha non nisi ex aliorum relatione me novit." Tum Imperator: „Ut igitur orbi universo pateat, quod despotice mecum agatis, sede et scribe authentice addito tuo sigillo, te ignorantissimum esse, nec quidquam de libris Sinicis aut litteris intelligere." Hoc mandato compulsus D. Maigrot solenne suae ignorantiae testimonium dedit paulo post cum D. Guetti comite suo é China expulsus."

Apud Christoph Gottlieb v. Murr loco cit.

Journal für Kunst und Litteratur im VI. Theile S. 175 angeführt hat. — Uebrigens wurde das Betragen der Jesuiten in China von den Päbsten und von den katholischen Theologen getadelt, hingegen von dem berühmten Protestanten Leibnitz vertheidiget in seinen Novissimis Sinicis Operum. Tom. IV. P. I. pag. 89 et 169. Genevae 1768. in 4.

ad §. 97.

Missions-Anstalten in Salzburg.

Seit dem vorgegangenen Bauern-Aufruhre im Erzbisthum Salzburg, wovon ad §. 72. die Rede war, versuchte man alles, um die alte Religion sowohl in wesentlichen, als nicht wesentlichen Punkten aufrecht zu erhalten, und die Ueberbleibsel der hie und da eingeschlichenen Reformation ganz zu vertilgen. Man drohte und strafte. Aber man kam dadurch nicht zum Zweck. Denn, wie Herr Augustin Winkelhofer in seiner historisch dargestellten hierarchischen Verfassung von Salzburg und Berchtesgaden sagt, es gab sehr viele, die, mit den bisherigen alten Einrichtungen unzufrieden, Reformen wünschten, und wieder sehr viele, die heimlich, wo nicht allen, doch einigen Sätzen des Protestantismus anhiengen. Haufenweise, erzählt Hansiz, giengen die Leute

aus der Kirche, sobald das Amt angieng, mit dem Vorgeben, weil sie nichts verstünden, was der Pfarrer singe und bete. Man fiel von Seite der Regierung anfangs auf den Gedanken, dergleichen Leute, die einen Hang zu solchen Neuerungen verriethen, auswandern zu lassen, und das Land hatte auf diese Weise vom Jahre 1560 bis 1710 wirklich über zwey und zwanzig tausend der wohlhabensten und fleifsigsten Menschen verloren. Da man aber unter den Zurückgebliebenen noch immer protestantische Grundsätze bemerkte, veranstaltete man Missionen, die anfangs den besten Erfolg zu versprechen schienen. Schlachtner erzählt, dafs unter Erzbischof Markus Sittikus die Kapuziner in Zeit von drey Vierteljahren zu Radstadt, Wagrein, Werfen und in der Gastein über zehn tausend Menschen bekehrt haben. Allein die Folge hat bewiesen, dafs diese Bekehrung nicht lange dauerte. Es wurde aber auch das Bekehrungsgeschäft auf eine Art getrieben, die ganz sonderbar war. Die Kapuziner hatten stets einige Kompagnien Soldaten in ihrem Gefolge, und die Offiziere waren befehligt, die Ordres, die ihnen die Patres gaben, zu vollziehen. Ein Beyspiel: „Nachdem die Patres Ambrosius und Jakobus im Jahre 1615 das Pfleggericht Radstadt bekehrt hatten, begaben sie sich,

wie die Gerichtsakten sagen, nach Gastein in das satanische Mistbeet lutherischer Ketzerey, indessen sich das Militär vor dem Thale bey Goldeck aufstellte. Die Gasteiner zeigten sich nicht sehr gelehrig. Ein Wink! Da erschien, ungeachtet der Landrichter den kostbaren Besuch zu verhindern sich bemühte, Hauptmann Hanns Kaiser mit seinen Musketiers, und die Zahl der Rechtgläubigen mehrte sich wunderbar um tausend fünf hundert und sechs und achtzig Köpfe. Aber sechs hundert sechs und zwanzig emigrirten freywillig.“ Diese Bekehrungsart hatte keine guten Folgen. Die Bekehrten blieben, sobald sie vom Zwange frey waren, bey ihren vorigen Grundsätzen, und da man sie auf das Neue mit Musketen bekehren wollte, entschlossen sich im Jahre 1732 bey dreyſsig tausend Einwohner, den vaterländischen Boden, der ihnen sonst so lieb und werth war, zu verlassen, und in fremde, weit entlegene Länder auszuwandern. In die verlassenen Plätze rief man nun Ausländer, und zwar gröſstentheils Tyroler, die aber nach der schriftlichen Bemerkung des damaligen Vikars in Wagrain weit boshafter, als die Ausgewanderten, waren. Es waren diese Einwanderer fast durchaus ein ärmliches, verdorbenes Gesindel. Denn das Gubernium zu Insbruck hatte unter der Hand seinen Beamten aufgetragen,

keine wohlhabende Familie nach Salzburg abziehen zu lassen. *)

Ueberhaupt haben die Missionen, welche angeordnet waren, die Zahl der Mitglieder der katholischen Kirche immer gröſser zu machen, diesen Zweck nie in hohem Grade erreicht. „Es hat die Welt," sagt Stracke in seiner Schrift über Missions-Anstalten, „tausend Millionen Menschen, und unter diesen sind nur hundert fünfzig Millionen Christen, wovon dreyſsig Millionen Protestanten sind." **) Es bleiben also hundert zwanzig Millionen Katholiken, von denen die, welche durch Missionen bekehrt worden sind, keinen groſsen Theil ausmachen können. — Indessen haben die Missionäre doch ihre groſsen Verdienste, indem sie nicht allein durch ihren unermüdeten Fleiſs, durch Duldung aller möglichen Beschwerlichkeiten, durch Verbreitung christlicher Grundsätze einige wilde Völker zu gesitteten Menschen bildeten, sondern uns auch mit den Kenntniſsen, Gebräuchen, Sitten und Naturprodukten vieler auswärtigen Länder bekannt machten.

*) Salzburg und Berchtesgaden von Joseph Ernst Ritter von Koch-Sternfeld. II. Band. Seite 250. Salzburg 1810.

**) Neueste brittische, holländische und deutsche Missions-Anstalten von G. S. Stracke. 1803.

— Es haben auch die Protestanten einige Missions-Anstalten, worunter sich die dänemärkischen, z. B. in Grönland und an der malabarischen Küste, von jeher auszeichneten.

ad §. 98.

Gaſsnerische Wunderkuren.

Ein starker Grund gegen die Gaſsnerischen Wunderkuren liegt darin, daſs dieselben gröſstentheils keine andauernde Wirkung hatten, sondern daſs die Patienten, wenn sie nach Hause kamen, gewöhnlich wieder in ihre alten Krankheiten zurück fielen. Die katholische Kirche hat die andauernde Wirkung einer unvermuthet und ohne natürliche Mittel geschehenen Heilung allzeit für das ächte Kennzeichen eines wahren Wunders gehalten, und dadurch von den vorgegebenen, aber keinen Bestand habenden Wundern einiger Betrüger unterschieden. Schon der erste christliche Apologist und Bischof zu Athen, Quadratus, der im Jahre 124 dem Kaiser Hadrian seine Apologie übergab, nahm, da er von den Wundern Christi sprach, dieses Kriterium an. „Die Wunderwerke unsers Heilandes,“ sagt er in dieser Apologie, waren von einer immerwährenden Dauer, weil sie wahre Wunder waren. Diejenigen, welche von ihm gesund gemacht, oder zum

Leben erweckt worden sind, waren nicht allein dem Scheine nach gesund und lebendig, sondern sie waren es in der That, und blieben es auch, nicht allein während der Zeit, da der Heiland lebte, sondern noch lange nachher, und einige von ihnen lebten noch bis auf unsere Zeiten.“ *) Gaſsner behauptete zwar, daſs diejenigen, welche wieder zurück fielen, selbst Schuld daran wären, indem sie nach erhaltener Gesundheit den Glauben an den Namen Jesus verloren hätten. — Doch ist es wohl wahrscheinlich, daſs man so leicht den Glauben an den wieder verliert, der uns geholfen hat? Eben die erlangte Hülfe muſs ja den Glauben vermehren. Nur dort kann der Glaube schwach werden, wo man keine, oder keine dauerhafte Hülfe gefunden hat. Fromme, einfältige Menschen, die den gröſsten Theil der Gaſsnerischen Patienten ausmachten, haben eher zu viel, als zu wenig Glauben. —

*) „Opera nostri Salvatoris semper erant permanentia, quia vera erant: à morbis sanati et à morte resuscitati non solum sanati et resuscitati videbantur, sed etiam tales permanserunt, nec solum quanto tempore Salvator in terris vixit, sed etiam multo, postquam adsumtus fuit, tempore, ita, ut quidam eorum ad nostra usque tempora perduraverint.“

Apud Eusebium Hist. eccl. lib. IV. cap. 3.

Indessen ist es auffallend, daſs bey den Gaſsnerischen Wunderkuren so viele gelehrte Männer als Augen- und Ohrenzeugen von katholischer und protestantischer Seite, selbst berühmte Aerzte gegenwärtig waren, und daſs doch keiner von allen eine Erklärung von sich gab, auf die man ein sicheres Urtheil gründen könnte. So sagt zwar der berühmte Theatiner Ferdinand Sterzinger am Schlusse seines Diariums, das er über seine Reise nach Ellwangen vom neunzehnten bis vier und zwanzigsten December 1774 heraus gab, mit vieler Zuversicht und einem sehr entscheidenden Tone: „Mein Urtheil von den Ellwangischen Wundern ist also: Von Gott ist nichts, vom Teufel auch nichts; vieles ist natürlich, vieles erdichtet.“ *) Er bringt aber zugleich in diesem Diarium Fälle bey, die er weder als erdichtet angeben kann, noch natürlich zu erklären weiſs. So erzählt er z. B., daſs Gaſsner einen Hoftapeziierers-Sohn aus München vornahm, der die fallende Sucht und Aufblähung des Magens hatte. „Gaſsner lieſs dreymal den Bauch aufschwellen, und wieder durch das Wort: cesset, zurück gehen. Ich fühlte, sagt Sterzinger, die Ausdehnung des Bauches,

*) „Nihil à Deo, plurima naturalia, multa ficta, à Daemone nulla.“

und fand ihn wie eine Trommel gespannt; ich griff auch, wie sich der Bauch wieder zurück zog. Dieses Experiment konnte ich der Einbildungskraft nicht zuschreiben, sondern dachte, daſs da eine stärkere physikalische Kraft angewandt worden sey. Hernach befahl Gaſsner, daſs auch die hinfallende Krankheit kommen solle. Der Patient ward taumelnd, fiel zu Boden, und schlug seinen Kopf an einen Kasten an. Nachdem er eine Zeit lang ausgezappelt hatte, stund er auf den Befehl des Gaſsners auf, und seine Krämpfungen legten sich" Sterzinger spricht zwar hier von der Anwendung einer stärkeren physikalischen Kraft. Aber wo und wie geschah diese Anwendung? Warum zeigt Sterzinger nichts davon an? In Gaſsners Befehl, daſs die Krankheit kommen solle, oder in dem Worte: cesset, kann man keine physikalische Kraft annehmen. Sterzingers Erklärung über diesen Fall ist also so viel als keine. — In eben diesem Diarium erzählt er auch, daſs zu Ellwangen bey Hofe mehrere wegen Gaſsner zu ihm gesagt haben: „Die Facta sind doch unbegreiflich;" und er habe geantwortet: „Das gestehe ich; doch müssen in heiligen Sachen die Facta mit der Kirchenlehre einen Zusammenhang haben." Hier hätte also Sterzinger zeigen sollen, daſs diese Facta mit der Kirchen-

lehre keinen Zusammenhang haben. Aber er unterliefs es. — Ferner erzählt er in diesem Diarium: „Vor der Tafel fragte mich der Fürst, was ich gesehen habe? Viele Wunderthaten, antwortete ich, habe ich gestern gesehen. Aber ich begreife nicht, wie so viele Mirakel aufeinander folgen müssen, um einen einzigen Patienten zu kuriren. Mir kömmt es vor, es sey eine Collisio inter Deum et Diabolum. Der Fürst sagte ganz ruhig zu mir: Es ist nur ein praeceptum probativum." Hier weifs ich nicht mehr, was ich von Sterzinger denken soll. Er sagt: „er habe viele Wunderthaten, viele Mirakel gesehen," und am Ende des Diariums sagt er: „er habe nichts gesehen, was von Gott wäre." Er sagt: „er könne diese Mirakel nicht begreifen, weil so viele aufeinander folgten." Sind sie aber deswegen keine Mirakel, weil er sie nicht begreifen kann? Oder aus welcher Philosophie hat Sterzinger das Kriterium genommen, dafs, wo mehrere Wunder aufeinander folgen, keines davon wahr sey? — Er sagt endlich: „Es komme ihm vor, es sey eine Collision zwischen Gott und dem Teufel." Was soll aber das heifsen? Diese Erklärung ist weder eines Philosophen, noch eines Theologen würdig. Und wie kann Sterzinger von einer Collision zwischen Gott und dem Teufel reden,

da er am Schlusse seines Diariums behauptet, „er habe bey den Gaſsnerischen Kuren nichts gesehen, was von Gott, nichts, was vom Teufel wäre?“ — Solche schwankende Erklärungen und Widersprüche sind nicht geeignet, über Gaſsners Wunderkuren einen sichern Aufschluſs zu geben.

Der Wienerische Leibarzt Anton von Haen glaubt die Sache dadurch zu erklären, daſs Gaſsner nur periodische Krankheiten geheilt habe, die zu gewisser Zeit kommen, und dann wieder einige Zeit ausbleiben, bey denen also der Stoff schon im Körper ist, und nur einen Reiz der Sinne oder der Einbildungskraft erwartet, um in Gährung zu kommen. *) — Diese Erklärung wäre befriedigend, wenn nur auch erwiesen wäre, daſs Gaſsner keine andere, als nur periodische Krankheiten geheilt habe. Herr von Haen erzählt selbst, „daſs Gaſsner in seinen Patienten diejenige Art des Pulses hervorgebracht habe, welche die anwesenden Aerzte von ihm verlangten.“ Diese Hervorbringung hatte aber keinen Zusammenhang mit einer periodischen Krankheit, oder mit dem schon vorher im Körper liegenden Krankheits-Stoffe, sondern hieng gleichsam von Gaſsners

*) Liber de Miraculis Autore Ant. de Haen. Francofurti et Lipsiae 1776.

Willkühr ab. Es bleibt also die Wirkung Gaſsners auf den Puls des Patienten noch immer schwer zu erklären. — Es ist auch nicht zu läugnen, daſs Gaſsner nicht allein periodische, sondern auch andere Krankheiten geheilt habe. Ich will hierüber nur ein Paar Beyspiele anführen, die, wenn sie so geschehen sind, wie sie erzählt werden, schwer auf eine natürliche Weise zu erklären seyn dürften. In den Anmerkungen über Gaſsners Wunderkuren in Chr. Wilh. Franz Walchs neuester Religionsgeschichte heiſst es: „Wirklich Leute, die weder zu viel, noch zu wenig in dergleichen Sachen glauben, wurden durch diese Wunderdinge in Verwunderung gesetzt. Ein Freund, der wahrhaft ist, und zu Regensburg dem Actus am siebenzehnten Juni Nachmittags 1775 beygewohnt, hat uns folgende Begebenheiten erzählt: „Er sah einen Mann, der aus Prag kam, vor dem Gasthofe zum goldenen Adler von zween seiner Begleiter vom Wagen bringen. Der Mann war im elendesten Zustande, und muſste mehr geschleppt, als geführt werden. Der ganze untere Körper war ihm geschwunden, und der obere fast starr und aufgeblasen. Zur gegebenen Stunde lieſs er sich in einem Tragsessel in den Bischofshof bringen, und man brachte ihn mit Mühe die Treppe hinauf. Sobald ihn Gaſs-

ner gesehen, und etwas weniges mit ihm gesprochen hatte, sagte er ihm, er sollte die Sesselträger nur zurück schicken, er würde sie nicht weiter brauchen. Diesen Mann sah man kurz darauf nur mit einem Stocke an der Hand aus dem Bischofshofe über die Strafse in sein Quartier gehen, und in zwey Tagen konnte er, so viel als genesen, seine Rückreise antreten.“ — „Eine Bauerndirne kam mit einem gelähmten Arme voller Schmerzen, den sie allzeit auf dem Rücken tragen mufste, und nicht vor sich bewegen konnte. Nachdem Gafsner den Exorcismus über sie ausgesprochen, sprang sie voller Freuden in dem Bischofshofe herum, den schadhaften Arm bald vor, bald hinter sich, bald in die Höhe schwingend.“ *) — In diesen beyden Fällen war keine periodische Krankheit vorhanden. Man kann sich also nicht auf einen vor der Kur geschehenen Reiz, oder auf die Wirkung der Einbildungskraft berufen. — Ob übrigens die Einbildungskraft niemals andere, als nur periodische Zufälle hervorbringen könne, scheint auch noch nicht entschieden zu seyn. Ich will einen perio-

*) Chr. Wilh. Franz Walchs neueste Religionsgeschichte. VI. Th. Lemgo 1777. No. VII. Nachricht von Gafsners Teufelsbeschwörungen.

dischen und einen nicht periodischen Fall anführen, von denen keiner auf eine andere Weise, als nur durch die Einbildungskraft erklärt werden kann. Der periodische Fall ist folgender: Im Waisenhause zu Harlem bekamen mehrere Kinder, gleichsam eines von dem andern, konvulsivische Umstände. Der berühmte Boerhave heilte sie durch Ableitung ihrer Einbildungskraft von einer Idee zur andern. Er liefs eine grofse Pfanne voll Glut bringen, und in derselben eiserne Stangen glühend machen, mit beygesetzter Bedrohung, dafs jedes Kind, bey dem man die mindeste Zuckung noch merken würde, mit diesen glühenden Stangen gebrannt werden sollte. Das machte auf die Kinder einen so lebhaften Eindruck, dafs alle fernere Konvulsionen auf der Stelle unterblieben. *) — Der nicht periodische Fall, den ich anführen will, und der allerdings aufbehalten zu werden verdient, trug sich in Baiern zu. Doctor Hackmair, ehemaliger Stadtphysikus in Landshut, und nachmaliger Leibarzt des Fürstbischofes Ludwig Joseph von Freysing, wurde auf das Land zu

*) Zimmermann von der Erfahrung in der Arzneykunst. II. Th. Kap. 11.

Philipp Fischer, eine Rede von den Gebrechen des menschlichen Verstandes. München 1790.

einer Bäuerin gerufen, die nicht zur Geburt kommen konnte. Nach vieler Bemühung ward sie endlich doch entbunden, und zwar mit einem Knaben, der an der rechten Seite keinen Vorderarm, sondern statt dessen nur einen hervorstehenden, mit Haut und Fleisch bekleideten Zapfen hatte. Dieses Naturspiel konnte sich anfangs weder Doctor Hackmair erklären, und auch die Bäuerin wuſste ihm hierüber keinen Aufschluſs zu geben. Zufälliger Weise kam Doctor Hackmair in die Dorfkirche, und sah in einer Ecke einen hölzernen Christus, der keinen Vorderarm, sondern nur einen hervorragenden hölzernen Zapfen hatte, an dem einst der Vorderarm eingezapft war. Nun war ihm das Räthsel schon halb gelöset. Er fragte nur noch die Bäuerin, ob sie während ihrer Schwangerschaft nicht eine besondere Andacht gegen ein bestimmtes Bild in der Dorfkirche gehabt hätte? Sie erinnerte sich auf diese Frage sogleich des hölzernen Christus ohne Vorderarm, und hiemit war es entschieden, daſs der Eindruck, den der verstümmelte Christus auf die Einbildungskraft der Mutter gemacht hatte, auch die Ursache an der Verstümmlung des Knabens war. Ueber diesen sonderbaren Fall lieſs Doctor Hackmair eine kleine Schrift drucken, die aber nicht in den Buchhandel, folglich auch nicht

zur allgemeinen Kenntniſs des Publikums kam. — Man sieht aus diesen beyden Fällen, dergleichen man noch mehrere anführen könnte, wie sehr die Einbildungskraft auf den Menschen wirken kann, und welche wunderbare Erscheinungen dabey hervorkommen. Ohne Zweifel lassen sich auch die meisten Gaſsnerischen Kuren daraus erklären, besonders jene, welche keine Dauer hatten, weil nämlich, so bald die Phantasie wieder kalt ward, und die Nervenspannung nachlieſs, auch der alte Krankheitszustand wieder zurückkehren muſste. Ich sagte, die meisten Kuren lassen sich aus Gaſsners Wirken auf die Einbildungskraft seiner Patienten erklären. Aber die meisten sind noch nicht alle. Einige Fälle, wenn sie so waren, wie sie theils in den abgehaltenen Protokollen, theils in anderen Schriften vorkommen, sind durchaus unerklärbar. Ob sie aber so waren, ob die Protokolle richtig abgehalten worden, ob sich die Schriftsteller nicht hie und da einen partheyischen Zusatz erlaubt haben, alles das ist noch unbestimmt, hätte aber leicht bestimmt werden können, wenn die vielen berühmten Aerzte, Naturkundiger, Menschenkenner, welche bey Gaſsners Kuren gegenwärtig waren, eine gemeinschaftliche Untersuchung dieser Kuren hätten anstellen, und dann das Resultat ihrer Un-

tersuchung mit allen nothwendigen Belegen öffentlich bekannt machen wollen. So aber kamen diese Männer zu Gafsner zwar mit vielem Geräusch, staunten über seine Kuren mit stiller Bewunderung, und entfernten sich wieder, oder schlichen sich vielmehr weg ohne alle Entscheidung. —

ad §. 99. a.

I s e n b i e h l.

Bald nach Febronius machte sich ein anderer Weltpriester, Johann Lorenz Isenbiehl, durch eine besondere Schrifterklärung und sein darüber ausgestandenes Schicksal bekannt. Er war aus dem Eichsfeldischen, und studirte zu Göttingen unter dem berühmten Michaelis die orientalischen Sprachen und die Hermeneutik. Im Jahre 1773 erhielt er vom Erzbischofe Emmerich Joseph den Ruf als Lehrer der heiligen Schrift und der orientalischen Sprachen zu Mainz. Schon in den ersten Monaten seines Lehramtes brachte er eine neue Erklärung des vierzehnten Verses im VII. Hauptstücke des Jesaias vor. Der Vers lautet so: „Siehe, eine Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären, und sein Name wird heifsen Emanuel.“ Diese Worte erklärten bisher die katholischen Theologen einmüthig für eine prophetische Vorhersagung, und glaubten, unter Emanuel

müsse Christus, und unter der Jungfrau dessen Mutter Maria verstanden werden. Isenbiehl aber behauptete: „diese Stelle rede weder buchstäblich, noch figürlich von Christus und Maria, sondern von einem alttestamentischen Helden, den eine Jungfrau gebären, und der das Volk von dem Drucke der Feinde befreyen würde.“ Doch diese Behauptung schien gerade dem ersten Hauptstücke des Evangelisten Matthaeus zu widersprechen, wo der Engel zu Joseph sagt: „Joseph, du Sohn Davids! scheue dich nicht, dein Weib Maria zu dir zu nehmen. Denn was in ihr gezeugt worden ist, das ist von dem heiligen Geiste. — Denn sie wird einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben, weil er sein Volk von seinen Sünden erlösen wird. — Dies ist nun alles geschehen, auf daſs erfüllet würde, was durch den Propheten von dem Herrn geweissaget worden ist, der da spricht: Sieh! eine Jungfrau wird empfangen, und einen Sohn gebären, und sie werden ihm den Namen Emanuel geben, welches, wenn es verdollmetschet wird, so viel heiſst, als: Gott mit uns.“ Diesen an sich klaren Worten suchte Isenbiehl dadurch auszuweichen, daſs er sagte: „Matthaeus rede nicht von einer eigentlichen prophetischen Weissagung, sondern wolle nur zwischen dem Emanuel bey Je-

saias und zwischen Christus eine Vergleichung anstellen, daſs, wie die Geburt Emanuels aus einer noch ehelosen Jungfrau ein Zeichen war der künftigen Befreyung Israels von dem Drucke der Feinde, eben so die Geburt Jesu aus der Jungfrau Maria ein Zeichen sey von der Erlösung des Menschengeschlechtes." — Als diese Erklärung Isenbiehls der erzbischöflichen Regierung bekannt wurde, ward er von seiner Professur abgesetzt, und auf zwey Jahre in das Seminar verwiesen, um dort bessere theologische Grundsätze zu erhalten. Während dieser Zeit arbeitete Isenbiehl an einem schriftlichen Aufsatze unter dem Titel: „Versuch über die Weissagung Emanuels," wovon er an verschiedene gelehrte Katholiken eine Abschrift schickte, und von denselben auch sehr schmeichelhafte Antworten erhielt. Abt Rautenstrauch, Director der theologischen Fakultät an der hohen Schule zu Wien, schrieb ihm: „Ich habe in ihrem Versuche eine nicht sehr gewöhnliche Kenntniſs der Hermeneutik, aber nichts wider die Orthodoxie gefunden." — Der Weihbischof von Trier, Nicolaus von Hontheim, sagt in seinem Briefe an Isenbiehl: „Obschon ich von ihrer Meinung abweiche, so sehe ich doch keinen erheblichen Grund, warum dieses mit so vielem Fleiſse und ausnehmender Gelehrsamkeit bearbeitete, in keinem Stücke gegen

unsere heilige Religion anstoſsende Werk nicht, wenigstens zur Aufforderung anderer Gelehrten, ihre Gedanken und Urtheile darüber zu äuſsern, öffentlich bekannt gemacht werden sollte." — Unser groſse Dalberg, damals Statthalter in Erfurt, erhielt auch eine Abschrift, die er an den gelehrten Professor Oberthür von Würzburg schickte, und dessen Meynung darüber verlangte. Oberthür schrieb zurück: „Ich habe diesen Versuch einer neuen Erklärung der Prophezeihuug vom Emanuel mit Aufmerksamkeit durchgelesen. Ich habe nicht das mindeste angetroffen, was nur von weitem einer Ketzerey gleich sehe. Im Gegentheile habe ich die Geschicklichkeit des Verfassers bewundern müssen, der eine so faſsliche, schöne, ich möchte fast sagen, die einzige wahre Erklärung der schwersten Stelle in der Bibel gegeben hat. Ich kenne und verehre Eure Excellenz als einen gründlichen und aufgeklärten Theologen, als einen Freund und unermüdeten Forscher nach Wahrheit. Ich glaube, daſs, wenn Sie Isenbiehls Schrift selbst lesen wollten, Sie davon eben so, wie ich, urtheilen würden." — Anton Seelmann, Weihbischof von Speyer, stellte über die ihm zugeschickte Abschrift folgendes Zeugniſs aus: „Die in dieser Schrift angebrachten sowohl hermeneutischen, als historischen und philosophischen Gründe sind, wenigstens

nach meinem Ermessen, so beschaffen, daſs sie die vorgetragene Erklärung der Weissagung Jesaiae viel wahrscheinlicher machen, als diejenige, welche über die nämliche Stelle seither unsere Theologen gegeben haben." *) — Diese schönen Zeugnifse erregten bey Isenbiehl den Wunsch, seine Schrift nur recht bald im Drucke erscheinen zu sehen. Da er mit diesen Gedanken umgieng, wurde er seines Seminar-Arrestes entlassen, und bey dem Gymnasium als Lehrer der griechischen Sprache angestellt, jedoch mit dem Beysatze, sich bey öffentlichen Unterrichte des Gebrauches der heiligen Schrift gänzlich zu enthalten. Man wollte ihm dadurch alle Gelegenheit zu ferneren Neuerungen in der Schriftauslegung entziehen. In dieser Lage hätte Isenbiehl an die öffentliche Bekanntmachung seiner Schrift gar nicht denken sollen. Er konnte sich vorstellen, daſs er in den Augen der Regierung, die schon die mündliche und schriftliche Verbreitung seiner neuen Meynung gestraft hatte, durch den öffentlichen Druck derselben noch strafbarer werden würde. Allein ein unkluger Ehrgeiz hatte sich seiner Seele bereits bemächtiget, und er glaubte, die ganze Welt würde über sein Buch so

*) Le Brets Magazin zum Gebrauche der Kirchen- und Staatengeschichte. VIII. Th. S. 22. 25. 28.

günstig urtheilen, wie die gelehrten Männer, denen er davon eine Abschrift zugeschickt, geurtheilet hatten. Er liefs daher selbes in Koblenz drucken, und der dortige Buchhändler Huber nahm es in Verlag. Peter Philipp Wolf bringt in seiner Geschichte der römisch-katholischen Kirche auch eine Druckbewilligung der Trierischen Bücher-Censur bey, worin es heifst: *) „dafs in dieser Schrift nichts zu finden sey, was wider die Glaubens-Orthodoxie streitet, sondern dafs es eine mit vielem Fleifse ausgearbeitete und mit

*) Die Censur, wie sie Wolf anführt, lautet so:
„Ex Mandato examinavi librum, cujus inscriptio haec est: Neuer Versuch etc. examinavi à pag. 3. ad pag. 224. inclusive (nam reliqua nondum vidi) Tamesti autem à D. authore eatenus dissentiam, quatenus Calmeti sententiam sum amplexus, non tamen video, cur liber iste in publicam lucem prodire non possit, et eruditorum judicia, suamque fortunam experiri. Certe nihil in eo reperitur fidei orthodoxae repugnans. Quid? quod lucubratio ista tanto studio elaborata et vario eruditionis apparatu cumulata, instructa, plures adversarios si non convincet, saltem admotis veluti calcaribus stimulabit ad diligentiorem, accuratioremque controversiae istius gravissimae tractationem et elaborationem. Ita sentiens scripsi Treviris IV. Nov. 1777.

Philippus Cordier,
Libr. Cens.

mannigfaltiger Erudition bereicherte Abhandlung sey." Doch diese Druckbewilligung war nicht von dem Trierischen Ordinariate, sondern sie war, wenn sie nicht ganz erdichtet ist, blos ein Privat-Urtheil des Bücher-Censors Philipp Cordier. Dieser sagt zwar, er hätte das Buch auf Befehl geprüfet, er setzt aber nicht bey, auf wessen Befehl. Auf Befehl des Trierischen Ordinariats geschah es gewiſs nicht, denn dieses verdammte nachher selbst Isenbiehls Buch in einer Dioecesan-Verordnung, und der Churfürst Klemens Wenzeslaus machte dem Trierischen Weihbischof Nikolaus von Hontheim in einem besondern Briefe vom vierten April 1778 Vorwürfe darüber, daſs er Isenbiehls Handschrift so günstig beurtheilet habe. *) — Kaum war das Buch gedruckt, so wurde dasselbe von der geistlichen Regierung zu Mainz untersucht, und das Resultat der Untersuchung fiel dahin aus, daſs es falsche, ärgerliche, für fromme Ohren anstöſsige, und des Socinianismus verdächtige Sätze enthalte. Gleiche Urtheile erfolgten bald darauf von Seite der Erzbischöfe von Trier, Köln, Salzburg, Prag und Wien, und der Bischöfe von Würzburg, Passau, Chur, Paderborn, Hildesheim und Regensburg. —

*) Le Brets Magazin. VII. Theil in der Vorrede.

Alle diese Urtheile wurden gesammelt, und mit einem umständlichen Berichte über den ganzen Hergang der Sache an Pabst Pius den VI. geschickt, der hierüber in einer am zwanzigsten September 1779 erlassenen Bulle über Isenbiehls Buch das Verdammungs-Urtheil aussprach, „indem es falsche, verwegene, ärgerliche, schädliche, die Ketzerey begünstigende und ketzerische Lehren und Sätze enthalte.“ — Als diese Bulle in Mainz angekommen war, wurde Isenbiehl, der seit der öffentlichen Bekanntmachung seines Buches im Kloster Eberbach Arrestant war, vor das Mainzische Vikariats-Gericht gerufen, wo ihm die päbstliche Bulle vorgelesen, und dann von ihm folgende schriftliche Erklärung oder vielmehr Widerruf ausgestellt wurde: „Ich Endesunterschriebener bekenne hiemit feierlich und ungeheuchelt, daſs ich den neuen Versuch über die Weissagung vom Emanuel nach dem Zeugniſse der beygedruckten Vorrede zwar in einer löblichen Absicht, der katholischen Kirche einen Dienst zu leisten, geschrieben habe. Nachdem aber der heilige Vater zu Rom diese meine Abhandlung in eine reifere Untersuchung gezogen, und ein dogmatisches Urtheil darüber abzufassen für nöthig befunden hat, so erkläre ich mich ferner aufrichtig und offenherzig, daſs ich nunmehr diesen

meinen neuen Versuch, da nach dem Ausspruche des heiligen Vaters darin falsche, freventliche, ärgerliche, schädliche, irrige, der Ketzerey günstige, und ketzerische Sätze enthalten sind, schlechterdings, und ohne Rücksicht und Ausnahme verdamme. Mainz, den fünf und zwanzigsten Christmonat 1779." — Darauf wurde Isenbiehl von seinem Arreste frey gesprochen, und einstweilen nach Amöneburg versetzt, wo er am achten May 1780 ein erledigtes Kanonikat erhielt. — Wie glücklich hätte dieser talentvolle Mann sich und andere machen können, wenn er, statt seiner subtilen Spekulation, für das praktische Christenthum hätte arbeiten wollen! — Die Spekulation, besonders in Religionssachen, ist eine sehr gefährliche Klippe, an der schon viele scheiterten, und, wie es scheint, immer noch mehrere scheitern wollen. Man kann durch solche Arbeiten ein Märtyrer für die Wahrheit werden, ohne im eigentlichen Sinne einen Lorbeerkranz zu verdienen, weil der praktische Nutzen dabey sehr gering ist. Es bleibt immer wahr, daſs nur jener ein wahrer Gelehrter ist, der es auf eine nützliche Art ist.

ad §. 99. b.

Joseph Wiehrl.

Dieser Mann war ein Weltpriester aus der

Speyerischen Dioecese, und wurde mit Erlaubniſs seines Bischofes Lehrer der Logik, Metaphysik und praktischen Moral zu Baden. Dort machte er im Jahre 1780 aus der praktischen Philosophie folgende Disputirsätze bekannt: 1. Selbstliebe ist der einzige ursprüngliche Grundtrieb des Menschen. 2. Zeitliche Güter verachten, wenn man sie rechtmäſsiger Weise haben kann, sie verschwenden, wenn man sie besitzt, ist allemal pflichtwidrig. 3. Aus vernünftigen Begriffen von Gott erhellet, daſs Ehrfurcht, Liebe, Dankbarkeit, Anbetung und Vertrauen auf Gott die unmittelbarsten Folgen der Selbstliebe seyen. 4. Erhalte dein Leben, und alles das, was zu deiner Natur und zur Vollkommenheit derselben gehöret. 5. Selbstmord kann in keinem Falle zur pflichtmäſsigen Handlung werden, wohl aber Verstümmelung des Körpers. 6. Sey Menschenfreund mit Weisheit, — erfülle keine Wünsche, welche gemeinschädlich sind, — diene nicht einigen mit dem wahren Schaden mehrerer, — suche kein Vergnügen, welches ein dauerhaftes Uebel erzeugt, — helfe vorzüglich denen, mit welchen du näher verbunden bist, — vergesse deine eigene Wohlfahrt nicht über die Vortheile anderer. 7. Gründe, die wider die Vielweiberey streiten, haben vor jenen, die für dieselbe angeführt wer-

den, das Uebergewicht; gegen die Vielmännerey empört sich die Natur.

Diese Lehrsätze waren dem Bischofe von Speyer verdächtig. Er schickte sie daher zur Prüfung an die theologischen Fakultäten zu Heidelberg und Strafsburg, welche beyde den Ausspruch machten, dafs die Wiehrlischen Sätze „falsch, übel klingend, fromme Ohren beleidigend, dem Naturrechte und dem Worte Gottes entgegen, irrig, ärgerlich, die Moral zerstörend, nach Ketzerey riechend, die Gottlosigkeit begünstigend und ketzerisch wären.“ Hierauf gab der Bischof von Speyer einen Hirtenbrief heraus, worin er sich auf das Heidelbergische und Strafsburgische Urtheil berief, und sich einstweilen vorbehielt, über Wiehrl das Weitere zu verfügen. — Aber der Markgraf von Baden, der den Wiehrl schätzte, schickte dessen Sätze an die Universitäten Wien, Prag, Fulda, Freiburg und Salzburg, welche alle Wiehrls Sätze gut hiefsen, und gar nichts anstöfsiges in denselben fanden. Diese Erklärung theilte nun der Markgraf dem Bischofe von Speyer mit, der darauf alle weitere Untersuchung gegen Wiehrl unterliefs. — Heut zu Tage würden die theologischen Fakultäten zu Heidelberg und Strafsburg über derley Sätze nicht mehr so bitter urtheilen, wie damals. *) —

*) Schmalfus Hist. eccl. Tom. V. Pag. 306. §. 11. Schlözers Briefwechsel. VIII. und IX. Theil.

Register.

A.

Abendmahl unter beyden Gestalten S. 241. — Luthers Erklärung über die Gegenwart Christi im Abendmahle S. 371.
Ablaſs des Jubiläums S. 225. — von Portiunkula S. 228.
Ablaſsverkündung von Tezel S. 323.
Absetzung eines Königs durch Bischöfe S. 103.
Albert der Groſse S. 311.
Alexander von Hales S. 309.
Amerika S. 206.
Anselm der Heilige S. 305.
Apollonius von Thyane S. 49.
Armand von Bouthillier, dessen Talente und Bekehrung S. 494. — giebt den Trappisten eine strenge Regel S. 447. — dessen Streit mit Mabillonius über den Werth der Wissenschaften für Klostergeistliche S. 449. 450.
Arminianer S. 415. — ihre Inconsequenz S. 416.
Athanasius, Bischof, dessen Klugheit S. 106.
Attestat, das Dr. Eck zu Leipzig erhalten haben soll S. 335.
Augsburgische Confession S. 375. — Luthers Gesinnungen darüber S. 376.
Ave Maria S. 337.

B.

Baccanari, Stifter der Väter vom Glauben Jesu S. 444.

Bauern-Aufruhr in Schwaben S. 346. — im Salzburger Lande S. 355. — die dreyſsig Bauern-Artikel S. 348. der Urheber der ersten zwölf Bauern-Artikel S. 346. — Luthers Antheil an dem Bauern-Aufruhr S. 360.

Bekehrungen im zweyten Zeitraume S. 77.

Bernuard, Bischof von Hildesheim, S. 167.

Bibel-Verbot S. 232.

Bibliothek, alexandrinische, ob sie verbrannt worden? S. 87.

Bilderdienst, Miſsbräuche dabey S. 125. — die Russen sind dem Bilderdienste vorzüglich zugethan S. 128.

Bonaventura der Heilige S. 310.

Bonifaz der VIII. war von der Parthey der Guelphen S. 283.

Briefe von Abgarus an Christus S. 40. — von Christus an Abgarus S. 41. — von Maria an die Florentiner S. 42. — von ebenderselben an die Einwohner von Messina S. 42.

C.

Cyrill, war er Erfinder der slavonischen Buchstaben? S. 121.

D.

Damascenus Joannes, von dessen Wunder mit seiner abgehauenen Hand S. 167.

Deisten in Böhmen S. 433.

Denkmäler, Prüfung derselben S. 29.

Deutschherrn, ihre Ordensaufnahme S. 202.

Disputation zu Leipzig zwischen Dr. Eck, Karlstadt und Luther S. 329.

Donauwörth, Unruhen daselbst S. 397.

E.

Einbildungskraft, ihre Wirkungen S. 472. 473. 474.

Eselsfest S. 246.

Essener, ob Jesus in ihrer Schule gebildet worden? S. 43.

F.

Franz von Assis, dessen Wundmahlen S. 249. — Lebenswandel S. 254. — Grundsätze S. 256.

Franz von Paris, dessen Wunder S. 454.

Fridrich der II. Kaiser, warum er zweymal in den Bann gethan worden S. 278.

G.

Gaſsners Wunderkuren S. 465.

Gebhard, Erzbischof von Köln, heirathet und wird abgesetzt S. 394. — macht ein Testament S. 396.

Geistliche und Laien, Unterschied derselben S. 66.

Gibelliner und Guelphen, woher ihre Benennung S. 284.

Glasmalerey wieder erfunden S. 32.

Glocken und Glockentaufe S. 145.

Gregor der VII. dessen Investiturstreit mit Kaiser Heinrich dem IV. S. 258.

H.

Heinrich der IV. Kaiser, dessen Erziehung und Lebenswandel S. 461. — wird von Pabst Gregor dem VII. miſshandelt S. 264.

Huſs Johann wird verbrannt S. 211.

I.

Jansenius, dessen Grabmahl S. 453.

Jesuiten, ihre Privilegien S. 437. — erhalten das Benedictiner-Kloster zu Ebersberg S. 439. — sind gute Jugenderzieher S. 442. — werden von Leibnitz gelobt S. 443.

Inquisitionsgericht S. 216.

Joannes Damascenus S. 167.

Irenäus, Bischof zu Lyon, S. 69.

Isenbiehl S. 476.

Julian, Kaiser, dessen Tod S. 81. — dessen Charakter und Physiognomie S. 82.

K.

Kalvin und Servet S. 405.

Karl der Grosse, noch einige Züge aus seinem Leben S. 116. — dessen Kanonisation S. 120.

Kinder werden in Klöstern geopfert S. 153.

Kleidung der Geistlichen S. 63.

Konradins Schicksal S. 175.

Koppe, Leonhard, Entführer der Katharina von Bore, wird von Luther gelobt S. 167.

Kreuzerscheinung des Kaisers Konstantin S. 73.

Kreuzzüge, deren Nutzen und Schaden S. 180.

L.

Lehenertheilung päbstliche S. 276.

Liturgie Mozarabische S. 231.

Lucian von Samosata S. 48.

Ludwig der Baier, Kaiser, sucht Lossprechung von dem Banne S. 286. — dessen Furcht vor dem Bannfluche S. 290. — dessen Tod und Begräbniss S. 288. — dessen Charakter S. 291.

Luther, *Martin*, dessen Unterredung mit Kardinal Kajetan S. 225. — mit Miltiz S. 326. — Luthers de-

müthiger Brief an den Pabst S. 327. — Luthers Schilderung von Mosellan S. 331. — Lutheri Resolutiones S. 338. — dessen Verdammung wollen die deutschen Bischöfe nicht anerkennen S. 339. — Luther verbrennt die päbstliche Verdammungs-Bulle und das Corpus Juris Canonici S. 342. — wird dafür zu Rom in effigie verbrannt S. 344. — Luthers Urtheil über die Ohrenbeicht S. 346. — schimpft über die Fürsten S. 362. — er heirathet S. 366. — er tröstet den Melanchton, der wegen der Heirath des Landgrafen Philipp krank geworden war S. 369. — Luthers Tod S. 379. — Was alte und neue Schriftsteller von Luther halten S. 381—377. — Luthers Testament S. 388.

M.

Mabillonius, dessen Streit mit Armand Bouthillier über den Werth der Wissenschaften für Klostergeistliche S. 450.

Maigrot, dessen feyerliches Bekenntniſs seiner Unwissenheit S. 459.

Malachias, dessen Weissagung von den Päbsten S. 292.

Maltheser S. 199.

Mark Aurel, Kaiser, verachtet die Christen S. 58.

Märtyrer sprechen ohne Zunge S. 59. — neue Erklärungen dieses Wunders S. 100.

Methodisten S. 421. — ihre besonderen Grundsätze S. 422. 423. — ihre Anzahl S. 424.

Miltiz macht dem Tezel Vorwürfe, daſs dieser krank wird und stirbt S. 326.

Mission der Jesuiten in China S. 458.

Missions-Anstalten in Salzburg S. 461.

Missionäre, ihre Verdienste S. 464.

Molinos, *Michael*, Urheber des Quietismus S. 417. — wahre Ursache seiner Verdammung S. 419.
Mord der Tyrannen vertheidigt von einem Franziskaner — S. 214.
Münzer, *Thomas*, wird hingerichtet S. 366.

N.

Narrenfest S. 244.
Neger, ihre Behandlung in Amerika S. 205. — ihre Befreyung durch die Quäcker S. 414.

O.

Oekolampadius S. 401.
Ohrenbeicht S. 346.
Ordalien S. 129. — die Kirche hat sie nie gut geheifsen S. 132.
Orgeln, ihr Ursprung S. 150.
Otto, Bischof von Freysingen S. 306.

P.

Pactum Calixtinum S. 273.
Päbstin Johanna, neue Gründe für ihre Existenz S. 155.
Pater noster und dessen Zusatz bey Protestanten S. 237.
Petrus Lombardus S. 309.
Phokas, Kaiser, dessen Dekret S. 160.
Pietisten S. 420.
Platonische Philosophie hat Einfluſs auf das Christenthum S. 58.

Q.

Quäcker, Ursprung ihrer Benennung S. 413. — ihre Grundsätze S. 414. — ihre Verdienste um die Negersklaven in Amerika S. 415.
Quietisten S. 417.

R.

Resolutiones Lutheri S. 238.
Rohheit der Geistlichen im mittleren Zeitalter S. 296.
Russen, siehe *Bilderdienst*.

S.

Schulbischof S. 245.
Schwedenborgianer S. 424.
Schwenkfeld S. 372.
Schwerdt der Bischöfe vereiniget mit dem Hirtenstabe S. 285.
Scotus Joannes Duns, ein Skolastiker S. 315.
Skolastiker S. 303. — ihre spitzfindigen Fragen S. 305.
Separatisten S. 428. — ihre Grundsätze S. 429. — ihre Schwachheiten S. 431.
Servet S. 405.
Sybillen, ihre Orakel S. 38.
Steigbügel des Pabstes muſs von Fürsten gehalten werden S. 276.
Sterzinger, Ferdinand, dessen Erklärung der gaſsnerischen Wunderkuren S. 467.

T.

Taufe der Verstorbenen S. 62. — der Glocken S. 145.
Tempelbau unter Kaiser Julian S. 78. 79.
Tempelherrn, ihre Unschuld S. 196.
Tezels Ablaſsverkündung S. 323.
Thomas von Aquin S. 313.
Trappisten S. 443. — ihr Ursprung S. 447. — ihre strenge Regel S. 447.
Tyrannenmord, siehe *Mord*.

U.

Universitäten S. 301.

Bayerische Staatsbibliothek München

V.

Verfälschung einer Stelle bey Matthaeus Kap. 27. v. 51. 52. 53. S. 34.
Väter vom Glauben Jesu S. 444.

W.

Wiedertäufer S. 408. — in Baiern S. 409. — ihr Betragen S. 410. — ihre Artikel S. 411.
Wiehrl, Joseph, S. 484.
Wunder Jesu, neue Erklärung derselben S. 46. — Wunder des Franz von Paris S. 454. — Wunderkuren Gaſsners S. 465. — falsche Wunder S. 22—26.

Z.

Zeugen, Prüfung ihrer Einsicht S. 15. — ihrer Wahrheitsliebe S. 26.
Zigeuner, ihr Ursprung S. 207.
Zwingli S. 399, — einige seiner guten Grundsätze S. 400.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

D. I

Michl, Anton, 1753-1813

Christliche Kirchengeschichte

Bd.: 2

München 1819

H.eccl. 752 a-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10026195-4